

2

Bamberger  
Interdisziplinäre Mittelalterstudien

## NEUE FORSCHUNGEN ZUR MITTELALTERLICHEN BAU- UND KUNSTGESCHICHTE IN FRANKEN

Vorträge der Ringvorlesung des Zentrums für Mittelalterstudien der  
Otto-Friedrich-Universität Bamberg im Sommersemester 2010

HRSG. VON ACHIM HUBEL



UNIVERSITY OF  
BAMBERG  
PRESS

Bamberger interdisziplinäre Mittelalterstudien  
Vorträge und Vorlesungen 2

Bamberger interdisziplinäre Mittelalterstudien  
Vorträge und Vorlesungen

hrsg. vom  
Zentrum für Mittelalterstudien  
der Otto-Friedrich-Universität Bamberg

Band 2



University of Bamberg Press 2011

# Neue Forschungen zur mittelalterlichen Bau- und Kunstgeschichte in Franken

Vorträge der Ringvorlesung des  
Zentrums für Mittelalterstudien der  
Otto-Friedrich-Universität Bamberg  
im Sommersemester 2010

hrsg. von Achim Hubel



University of Bamberg Press 2011

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische  
Informationen sind im Internet über <http://dnb.ddb.de/> abrufbar.

Dieses Werk ist als freie Onlineversion über den Hochschulschriften-  
Server (OPUS; <http://www.opus-bayern.de/uni-bamberg/>) der  
Universitätsbibliothek Bamberg erreichbar. Kopien und Ausdrücke  
dürfen nur zum privaten und sonstigen eigenen Gebrauch  
angefertigt werden.

Umschlaggestaltung: Dezernat Kommunikation und Alumni der  
Otto-Friedrich-Universität Bamberg  
Herstellung und Druck: docupoint, Magdeburg  
Redaktion: Barbara Wunsch, M.A.  
Abbildung auf dem Einband: Petrus Zweidler aus Teuschnitz: Gründ-  
licher abriß der Statt Bamberg, Kupferstich, 1602, Ausschnitt. Entnom-  
mener Faksimile-Ausgabe, hrsg. von Wilfried Krings, Bamberg 1999

© University of Bamberg Press, Bamberg 2011  
<http://www.uni-bamberg.de/ubp/>

ISSN: 1865-4630  
ISBN: 978-3-86309-060-9  
eISBN: 978-3-86309-061-6  
URN: urn:nbn:de:bvb:473-opus-3987

## INHALT

Vorwort	7
<i>Achim Hubel</i> Überlegungen zum Grabmal des Papstes Clemens II. im Bamberger Dom	11
<i>Stephan Albrecht</i> Der Kreuzgang von St. Theodor in Bamberg	51
<i>Markus Hörsch</i> Die mittelalterlichen Bildwerke in der Abtei Ebrach und ihre Bedeutungen. Interessen und Hierarchien in einer Grabeskirche	77
<i>Thomas Eißing</i> Das Rathaus in Forchheim. Neue Erkenntnisse zur Baugeschichte und Bedeutung eines der ältesten erhaltenen fränkischen Rathäuser	113
<i>Stefan Breitling</i> Überlegungen zu Nutzung und Baugestalt fränkischer Schlösser der frühen Neuzeit	157
<i>G. Ulrich Großmann</i> Mythos Burg. Neue Forschungen zu Burgen – besonders in Franken	183
<i>Manfred Schuller</i> Wetzhausen. Burg und Schloss einer fränkischen Reichsritterschaft	211
Farbabbildungen	243



## VORWORT

Das Zentrum für Mittelalterstudien (ZEMAS) der Otto-Friedrich-Universität Bamberg veranstaltet traditionell alljährlich eine Ringvorlesung, die einem ausgewählten Themenspektrum gewidmet ist. Die Vorträge finden regelmäßig während des Sommersemesters an den Montagabenden statt (außer am Pfingstmontag). Dabei beteiligen sich sowohl Mitglieder des ZEMAS als auch eingeladene Gastreferenten von auswärts. Die Organisation der Ringvorlesung übernehmen ebenfalls Mitglieder des ZEMAS.

Nachdem es bereits gelungen war, die Vorträge der Ringvorlesung des Jahres 2007 zu publizieren (Das Bistum Bamberg in der Welt des Mittelalters, hrsg. von Christine und Klaus van Eickels), liegt nun auch die Ringvorlesung des Jahres 2010 in Buchform vor. Sie war dem Thema „Neue Forschungen zur mittelalterlichen Bau- und Kunstgeschichte in Franken“ gewidmet; die Organisation hatte der Unterzeichnete übernommen. Die insgesamt elf Vorträge stellten neue Forschungsergebnisse der jeweiligen Referenten vor. Sie galten mittelalterlichen Themen und waren relativ gleichmäßig auf sakrale wie profane Themengebiete verteilt. Das Spektrum reichte von bedeutenden Sakralbauten Frankens (Dom, St. Michael und Karmelitenkloster in Bamberg, Zisterzienserabtei Ebrach und St. Sebald in Nürnberg) über fränkische Malerei und fränkische Rathäuser bis hin zu vielen Burgen und Schlössern in Franken. Auf unsere Anfrage hin haben sich die meisten Referenten dazu bereit erklärt, ihre Vorträge für die Publikation zu überarbeiten, mit Anmerkungen zu versehen und durch Abbildungen zu bereichern. Lediglich Prof. Dr. Robert Suckale (TU Berlin) und Prof. Dr. Gerhard Weilandt (mittlerweile Universität Greifswald) hatten von Anfang an auf eine Publikation ihrer Vorträge verzichtet, was gut verständlich ist, da beide ihre Referatsthemen in umfangreichen Buchpublikationen bereits



## VORWORT

selbst vorgelegt hatten. Deshalb sei stellvertretend auf diese Bücher verwiesen:

- Robert Suckale: Die Erneuerung der Malkunst vor Dürer (= Historischer Verein Bamberg e.V., Schriftenreihe Band 44), 2 Bände, Petersberg 2009.
- Gerhard Weilandt: Die Sebalduskirche in Nürnberg. Bild und Gesellschaft im Zeitalter der Gotik und Renaissance (= Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte Band 47), Petersberg 2007.

Außerdem konnten Herr Prof. Dr.-Ing. Rainer Drewello und Herr Dr. Peter Ruderich wegen Arbeitsüberlastung letztlich keine Manuskripte zur Verfügung stellen. Die Textfassungen der Vorträge „Die Polychromie des Weltgerichtsportals von St. Sebald in Nürnberg“ (Drewello) und „Zur mittelalterlichen Baugeschichte des Klosters St. Michael in Bamberg und seiner Immunität“ (Ruderich) fehlen daher leider.

Die übrigen sieben Vorträge werden aber nun in diesem Band vorgelegt. In Fortsetzung der Reihe „Bamberger interdisziplinäre Mittelalterstudien – Vorlesungen & Vorträge“ wurde als Verlag wieder die „University of Bamberg Press“ gewählt. Damit ist gewährleistet, dass die Publikation neben ihrer Druckfassung auch in Form einer PDF-Datei kostenlos vom Hochschulschriften-Server (OPUS) der Universitätsbibliothek Bamberg heruntergeladen werden kann. Mit dieser zukunftsweisenden Form der Veröffentlichung wissenschaftlicher Forschungsergebnisse kann die Publikation einerseits in bewährter Form als Buch erworben werden, zum anderen lassen sich alle Beiträge aber auch online lesen und bei Bedarf einzeln ausdrucken. Der Preis für die Buchausgabe ist dabei so günstig kalkuliert, dass das Ausdrucken oder Kopieren eines ganzen Bandes unattraktiv wäre.

Ausdrücklich zu danken ist allen, die zum Erscheinen des Bandes beigetragen haben. Als Erstes sind hier die Autoren zu nennen, die ihre Beiträge ausgearbeitet und zur Verfügung gestellt haben. Dem ZEMAS und vor allem seiner geschäftsführenden Direktorin, Frau Prof. Dr.

## VORWORT

Birgitt Hoffmann, gilt unser Dank für die Bereitstellung des erforderlichen Druckkostenzuschusses. Ganz besonders zu danken ist Frau Barbara Wunsch M.A., die die Mühe der redaktionellen Arbeit auf sich nahm, mit den Autoren korrespondierte, alle Korrekturen übertrug, das Layout erstellte und schließlich das Buch druckfertig machte. Zuletzt sei der „University of Bamberg Press“ und Frau Bibliotheksrätin Barbara Ziegler für die Aufnahme der Publikation in das Verlagsprogramm herzlich gedankt.

Bamberg, im Dezember 2011

Achim Hubel



ACHIM HUBEL

## **Überlegungen zum Grabmal des Papstes Clemens II. im Bamberger Dom**

Der Bamberger Bischof Suidger, der zweite Bischof des von Kaiser Heinrich II. neu gegründeten Bistums Bamberg, trat sein Amt im Jahre 1040 an. Am Heiligen Abend des Jahres 1046 wurde er in Rom als Nachfolger Gregors VI. zum Papst gewählt und nahm den Namen Clemens II. an. Er starb bereits am 9. Oktober 1047, am Tag des Hl. Dionysius. In seinem Testament hatte er als Ort seiner Grablege den Dom seines geliebten Bistums Bamberg bestimmt, dessen Leitung er während seines Pontifikats nicht aufgegeben hatte.<sup>1</sup> Tatsächlich wurde der Leichnam nach Bamberg überführt und im Dom bestattet. Beim Neubau des Bamberger Doms nach dem Brand 1185 wurde das Grabdenkmal von der sogenannten jüngeren Bildhauerwerkstatt des Bamberger Doms neu geschaffen; die Anlage dürfte um 1230 entstanden sein. Die Grabtumba befindet sich bis heute im Westchor des Bamberger Doms, in der Mittelachse zwischen dem Chorgestühl (Abb. 1). Die aus grauem Marmor bestehenden Seitenwände der Tumba zeigen kühn und frei modellierte Flachreliefs. Dargestellt sind an den Längsseiten allegorische Figuren der vier Kardinaltugenden sowie eines Paradiesflusses, an den beiden Schmalseiten der Hl. Johannes der Täufer und Papst Clemens II. auf dem Sterbebett. Die ungewöhnliche Zusammenstellung hat zu den verschiedensten Deutungsversuchen geführt. Die Verknüpfung der vier Paradiesflüsse mit den vier Kardinaltugenden, die auf den Kirchenlehrer Ambrosius zurückgeht, war allerdings durchaus geläufig. Dabei macht es auch Sinn, nur eine Flussallegorie abzubilden,

<sup>1</sup> Zu Papst Clemens II. und zu den historischen Ereignissen vgl. Georg Gresser, Clemens II. – Der erste deutsche Reformpapst, Paderborn 2007.

da die vier Flüsse, die das Paradies bewässern, einem einzigen Strom entstammten, der im Lande Eden entsprang. Wie Erwin Panofsky betonte, waren derartige Allegorien üblicherweise Heiligengräbern vorbehalten; dies lasse vermuten, dass Clemens II. in Bamberg als Heiliger angesehen wurde oder zumindest angesehen werden sollte.<sup>2</sup>

Bei der allegorischen Darstellung des Paradiesflusses, der sich an der nördlichen Längswand der Tumba ganz rechts befindet (Abb. 2), fällt auf, dass er als nackte männliche Figur dargestellt ist. Er hält in der einen Hand einen großen Krug, aus dem das Wasser fließt, und ist in einer ungewöhnlichen und sehr komplizierten Drehbewegung dargestellt. Die Füße sind – wie auch bei den anderen Figuren auf der Tumba – auf eigenartig herausgeklappte Konsolen gestellt, die in Form von Felsstücken den Figuren Halt geben. Ansonsten ist nur der Körper in flachem Relief modelliert, ohne jede Umgebung oder eine genauere örtliche Definition.

An den Paradiesfluss schließt sich links die erste der vier Kardinaltugenden an, die Temperantia: Die Allegorie der Mäßigkeit wird dadurch symbolisiert, dass sie eine Flüssigkeit von einem Gefäß ins andere schüttet und damit Ausgewogenheit vorführt, die wichtigste Eigenschaft der Temperantia. Ungewöhnlich ist auch hier die Tatsache, dass es sich

<sup>2</sup> Wilhelm Vöge, Über die Bamberger Domskulpturen, in: Repertorium für Kunstwissenschaft XXII, 1899, S. 94-104 und XXIV, 1901, S. 195-229, 255-289; wieder abgedruckt in: Bildhauer des Mittelalters. Gesammelte Studien von Wilhelm Vöge, Berlin 1958, S. 130-200 (zitiert wird nach der Ausgabe von 1958), S. 181 Anm. 129. – Alexander Freiherr von Reitzenstein, Papst Clemens II. und sein Grabmal im Bamberger Dom, in: Sigrid Müller-Christensen, Das Grab des Papstes Clemens II. im Dom zu Bamberg, München 1960, S. 9-31, hier: S. 20 f. – J(ochim) Poeschke, Paradiesflüsse, in: Lexikon der christlichen Ikonographie, hg. von Engelbert Kirschbaum, Band 3, Freiburg/Br. 1971, Sp. 382-384. – Erwin Panofsky, Grabplastik. Vier Vorlesungen über ihren Bedeutungswandel von Alt-Ägypten bis Bernini, Köln 1964, 2. Aufl. 1993, S. 69, Anm. 2. – Vgl. die Interpretation von Hans-Christian Feldmann, der auch die Angaben zu den früheren Deutungen liefert: Hans-Christian Feldmann, Bamberg und Reims. Die Skulpturen 1220-1250. Zur Entwicklung von Stil und Bedeutung der Skulpturen in dem unter Bischof Ekbert (1203-1237) errichteten Neubau des Bamberger Doms unter besonderer Berücksichtigung der Skulpturen an Querhaus und Westfassade der Kathedrale von Reims, Ammersbek bei Hamburg 1992, S. 114-116.

## Überlegungen zum Grabmal des Papstes Clemens II.

um eine weibliche Figur mit nacktem Oberkörper handelt, was für mittelalterliche Tugendallegorien nicht üblich ist. Die nächste Tugend ist die *Justitia*, die Gerechtigkeit, die auf dem Richterstuhl sitzt, mit Waage und Schwert als den Attributen ihres richterlichen Amtes. Auch sie ist als Frau charakterisiert, aber voll bekleidet mit einem Unter- und einem Obergewand sowie mit einem Gebinde um den Kopf.

Auf der südlichen Längsseite befinden sich zwei weitere Tugendallegorien. Die beiden Reliefs sitzen hier asymmetrisch auf der Platte, was sich durch den Riss erklärt, der im rechten Drittel der Platte durch den Marmor geht. Wahrscheinlich wird die kostbare Marmorplatte, die von weither – wahrscheinlich aus Kärnten – nach Bamberg transportiert worden war, zerbrochen angekommen sein. Sie sollte dennoch Verwendung finden und wurde von hinten mit Metalldübeln geflickt. Dem Bildhauer dürfte es zu riskant gewesen sein, über die Flickstelle zu modellieren, so dass er die Figur der *Prudentia*, der Klugheit, weiter nach links rückte (Abb. 3). Das Attribut der *Prudentia* ist die Schlange, die aber hier eine merkwürdige Gestalt bekommen hat und eher einem Drachen ähnelt. Auch sonst entspricht die *Prudentia* nicht dem üblichen Typus: Sie erscheint als eine weibliche Figur, die zwar ein togaartiges Gewand über ihren Kopf gezogen hat, ansonsten aber weitgehend nackt ist.

Die nächste Tugend ist die *Fortitudo*, die Tapferkeit, dargestellt in der Figur des Samson, der den Löwen bezwingt, also auf die alttestamentarische Erzählung zurückgreift (Abb. 4). Dieser Löwe ist unglaublich lebendig dargestellt, wie er sich im Kampf aufrichtet; Samson aber hat mit kühnem Griff das Maul gepackt, reißt es auseinander und besiegt so den Löwen.

Zu betrachten sind noch die beiden Schmalseiten der Tumba: Auf der östlichen Schmalseite ist der Tod des Papstes dargestellt. Er liegt auf dem Sterbebett und ein Engel tritt von hinten zu ihm heran, tröstet ihn und nimmt seine Seele in Empfang, um sie ins Paradies zu geleiten – auch das ein *Topos*, der eigentlich Heiligendarstellungen vorbehalten ist. Auf der westlichen Seite (Abb. 1) ist der Hl. Johannes der Täufer mit

seinen Attributen dargestellt, dem Lamm Gottes und dem Schwert. Majestätisch thront er in voller Wahrnehmung seines Prophetenamtes und symbolisiert damit wohl die Kirche des Papstes in Rom, San Giovanni in Laterano, deren Patron ja Johannes der Täufer ist. Deshalb erhielt das Schwert, das ja eigentlich das Martyrium des Propheten kennzeichnet, hier eine zusätzliche Sinnggebung als Richtschwert: Johannes der Täufer symbolisiert damit das Papstamt und ist entsprechend bedeutungsschwer in Szene gesetzt.

Die jüngere Bildhauerwerkstatt des Bamberger Doms, die sich ab etwa 1225 nachweisen lässt, hatte vorher an der skulpturalen Ausstattung der Kathedrale von Reims mitgewirkt. Damit erklären sich die erstaunliche Lebendigkeit und der in der deutschen Plastik bislang unbekannt Naturalismus der Darstellung, was in der Literatur schon vielfach beschrieben worden ist.<sup>3</sup> Dazu kommt eine Beobachtung, die für die Reimser Skulpturen ebenfalls längst gemacht wurde, die aber auch auf die Bamberger Bildwerke zutrifft: Die Bildhauer müssen gute Kenntnisse der antiken römischen Plastik gehabt haben, was in vielen Einzelheiten der Ikonographie, der Körpermodellierung und der Gewandführungen nachgewiesen werden konnte. Man kann davon ausgehen, dass im Mittelalter in Frankreich viel mehr Beispiele von antiker römischer Skulptur als heute erhalten waren, so dass die Bildhauer genügend Vorbilder vor Augen hatten, von denen sie sich sichtlich inspirieren ließen. Wie Hans-Christian Feldmann ausführte, scheint bei der Sterbeszene des Papstes „die Tradition antiker Grabreliefs lebendig, die den Verstorbenen in Begleitung eines geflügelten Führers auf dem Weg in die Totenwelt zeigen“.<sup>4</sup> Er wies auch darauf hin, dass die Relieffigur des Paradiesflusses in der Tradition der „seit der Antike geläufigen Darstel-

<sup>3</sup> Vgl. Achim Hubel, Die jüngere Bildhauerwerkstatt des Bamberger Doms. Überlegungen zur Erzählform und zur Deutung der Skulpturen, in: *Architektur und Monumentalskulptur des 12.-14. Jahrhunderts. Produktion und Rezeption / Architecture et sculpture monumentale du 12e au 14e siècle. Production et réception* (= Festschrift für Peter Kurmann zum 65. Geburtstag), hg. von Stephan Gasser, Christian Freigang und Bruno Boerner, Bern 2006, S. 475-528, mit Angaben zur älteren Literatur.

<sup>4</sup> Feldmann 1992, wie Anm. 2, S. 115.

## Überlegungen zum Grabmal des Papstes Clemens II.

lungen von Flußgöttern“ steht.<sup>5</sup> Auch eine Darstellung wie Samsons Kampf mit dem Löwen auf der Bamberger Papsttumba lässt sich nur damit erklären, dass die Bildhauer der jüngeren Werkstatt antike Vorbilder gekannt haben müssen, zumal es vorher in der mittelalterlichen Kunst auch nicht annähernd eine derart lebendige Darstellung eines Löwen gegeben hat und überdies die Bildhauer in ihrem Leben kaum je einen echten Löwen gesehen haben dürften. Löwendarstellungen finden sich beispielsweise auf dem relativ häufigen Typus der römischen Herkulesarkophage, auf denen die Taten des Herkules dargestellt wurden, darunter sein Kampf mit dem nemäischen Löwen. Als Beispiel sei ein Ausschnitt aus einem Herkulesarkophag des 3. Jahrhunderts n. Chr. in der Galleria Borghese in Rom gezeigt (Abb. 5). Betrachtet man diesen antiken Löwen – wie er hochspringt mit seinen kraftvollen Schenkeln, dem aufgerichteten Körper und dem Kopf mit der mächtigen Mähne – dann ist die Ähnlichkeit mit der Darstellung der Fortitudo in Bamberg ganz offensichtlich; eine vergleichbare Darstellung muss der Bildhauer der Bamberger Papst-Tumba gekannt haben. Dazu kommt die Tatsache, dass von den allegorischen Figuren auf der Bamberger Papsttumba drei als Aktfiguren dargestellt sind. Auch das ist für mittelalterliche allegorische Figuren ungewöhnlich, während die antike Skulptur ja durch eine Fülle von Aktdarstellungen gekennzeichnet ist.

Darüber hinaus stellen wir fest, dass die Reliefs auf der Bamberger Papsttumba keine Rahmen besitzen, sondern gleichsam auf der glatten Grundfläche der Marmorplatte zu schwimmen scheinen. Dies ist absolut einmalig für mittelalterliche Reliefs, da diese immer von Rahmen eingefasst werden, von Vierpässen, Dreipässen, Medaillons usw., aber ein Rahmen ist während des Mittelalters die unabdingbare Voraussetzung für eine Reliefkomposition. Deshalb hatte man in der Forschung im frühen 20. Jahrhundert sogar angenommen, die Reliefs der Papsttumba könnten gar nicht mittelalterlich sein, sondern seien möglicherweise erst im Barock entstanden, beispielsweise nach dem Vorbild der zertrümmerten mittelalterlichen Tumba. Allerdings war das sicherlich

<sup>5</sup> Feldmann 1992, wie Anm. 2, S. 114 f.



zu kurz gedacht: Zwar sind rahmenlose Reliefs im Mittelalter nicht denkbar, aber in der Antike gibt es viele Reliefs ohne Rahmen, vor allem auf Sarkophagen. Als Beispiel sei der Satrapen-Sarkophag vom Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. im Antikenmuseum in Istanbul gezeigt (Abb. 6), wo sich die Darstellungen des Verstorbenen ohne Rahmen auf einer Fläche ausbreiten, die Szenen sind fließend ablesbar, und genau diese Darstellungsform kennzeichnet auch die Bamberger Tumba.

Man erkennt also immer deutlicher, dass es dem Bildhauer um die Nachbildung eines antiken Sarkophags ging, genauer eines römischen Sarkophags, den man als einzig passend für das Grabmal eines römischen Papstes empfunden haben musste. Man muss es als eine geniale Idee der jüngeren Bamberger Werkstatt bezeichnen, mit dieser singulären Darstellungsform den Typus des römischen Sarkophags zu zitieren und dem Papst damit zugleich eine besondere Reverenz zu erweisen. Damit versteht man auch die Wahl des Materials Marmor, das auch die römischen Sarkophage kennzeichnet: Mit der polierten, wahrscheinlich nicht oder nur in kleinen Partien bemalten Oberfläche konnte der kostbare Stein die Assoziation mit römischen Sarkophagen unmittelbar erwecken.<sup>6</sup>

In diesem Zusammenhang lohnt auch ein Blick nach Reims, dem Herkunftsort der jüngeren Bamberger Werkstatt. Die Bildhauer, die an der Reimser Kathedrale um 1220 tätig waren, sind, wie vielfach nachgewiesen und betont wurde, mehr als alle anderen Werkstätten in Frank-

<sup>6</sup> Maren Zerbes wies in ihrer Untersuchung des Papstgrabs zwar auf winzige Grundierungsreste auf den Marmorreliefs hin (Maren Zerbes, *Bauforschung zum Grabmal Papst Clemens II.*, in: Ausstellungskatalog „Clemens II. – Der Papst aus Bamberg. 24. Dezember 1046-9. Oktober 1047“ (= Veröffentlichungen des Erzbischöflichen Ordinariats, Hauptabteilung Kunst und Kultur, Band 2), Bamberg 1997, S. 45-79, hier S. 64). Dies könnte darauf deuten, dass der Sarkophag in späterer Zeit – vielleicht im Barock – eine Fassung erhielt. Ursprünglich wird man sich aber nie und nimmer die Mühe gemacht haben, teure Marmorplatten für das Grabmal zu besorgen, um diese dann in ihrem kostbaren Material durch eine Fassung zu entwerten.

## Überlegungen zum Grabmal des Papstes Clemens II.

reich von antiken Vorbildern geprägt gewesen.<sup>7</sup> Ihre Skulpturen greifen zahlreiche antike Motive auf und zitieren immer wieder antike Darstellungen. Es ist daher nicht verwunderlich, dass am Gerichtportal des Nordquerhauses der Kathedrale von Reims die Toten aus Gräbern auferstehen, die aussehen wie römische Sarkophage (Abb. 7). Aus den gleichen Sarkophagen erheben sich auch die Verstorbenen auf dem Tympanon des Fürstenportals des Bamberger Doms, das von der jüngeren Werkstatt geschaffen wurde. Und auch die Bamberger Papsttumba bildet einen solchen Sarkophag nach; möglicherweise haben die Bildhauer von Bamberg bei den Figuren des Reimser Gerichtsportals sogar direkt mitgewirkt. Dabei offenbart sich nicht nur die enge Verbindung zwischen Reims und Bamberg, sondern auch die gemeinsame Antikenbegeisterung, die in Bamberg gerade beim Sarkophag des Papstes offensichtlich ist.

Nun gehört zum Grabmal des Papstes aber nicht nur dieser Sarkophag, sondern offensichtlich auch die Liegefigur des Papstes, die sich allerdings nicht in der Nähe des Grabmals befindet, sondern im nördlichen Seitenschiff des Ostchors an der Wand montiert ist (Abb. 8). Diese Figur stammt eindeutig auch von der jüngeren Bildhauerwerkstatt, besteht aber merkwürdigerweise nicht aus Marmor, sondern aus Sandstein, und war ursprünglich reich bemalt und vergoldet, wie an erheblichen Fassungsresten nachgewiesen werden kann. Der ungewöhnliche Umstand, dass die Grabtumba und die Liegefigur aus verschiedenen Materialien bestehen und auch sehr unterschiedlich aussahen (polierter, nicht bemalter Marmor und farbig gefasste Sandsteinfigur), führt zu der Frage, wie man sich die Kombination von Grabfigur und Tumba in ihrer ursprünglich geplanten Präsentation vorstellen soll. Da man bisher immer angenommen hat, die Liegefigur sei im Typus eines mittelalterlichen Tumbagraves als Gisant auf der Tumba gelegen, hat man 1978

<sup>7</sup> Willibald Sauerländer, *Gotische Skulptur in Frankreich 1140-1270*, München 1970, S. 51-54. – Siehe zuletzt die Zusammenfassung des Verhältnisses Reims/Bamberg bei Peter Kurmann, *Redemptor sive Judex. Zu den Weltgerichtsportalen von Reims und Bamberg*, in: 143. Bericht des Historischen Vereins Bamberg, Bamberg 2007, S. 159-184; mit zahlreichen Hinweisen auf die ältere Literatur.

einen Gipsabguss der Papstfigur probeweise auf die Tumba gelegt (Abb. 9).<sup>8</sup> Das Ergebnis vermag aber kaum zu befriedigen: Figur und Platte stehen eher in einem Missverhältnis zueinander, weil die Tumbaplatte 2,08 m lang ist, die Papstfigur aber insgesamt nur 1,64 m hoch, einschließlich Drache und Tiara. Zieht man das ab, bleibt eine Körpergröße des Papstes von maximal 1,40 m übrig. Die Grabfigur ist also im Verhältnis zu der großen Tumbaplatte recht klein geraten, zumal Tumbafiguren normalerweise die ganze Fläche ausfüllen, die ihnen zur Verfügung steht.

Noch eigenartiger wird es, wenn wir uns genauer mit der Tumbaplatte beschäftigen, die ebenfalls aus grauem, poliertem Marmor besteht (Abb. 1). Dennoch war sich die Forschung lange Zeit einig darüber, dass die Platte nicht ursprünglich, sondern in späterer Zeit ersetzt worden sei. Diese Annahme stützte sich vor allem auf die Grabinschrift, die auf der Oberseite der Platte in großen Kapitalislettern eingraviert ist. Diese Inschrift ist tatsächlich nicht mittelalterlich, sondern lediglich einer mittelalterlichen Inschrift nachgebildet, und weist einige Fehler auf. Zudem gibt es in den „Acta Sanctorum“ von 1685 einen Hinweis darauf, dass „hostes haeretici“, also ungläubige Feinde, im Bamberger Dom die Platte zertrümmert und die Gebeine des Papstes durcheinander gewühlt hätten, um nach Schätzen zu suchen. Seither galt es als sicher, dass die Platte im Zuge dieser Plünderung – die man als die Plünderung durch die Schweden 1632 interpretierte – zerstört und später erneuert worden sei.<sup>9</sup>

Diese Annahme widerlegte Renate Baumgärtel-Fleischmann mit wichtigen Gegenargumenten: Sie wies nach, dass die Grabinschrift auf der Tumbaplatte in ihrer merkwürdig altertümlichen Kapitalis von einer Beschriftungsaktion stammt, die das Domkapitel 1611 in Auftrag gab und bei der auch andere Grabplatten nachträglich beschriftet wurden.<sup>10</sup>

<sup>8</sup> Siehe Abbildung bei Zerbes 1997, wie Anm. 6, S. 76.

<sup>9</sup> Vgl. von Reitzenstein 1960, wie Anm. 2, S. 9-31, hier S. 17.

<sup>10</sup> Renate Baumgärtel-Fleischmann, Das Papstgrab im Bamberger Dom, in: Ausstellungskatalog „Clemens II. – Der Papst aus Bamberg. 24. Dezember 1046-9. Oktober 1047“

## Überlegungen zum Grabmal des Papstes Clemens II.

Außerdem zitierte sie einen Bericht von der ersten bekannten Öffnung des Papstgrabs im Jahre 1731: Subkustos Graff berichtete, dass „das Haupt, auff dessen vorderen Theil noch viele Licht-gelbe Haar zu sehen, sambt denen überigen gebeinern mit denen Pontifical Paramentis blauer Farbe überdeckt in bester Ordnung liegen“.<sup>11</sup> Die päpstlichen Gewänder aus kostbarsten Seidenstoffen sind ja bis heute vorzüglich erhalten und im Diözesanmuseum zu besichtigen. Die angebliche Zerstörung und Plünderung des Grabs durch die Schweden kann also nicht stimmen. Überdies berichtete Renate Baumgärtel-Fleischmann von einer Untersuchung der Tumbaplatte durch den Geologen Manfred Fürst, nach der Farbe und Struktur des Steins mit den Seitenwänden der Tumba so weitgehend übereinstimmen, dass sie aus dem gleichen Steinbruch stammen müssen.<sup>12</sup> Da kaum anzunehmen ist, dass man in der Barockzeit den Steinbruch kannte, aus dem die Seitenwände stammten, und sich noch dazu die Mühe gemacht hätte, den gleichen Marmor noch einmal für die Platte zu importieren, ist viel eher anzunehmen, dass die Platte ebenfalls mittelalterlich ist und lediglich 1611 beschriftet wurde.

Damit handelt es sich bei der Tumba offensichtlich um die mittelalterliche Variante eines für die Antike typischen Sarkophags mit Seitenwänden und einer flachen Platte als oberem Abschluss, wie er auch in Reims am Gerichtsportal erscheint und von zahllosen antiken Beispielen her bekannt ist. Ein Problem entsteht allerdings durch den Sachverhalt, dass ein antiker Sarkophag keine Liegefigur auf seiner Deckplatte kennt und wir uns deshalb fragen müssen, in welcher Position wir uns die Liegefigur des Papstes vorzustellen haben.

Noch gar nicht beachtet haben wir die Tatsache, dass die Tumba auf einem Sockel sitzt, der aus Sandstein besteht. Dieser Sockel besitzt

( Veröffentlichungen des Erzbischöflichen Ordinariats, Hauptabteilung Kunst und Kultur, Band 2), Bamberg 1997, S. 31-44, hier S. 36-38.

<sup>11</sup> Zitiert nach Baumgärtel-Fleischmann 1997, wie Anm. 10, S. 36.

<sup>12</sup> Baumgärtel-Fleischmann 1997, wie Anm. 10, S. 33 f. und 38.

sechs runde Basen, die anscheinend Säulenschäfte trugen oder tragen sollten, worüber viel spekuliert wurde. Nach den lebendig modellierten Blattreliefs in den Zwickeln zwischen den Eckbasen und den Sockelflächen wurde dieser Sockel ebenfalls von der jüngeren Bildhauerwerkstatt geschaffen; er besteht aus zwei Sandsteinquadern.<sup>13</sup> Dazu kommt noch ein bemerkenswerter Fund: Im Museum alter Plastik – Liebighaus – in Frankfurt/Main befindet sich die fragmentierte Skulptur eines Engels, der ein Weihrauchfass in den Händen hält und als Säulenfigur mit einem runden Säulenschaft aus einem Stück gearbeitet ist (Abb. 10). Das insgesamt 63 cm hohe Fragment besteht aus grauem Marmor, der dem Marmor der Papsttumba sehr ähnlich ist; der Säulenschaft hat einen Durchmesser von 10 cm. Das Fragment wurde vom Liebighaus 1919 im Kölner Kunsthandel erworben; es stammt angeblich aus dem Bamberger Dom.<sup>14</sup> Tatsächlich besteht eine sehr enge stilistische Verwandtschaft zwischen dem Engel und seiner Gewandführung im Vergleich mit den Bamberger Werken der jüngeren Werkstatt, etwa mit den knitterigen Ärmelfalten des Gewandes, die denen der Figur des Hl. Stephanus von der Adamspforte des Bamberger Doms gleichen. Die locker in leichter Verschiebung herunterhängenden Parallelfalten des Engelsingewandes entsprechen weitgehend den Gewändern der Kunigunde von der Adamspforte, und auch die eigenartige Blattkonsole, wo sich

<sup>13</sup> Vgl. die gründliche Beschreibung und Dokumentation des Papstgrabs von Maren Zerber (Zerber 1997, wie Anm. 6, S. 53-64). – Frau Zerber weist auf zahlreiche Verwitterungsspuren am Sandsteinsockel hin. Sie führten sie zu dem Verdacht, der Sockel könne nicht ursprünglich zum Sarkophag gehört haben, sondern sei für eine andere Funktion geschaffen worden und möglicherweise im Freien aufgestellt gewesen. Dies erscheint wegen der genau passenden Maße und der zeitgleichen Datierung von Sockel und Sarkophag sehr unwahrscheinlich. Die schlechte Erhaltung könnte auch durch Feuchteschäden im Fußbodenbereich (z. B. durch Kondenswasser oder zu intensive Nassreinigung des Fußbodens) verursacht worden sein (vgl. auch Walter Hartleitner, Zur Polychromie der Bamberger Domskulptur, (= Schriften der Fakultät Geistes- und Kulturwissenschaften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg Band 5), Bamberg 2011, S. 23, Anm. 44.).

<sup>14</sup> Wilhelm Boeck, *Der Bamberger Meister*, Tübingen 1960, S. 135. – Detlef Zinke, *Liebighaus – Museum alter Plastik, Nachantike großplastische Bildwerke, Band I. Italien, Frankreich, Spanien und Deutschland 800-1380* (= *Liebighaus – Museum alter Bildwerke Frankfurt am Main – Wissenschaftliche Kataloge*, hg. von Herbert Beck, Band I), Melsungen 1981, S. 151-153, Kat.-Nr. 78.

## Überlegungen zum Grabmal des Papstes Clemens II.

vom Kelch ein Blatt nach oben wölbt und dann nach vorne umschlägt, ähnelt dem Blattkapitell unterhalb der Kunigunde. Dieser Engel passt also im Stil absolut zur Bamberger Domsulptur, und ein Zusammenhang mit dem Papstgrab ist anzunehmen.

Dass der Frankfurter Engel mit dem Bamberger Papstgrab zusammenhängt, ist von der Forschung weitgehend anerkannt worden und hat zu unterschiedlichen Rekonstruktionsvorschlägen geführt, die nicht überzeugen konnten.<sup>15</sup> Dagegen hat Tilman Breuer 1975 einen sorgsam durchdachten Rekonstruktionsvorschlag vorgelegt.<sup>16</sup> Danach erhoben sich ursprünglich über den sechs Basen des Sandsteinsockels sechs Marmorsäulchen, jeweils geschmückt mit einer Engelsfigur mit Weihrauchfass – ein bei Grabmälern häufiger Typus. Darauf ruhte der Sarkophag mit den Reliefs an den Seitenwänden, während darüber die Liegefigur des Papstes den bekrönenden Abschluss bildete (Abb. 11). Vergleicht man diesen Rekonstruktionsvorschlag mit den erhaltenen Teilen der Anlage, fällt zunächst einmal auf, dass die Tumbaplatte auf ihrer glatten Oberseite keinerlei Reste einer Befestigung der Papstfigur aufweist und es auch sonst nicht die geringsten Spuren dafür gibt, dass die Figur über einen längeren Zeitraum auf dieser Platte lag. Außerdem passt eine bemalte Sandsteinfigur ganz und gar nicht auf eine glatt polierte Marmortumba, abgesehen davon, dass wir den Typus der Tumba als den eines römischen Sarkophags identifiziert hatten – und auf römischen Sarkophagen gibt es keine Liegefiguren.

<sup>15</sup> Otto Schmitt, Ein Bamberger Engel, in: Städel-Jahrbuch 1, 1921, S. 109-118. – Alexander von Reitzenstein, Das Clemensgrab im Dom zu Bamberg, in: Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst NF VI, 1929, S. 216-275. – Richard Hamann, Das Grab Clemens II. im Bamberger Dom, in: Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 1, 1934, S. 16-36. – von Reitzenstein 1960, wie Anm. 2, S. 17-20.

<sup>16</sup> Tilman Breuer, Überlegungen zu Papstgrab und Adamspforte, in: Jochen Zink, Der Bamberger Dom und seine plastische Ausstattung bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Bericht über das Kolloquium in Bamberg vom 8. und 9. April 1975, in: Kunstchronik 28 (1975), S. 438-447.

Bemerkenswert ist dabei die Tatsache, dass in der Forschung bisher noch niemand auf die Idee gekommen ist, für die Papstfigur eine andere Position zu vermuten als die auf der Tumbaplatte. Denn Grabfiguren können sich auch an anderen Stellen befinden, wie das Grabmal des 1356 verstorbenen Reichsschultheiß Konrad Groß aus der ehemaligen Heilig-Geist-Spalkirche in Nürnberg zeigt (Abb. 12): Er liegt als Sandsteinfigur unten auf einem flachen Sockel, links und rechts flankiert von jeweils vier sitzenden trauernden Frauen, hinter denen kantige Stützen aufragen. Auf diesen liegt eine große polierte – 1954 erneuerte – Rotmarmorplatte, welche die Anlage im Typus eines Tischgrabs oben abschließt. Der Sinn der großen Platte ist unklar; es könnte sein, dass hier von Konrad Groß gestiftete Armenspenden abgelegt wurden.<sup>17</sup> Ein weiteres Beispiel für unten liegende Figuren ist das Tischgrab des Hl. Emmeram in der ehemaligen Abteikirche St. Emmeram in Regensburg (Abb. 13), das etwa zur gleichen Zeit wie das Nürnberger Grabmal um 1350/60 geschaffen wurde. Im südlichen Nebenchor liegt die überlebensgroße Sandsteinfigur des Heiligen auf einem flachen Sockel mit abgeschrägten Rändern, auf denen die zeitgleiche, den Heiligen würdige Inschrift eingraviert ist. Über den vier Ecken des Sockels erheben sich gedrungene Säulchen mit Blattkapitellen, die eine monumentale Platte aus rotem Marmor tragen, deren Oberseite blank poliert ist. Das auf einem Kissen ruhende Haupt des Hl. Emmeram blickt dabei senkrecht nach oben, also direkt zu der Unterseite der Marmorplatte. Auch hier kann man nur spekulieren, welchem Zweck die große Platte ursprünglich diente; am wahrscheinlichsten ist die Vermutung, hier könnten Weihgaben an den Heiligen aufgestellt worden sein.<sup>18</sup>

Eine für unsere Vergleiche besonders wichtige Grabanlage befindet sich in Aubazine (Region Limousin, Dep. Corrèze), in der ehemaligen Zis-

<sup>17</sup> Vgl. Hans Körner, *Grabmonumente des Mittelalters*, Darmstadt 1997, S. 49 f., Abb. 36. – Georg Dehio, *Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bayern I: Franken*, bearbeitet von Tilmann Breuer, Friedrich Oswald, Friedrich Piel, Wilhelm Schwemmer u.a., 2., ergänzte Aufl. München/ Berlin 1999, S. 763.

<sup>18</sup> *Die Kunstdenkmäler von Bayern, Oberpfalz, XXII, Stadt Regensburg*, bearbeitet von Felix Mader, Band I, München 1933, S. 248. – Körner 1997, wie Anm. 17, S. 47 f., Abb. 34.

## Überlegungen zum Grabmal des Papstes Clemens II.

terzienserabteikirche St. Étienne. Dort befindet sich das Grab des ersten Abtes, des Hl. Stephan bzw. St. Étienne (um 1085-1156). Sein Grab entstand um 1260/70 (Abb. 14). Durch die großen Öffnungen der von Säulen getragenen spitzbogigen Arkaden sieht man in das Innere eines offenen Gehäuses, in dem unten die Grabfigur des Heiligen liegt. Über den Arkaden erhebt sich ein steinernes Satteldach, das mit Reliefs aus dem Leben des Heiligen geschmückt ist. Die aufwendige Anlage wirkt wie eine Kombination von Tischgrab und Reliquiensarkophag.<sup>19</sup>

Hinzuweisen ist außerdem auf den Typus des Stützenschreins, bei dem ein steinerner Sarkophag von Säulen getragen wird. Hans Körner hat für diesen Typus eine Reihe von Beispielen nachgewiesen, darunter den auf vier Säulen stehenden Sarkophag der merowingischen Prinzessin Viventia in der Kirche St. Ursula in Köln (Abb. 15).<sup>20</sup> Sie wurde – ähnlich wie Papst Clemens II. – als heiligmäÙig verehrt. Ihr Grab stammt aus dem frühen 12. Jahrhundert, ist also zeitlich nicht sehr weit vom Sterbedatum des Papstes Clemens II. entfernt. Man könnte sich deshalb vorstellen, dass das erste Grabmal, das der Papst nach der Überführung seines Leichnams im Bamberger Dom erhielt, ebenfalls ein solcher Stützenschrein gewesen sein könnte. Dann hätte die jüngere Bildhauerwerkstatt im 13. Jahrhundert zwar ein neues Grab geschaffen, das alte aber auch in angemessener Weise zitiert.

Wenn man diese verschiedenen Varianten betrachtet, kann man doch mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, dass die auf Säulen ruhende Grabtumba des Papstes Clemens II. in Bamberg den Typus des Stützenschreins verkörperte, wobei die Tumba selbst bewusst als römischer Sarkophag gestaltet wurde: in Marmor gemeißelt, mit Reliefs ohne Rahmen, mit Allegorien in der Gestalt von Aktfiguren und mit einer glatten Marmorplatte als Deckel. Da eine Liegefigur ganz und gar nicht auf einen solchen Sarkophag passt, liegt die Vermutung nahe, die Figur

<sup>19</sup> Körner 1997, wie Anm. 17, S. 51 f., Abb. 38.

<sup>20</sup> Körner 1997, wie Anm. 17, S. 41, Abb. 30. – Clemens Kosch, Kölns Romanische Kirchen. Architektur und Liturgie im Hochmittelalter, Regensburg 2000, S. 80.



des Papstes sei nicht auf dem Sarkophag, sondern unter ihm gelegen, auf dem hohen, von einem Profil gerahmten Sockel. Deshalb habe ich mir erlaubt, den Vorschlag Breuers umzuzeichnen (Abb. 16). Die gezeigten Vergleichsbeispiele legen jedenfalls eine solche Rekonstruktion sehr nahe. Bestärkt wird diese These zudem durch das Material, weil dann auf dem Sandsteinsockel – der sicherlich auch farbig bemalt war – die bemalte Sandsteinfigur des Papstes lag. Die sechs Basen am Sockel trugen dann die Marmorsäulen, auf denen der Marmorsarkophag ruhte, so dass von dem farbigen, aber schlichteren Material des Sandsteins unten zum kostbaren Material des Marmors oben eine bezeichnende Bedeutungssteigerung erfolgte. So würde sich auch erklären, warum auf der Platte, die wir als mittelalterlich erkannt haben, überhaupt keine Befestigungsspuren einer Liegefigur zu sehen sind. Selbst wenn die Platte – wider Erwarten – nicht mittelalterlich sein sollte, dürfte ihr ursprüngliches Aussehen vom Typus her genau dem heutigen entsprechen haben.

Bei näherer Betrachtung der Liegefigur des Papstes (Abb. 8) kommen noch weitere Aspekte zum Vorschein, die mit dem Standort zu tun haben: Denn die Figur befindet sich ja nicht in Nähe des Papstgrabes, sondern im nördlichen Seitenschiff des Ostchors, wo sie mit zwei in der Rückwand eingelassenen Eisenstangen befestigt ist, die von unten die Grabfigur tragen. Eine weitere Eisenstange ist durch den Oberkörper des Papstes durchgebohrt und oben mit einer Öse versehen. Ein durch die Öse gesteckter Splint hält die Skulptur fest. Es ist auffällig, wie brutal dieses Loch in den Oberkörper geschlagen wurde, damit man die Figur an der Wand befestigen konnte.<sup>21</sup> Diese ungewöhnliche und nicht sehr pietätvolle Vorgehensweise lässt die Frage aufkommen, warum und wann die von mir rekonstruierte Grabanlage auf den heutigen Zustand reduziert wurde und wann die Papstfigur an ihren heutigen Standort versetzt worden ist. Diese Frage lässt sich nur klären, wenn man die Papstfigur zusammen mit den anderen Skulpturen der jüngeren Bildhauerwerkstatt betrachtet, die – an die Papstfigur anschließend – in

<sup>21</sup> Vgl. Zerbes 1997, wie Anm. 6, S. 67, Abb. 15-17.

## Überlegungen zum Grabmal des Papstes Clemens II.

diesem Teil des nördlichen Seitenschiffs stehen. Da auch diese Skulpturen meiner These nach ursprünglich für das Grab des Papstes Clemens II. geschaffen worden waren, muss hier etwas weiter ausgeholt werden.

Westlich anschließend an die Liegefigur des Papstes findet sich am Freipfeiler zwischen dem zweiten und dritten Joch von Osten die berühmte Dreiergruppe, deren zentrale Figur die Statue Mariens bildet, flankiert links von der Figur der Elisabeth (so ergibt sich eine Heimsuchungsgruppe) und rechts von dem Kronenengel, der mit Maria als Verkündigungsgruppe gelesen werden kann, ursprünglich aber zur Statue des Hl. Dionysius am nächsten Pfeiler gehörte (Abb. 17). Über diese Bildwerke, ihre Deutung und das ikonographische Programm ist mindestens genauso phantasievoll spekuliert worden wie über das Papstgrab. Die jüngst durchgeführten Untersuchungen der Bauforscherin Maren Zerbes zu den technischen Befunden und des Restaurators Walter Hartleitner zur Polychromie haben überraschende Ergebnisse gebracht, welche doch einige Fragen eindeutiger als bisher beantworten lassen. Von erheblicher Konsequenz ist beispielsweise der Hinweis von Maren Zerbes, dass es bei den Konsolen, auf denen die Statuen stehen, zweifelhaft sei, ob sie von Anfang an für die Aufstellung von Figuren gedacht waren.<sup>22</sup> Ihre Skepsis kann man nur nachdrücklich unterstreichen. Bei diesen klobigen, unförmigen Konsolen, die im Verband mit den Pfeilern stehen und schon beim Bau ins Mauerwerk eingelassen worden waren, handelt es sich nie und nimmer um Figurenkonsolen. Wie ich an anderer Stelle ausführlich darlegte,<sup>23</sup> sind die Konsolen als „Baukonsolen“ zu interpretieren, die während des Dombaues ein Notdach oder ein Gerüst zu tragen hatten und nach Abschluss der Bauarbeiten abgemeißelt werden sollten. Bevor aber der Dom vollendet war und bevor man daran denken konnte, die Konsolen zu entfernen,

<sup>22</sup> Maren Zerbes, Die „Jungfrau Maria“ neben dem Georgenchor. Ein erster Überblick über die Ergebnisse der Bauforschungen an den Skulpturen der Jüngeren Werkstatt im nördlichen Seitenschiff des Bamberger Domes, in: das münster – Zeitschrift für christliche Kunst und Kunstwissenschaft 56 (2003), Heft 5 (Sonderheft Bamberger Dom), S. 347-365, hier S. 347.

<sup>23</sup> Hubel 2006, wie Anm. 3, S. 517-519.

wurden bereits die Figuren der jüngeren Werkstatt darauf aufgestellt, wie Walter Hartleitner und Maren Zerbes nachweisen konnten.

Für den ganzen Zyklus der Statuen im nördlichen Seitenschiff stellte Walter Hartleitner fest, dass sie ihre ursprüngliche farbige Fassung am und für den heutigen Standort erhalten haben. Dies lässt sich vor allem an der übereinstimmenden Bemalung von Marienfigur und Hintergrundsfläche auf dem mittleren Pfeiler sowie an den Flügeln des Engels nachweisen, deren Bemalung sich genau auf die heute sichtbaren Partien beschränkt.<sup>24</sup> Darüber hinaus gibt es Indizien, die darauf hindeuten, dass die heutige Aufstellung der Statuen zwar sicher nicht die ursprünglich geplante war, aber sehr früh erfolgte. Die Figur des Engels steht auf einem Zwischenstück, das über der „Baukonsole“ eingefügt wurde, um den Engel auf die Höhe der Maria zu bringen. Dieses Werkstück muss aufgrund seiner Bearbeitung und des Einsatzes der Zahnfläche von dem Team der jüngeren Bildhauerwerkstatt geschaffen worden sein.<sup>25</sup> Die „Baukonsole“ unter der Maria wurde oben links und rechts abgeschrägt, maßgenau für die Plinthe der Marienfigur berechnet, und zwar mit dem ebenfalls für die jüngere Werkstatt typischen Instrument der Spitzfläche.<sup>26</sup> Die reiche farbige Erstfassung findet sich in Resten nicht nur auf der Figur, sondern auch auf der Fläche des Pfeilers hinter ihr, so dass schon die Erstfassung für den heutigen Standort geschaffen worden sein muss.<sup>27</sup> Abarbeitungen an der Rückseite der Plinthe des Engels und ein Wandhaken in seinem Rücken belegen, dass diese Figur vor ihrer heutigen Platzierung schon einmal anderswo im Dom aufgestellt war, und zwar vor einer flachen Wand; die beiden Flügel sind für eine Präsentation links und rechts parallel zur Wandfläche modelliert worden, ähnlich wie beim Posauenengel des Fürstenportals. Der Engel hielt ursprünglich eine Märty-

<sup>24</sup> Walter Hartleitner, Zur Polychromie der Bamberger Domskulptur, in: *das münster – Zeitschrift für christliche Kunst und Kunstwissenschaft* 56 (2003), Heft 5 (Sonderheft Bamberger Dom), S. 366-380, hier S. 375. – Hartleitner 2011, wie Anm. 13, S. 41-43.

<sup>25</sup> Zerbes 2003, wie Anm. 22, S. 350.

<sup>26</sup> Zerbes 2003, wie Anm. 22, S. 359.

<sup>27</sup> Hartleitner 2003, wie Anm. 24, S. 368. – Hartleitner 2011, wie Anm. 13, S. 41-47, 117 f.

## Überlegungen zum Grabmal des Papstes Clemens II.

rerkrone in der Hand und überreichte sie dem Hl. Dionysius, der somit ebenfalls für einen anderen Standort geschaffen worden sein muss (Abb. 18). An diesem zu erschließenden ersten Aufstellungsort standen die beiden Figuren des Dionysius und des Engels wohl nur kurz und waren auch noch nicht bemalt, da sie ihre mittelalterliche Erstfassung am heutigen Ort erhielten; die Flügel des Engels sind einmal auf der Vorderseite, einmal auf der Rückseite mit bunt schillernden Pfauenfedern bemalt und berücksichtigen eindeutig die heutige ziemlich unglückliche Montierung der Flügel in der Eckposition.<sup>28</sup> Den ersten Aufstellungsort muss man aber – in welcher Art auch immer – in Verbindung mit dem Papstgrab sehen, da Clemens II. am Fest des Hl. Dionysius, am 9. Oktober 1047, starb und nur wegen dieses Datums die Verehrung des Hl. Dionysius nach Bamberg kam.<sup>29</sup> Dies bestätigte bereits Papst Leo IX., der übernächste Nachfolger von Papst Clemens II., als er 1052 zu Besuch in Bamberg weilte. Er verlieh damals dem Bamberger Bischof das Pallium und dem Domkapitel das Recht, eine Mitra zu tragen, allerdings nur an wenigen Festtagen, darunter am Tag des Hl. Dionysius, „eo quod tunc anniversarius dies celebratur domni pape Clementis supramemoria“.<sup>30</sup>

Auf der Basis dieser – zunächst verwirrenden – Befunde schälen sich folgende Ergebnisse heraus: Die jüngere Bildhauerwerkstatt arbeitete nach der Fertigstellung von Fürstenportal, Reiter und Adamspforte offensichtlich an einem größeren Programm, das wohl mit dem Grab des Papstes Clemens II. in Verbindung stand und das für einen uns unbekanntem Standort konzipiert war. Mit Sicherheit lassen sich die Liegefigur des Papstes, der Sarkophag des Papstes und die Figurengruppe Kronenengel/Dionysius als Bestandteile dieses Papstgrabes

<sup>28</sup> Hartleitner 2003, wie Anm. 24, S. 375. – Hartleitner 2011, wie Anm. 13, S. 57-64, 118 f.

<sup>29</sup> von Reitzenstein 1960, wie Anm. 2, S. 13-15, 19 f.

<sup>30</sup> von Reitzenstein 1960, wie Anm. 2, S. 15. – Gerd Zimmermann, Bischof Suidger von Bamberg – Papst Clemens II. † 9. Oktober 1047, in: Ausstellungskatalog „Clemens II. – Der Papst aus Bamberg. 24. Dezember 1046-9. Oktober 1047“ (= Veröffentlichungen des Erzbischöflichen Ordinariats, Hauptabteilung Kunst und Kultur, Band 2), Bamberg 1997, S. 9-30, hier S. 26.

identifizieren. Offensichtlich hat es schon früh eine provisorische Aufstellung der Figuren gegeben, wenn auch noch ohne farbige Fassung. Nachdem die jüngere Bildhauerwerkstatt die ihr übertragenen Aufgaben systematisch abarbeitete und der Reihe nach das Fürstenportal vollendete, die Reiterfigur schuf und die Adamspforte mit Gewändefiguren schmückte, darf man annehmen, dass auch die zuletzt geschaffenen Skulpturen zu einem einheitlichen Programm gehört haben dürften, das unvollendet blieb und zu der provisorischen Aufstellung der Figuren im nördlichen Seitenschiff führte. Es wäre auch ziemlich unwahrscheinlich, an mehrere unterschiedliche Figurenprogramme zu denken, die gleichzeitig abgebrochen worden wären und die man dann alle in das Seitenschiff verbannt hätte. Deshalb sind meines Erachtens auch die anderen beiden Figuren im Nordschiff des Doms – also Maria und Elisabeth (Abb. 19) – ursprünglich für das Papstgrab konzipiert worden. So wie sich die Sterbeszene des Papstes an der Ostseite des Sarkophags mit der Dionysius/Engel-Gruppe verbindet, da sein Tod am Fest des Hl. Dionysius stattfand, kann nämlich die Darstellung des Hl. Johannes des Täufers an der Westseite des Sarkophags mit der Heimsuchungsgruppe verknüpft werden: Die Szene der Heimsuchung spielt eine wichtige Rolle in der Verehrung des Täufers, da dieser vor Freude im Leib seiner Mutter Elisabeth hüpfte, als die schwangere Maria zu Besuch kam; in diesem Moment hatte Johannes, weil er die Gegenwart Gottes erkannte, die Erlösung von der Erbsünde und die Salbung zum Propheten erhalten.<sup>31</sup> Zu klären ist dabei, warum Johannes der Täufer eine wichtige Rolle beim Papstgrab spielt. Wahrscheinlich dürfte die päpstliche Hauptkirche in Rom, San Giovanni in Laterano, den primären Anstoß gegeben haben.<sup>32</sup> Außerdem kann man in Johannes den Vorläufer und im Papst den Nachfolger und irdischen Stellvertreter Christi sehen.

<sup>31</sup> F(riederike) Tschochner, Heimsuchung, in: *Marienlexikon*, hg. von Remigius Bäumer und Leo Scheffczyk, Band 3, St. Ottilien 1991, S. 118. – Vgl. *Jacobus de Voragine, Legenda aurea*, hg. und übersetzt von Richard Benz, Jena 1925, Band 1, Sp. 542 f.

<sup>32</sup> von Reitzenstein 1960, wie Anm. 2, S. 20. – Feldmann 1992, wie Anm. 2, S. 115.

## Überlegungen zum Grabmal des Papstes Clemens II.

Es sieht außerdem so aus, als wären die beiden Figurenpaare Engel/Dionysius (Abb. 18) und Maria/Elisabeth (Abb. 19) auch für eine jeweils ähnliche Aufstellung und als Gegenstücke konzipiert worden. Während der Kronenengel vor einer flachen Wand aufgestellt war und seine Gestik eher frontal nach vorn gerichtet ist, mit einer nur leichten Drehung des Kopfes nach rechts hin, wurde Dionysius für einen Standort konzipiert, von dem aus er nach links in den Raum hinein agieren musste, was an der Diskrepanz zwischen der Plinthe und seinem Stand auf ihr deutlich wird. Bei der „Heimsuchung“ ist Maria frontal nach vorn ausgerichtet, von der flachen Wand aus agierend, und an der Figur der Elisabeth fällt wiederum die starke Wendung nach links auf. Bei einer stärkeren räumlichen Trennung voneinander könnte man auch die intensive Gestik und Blickrichtung der Elisabeth besser verstehen, die sich mit großer Eindringlichkeit Maria zuwendet; und die Tatsache, dass Elisabeth rechts von Maria – also auf der Ehrenseite – aufgestellt gewesen sein muss, könnte durch das Gesamtprogramm erforderlich gewesen sein. Stellt man sich nämlich vor, dass auch das Papstgrab in diese Gruppenbeziehungen eingebunden war, möchte man vermuten, der Engel und die Maria seien deshalb stärker frontal ausgerichtet, weil sie zusätzlich Bezug zum Sarkophag des Papstes genommen haben könnten: der Engel, um auch ihm die Krone des ewigen Lebens zu überreichen, und Maria, die dem Papst als Fürbitterin bei Gott beistehen sollte. Da auf dem Sarkophagrelief der Sterbeszene ein Engel an das Bett herantritt, um den Papst zu segnen und ihn in die himmlische Seligkeit zu geleiten, ist diese Darstellung typologisch eng mit der Gruppe Engel/Dionysius verknüpft.<sup>33</sup> Eine ähnliche Verbindung kann für das Johannesrelief und die Gruppe Maria/Elisabeth vermutet werden: Wie bei der Heimsuchung Johannes als erster Christus erkennt und zu seinem Wegbereiter wird, betont auch das Relief am Sarkophag die Bedeutung des Täufers als Vorläufer Christi, sowohl durch das Medaillon mit dem Lamm Gottes, das er vor sich hält, als auch durch seine thronende Haltung und das Gerichtsschwert in der Rechten, das

<sup>33</sup> Feldmann 1992, wie Anm. 2, S. 115.

ihn zum Vorläufer für das Jüngste Gericht macht, aber auch die Schwertgewalt des Papstes symbolisieren dürfte.

Damit dürfte feststehen, dass die jüngere Werkstatt mit der Konzeption eines aufwendigen und prachtvollen Papstgrabs beschäftigt war, das wohl auch sehr viel Platz beansprucht hätte. Aus unbekanntem Gründen scheint man noch vor der Fertigstellung des Doms diese Pläne aufgegeben zu haben. Vielleicht war anfangs ein Überbau in Gestalt eines architektonischen Gehäuses vorgesehen, was bei der Bedeutung des einzigen Papstgrabs in Deutschland und der einem Heiligen angenäherten Verehrung gut vorstellbar ist.<sup>34</sup> Wo kann man sich aber ein so aufwendiges und mit Figuren bereichertes Papstgrab vorstellen? Nicht auszuschließen ist, dass man an eine eigene Grabkapelle dachte. Ein Beispiel hierfür wäre das Heilige Grab in der Mauritiusrotunde des Konstanzer Münsters, ein relativ kleiner Kapellenbau aus der Zeit um 1260/70, aber immerhin so gestaltet, dass der polygonale Bau innen Relieffiguren zeigt, die das Grab Christi in der Mitte umstellen und so eine gewisse Vorstellung davon geben, wie eine Grabanlage in Bamberg ausgesehen haben könnte.<sup>35</sup> Es gibt außerdem ein Beispiel am Meißner Dom, das zwar keine Grabanlage ist, aber vom Typus her verwandt scheint: die sogenannte Achteckkapelle am südlichen Querhaus, durch die man gehen muss, um durch zwei Türen ins Langhaus und ins

<sup>34</sup> Tilmann Breuer hatte an einen „mächtigen freistehenden Baldachin“ gedacht (Breuer 1975, wie Anm. 16, S. 440, 446, Abb. B). Er war der Ansicht, dieser Baldachin, der über dem Papstgrab aufgerichtet oder geplant gewesen sei, sollte mit den Säulenfiguren bestückt werden, die später an die Adamspforte gekommen sind. Dabei handelt es sich um Heinrich und Kunigunde, Stefan und Petrus, Adam und Eva, also um sechs oder – wenn man Adam und Eva nicht einrechnet – um vier Figuren, die nach der Idee Breuers die Baldachinsäulen geschmückt hätten. Diese Idee muss verworfen werden, weil Manfred Schuller durch seine bauforscherischen Untersuchungen eindeutig festgestellt hat, dass die Skulpturen der Adamspforte und ihre Baldachine eindeutig für den Ort geschaffen worden sind, wo sie sich befinden, nämlich für die Adamspforte (vgl. Manfred Schuller, *Architektonisches Nebenwerk und Befund – Am Beispiel der Bamberger Adamspforte*, in: *Beiträge zur fränkischen Kunstgeschichte*, Band 1-2, Bamberg 1995, S. 49-81.). Die Baldachinthese fällt also weg.

<sup>35</sup> Heribert Reiners, *Das Münster Unserer Lieben Frau zu Konstanz (= Die Kunstdenkmäler Südbadens, Band I)*, Konstanz 1955, S. 499-516. – Emil Spath, *Zeichen der Hoffnung – Das Heilige Grab im Konstanzer Münster*, Lindenberg 2007.

## Überlegungen zum Grabmal des Papstes Clemens II.

Querhaus des Doms zu gelangen. Es handelt sich um eine Doppelkapelle mit einem Obergeschoss, geweiht dem Hl. Johannes, ausgestattet mit großen Figuren, die an den abgeschrägten Wänden stehen, geschaffen um 1270/80.<sup>36</sup> Bemerkenswert ist nun, dass es auch in Bamberg eine zweigeschossige achteckige Kapelle gegeben hat, und zwar die Andreaskapelle, die nördlich des Doms lag und direkt vom Nordquerhaus betreten werden konnte (Grundriss Abb. 20). Von dieser Kapelle sind nur noch zwei Wandflächen erhalten (Abb. 21). Der Rest ist im späten 18. Jahrhundert abgebrochen worden, weil die Kapelle leider als Verkehrsbehinderung empfunden wurde. Aber über ihr Aussehen ist einiges bekannt. Errichtet wurde sie ab 1047, und zwar von Bischof Hartwig, dem unmittelbaren Nachfolger Bischof Suidgers bzw. des Papstes Clemens II. An sich waren damals der Heinrichsdom und die sich nördlich anschließende Pfalz längst fertig. Es gab auch bereits eine Kapelle in der bischöflichen Pfalz, nämlich die Thomaskapelle, so dass eine zweite Kapelle eigentlich überflüssig gewesen wäre; dennoch wurde die Andreaskapelle errichtet.<sup>37</sup>

Daher stellt sich die Frage, ob nicht vielleicht diese Kapelle, die genau zu dem Zeitpunkt gebaut wurde, als der Leichnam des Papstes nach Bamberg kam, als Grabkapelle dienen sollte. Wir wissen darüber nichts. Eine etwas spätere Quelle spricht davon, dass das Grabmal des Papstes im Westchor des Doms lag.<sup>38</sup> Das ist durchaus möglich, und vielleicht ist die Andreaskapelle dann doch nicht als Grabkapelle benutzt worden. Aber nun ist die Tatsache interessant, dass die Andreaskapelle in genau der Zeit um 1230, als die jüngere Bildhauerwerkstatt an dem neuen Papstgrab arbeitete, grundlegend umgebaut und verschönert wurde:

<sup>36</sup> Architektur und Skulptur des Meißner Domes im 13. und 14. Jahrhundert, hg. von Heinrich Magirius, Weimar 2001: Die Achteckkapelle, S. 287-342.

<sup>37</sup> Walter Burandt, Die Baugeschichte der Alten Hofhaltung in Bamberg, Bamberg 1998, S. 83-85, 142-144, 183-187. – Vgl. Walter Sage, Die Ausgrabung im Bamberger Dom, in: Ausstellungskatalog „Kaiser Heinrich II. 1002-1024“ (= Bayerische Landesausstellung 2002 in Bamberg), Stuttgart 2002, S. 100, Abb. 82.

<sup>38</sup> Renate Kroos, Liturgische Quellen zum Bamberger Dom, in: Dethard von Winterfeld, Der Dom in Bamberg, Band 1, Berlin 1979, S. 160-176, hier S. 172 f. – Gresser 2007, wie Anm. 1, S. 130.



Sie wurde aufgestockt, außen mit zusätzlichen Pfeilern versehen, prächtig geschmückt und bekam eine Blendgalerie (Abb. 22).<sup>39</sup> Deshalb darf die Frage gestellt werden, ob man nicht damals plante, in dieser oktogonalen Kapelle, die zu dem Zeitpunkt noch vom Dom aus direkt betreten werden konnte, das Papstgrab mit den zugehörigen Figuren aufzustellen. Betrachtet man die noch erhaltenen Teile der Innenraumgliederung (Abb. 21), so ist durchaus vorstellbar, dass vor den Wandpfeilern Figuren gestanden haben könnten und das Grabmal in der Raummitte umschlossen. Die Andreaskapelle könnte also tatsächlich für eine prachtvolle und aufwendige Grabanlage zu Ehren des Papstes vorgesehen gewesen sein, die aber dann verworfen wurde, was zu der beschriebenen chaotischen und ikonographisch problematischen Neuaufstellung der Figuren im nördlichen Seitenschiff führte.

Aber dieser Sachverhalt wirft natürlich sofort die Frage auf, warum man das Papstgrab plötzlich nicht mehr wollte, zumindest nicht in dieser aufwendigen Gestalt. Meines Erachtens dürften hier politische Überlegungen den Ausschlag gegeben haben. Bekanntlich hatten der damals in Franken regierende Herzog Otto VII. von Andechs-Meranien und sein Bruder, der Bamberger Bischof Ekbert, größte Mühe, sich nach dem Eklat um die Ermordung König Philipps von Schwaben in Bamberg 1208 politisch wieder zu rehabilitieren. Ekbert gelang es erst durch einen mehr als zweijährigen Aufenthalt 1224/27 am kaiserlichen Hof in Sizilien, das schwelende Misstrauen Kaiser Friedrichs II. zu besänftigen. Es muss den Bischof tief getroffen haben, als sich mit dem Amtsantritt des machtbewussten Papstes Gregor IX. 1227 die Beziehungen zwischen Reich und Kirche extrem verschlechterten. Noch im gleichen Jahr belegte der Papst den Kaiser mit dem Kirchenbann, unter dem Vorwand eines nicht eingelösten Kreuzzugversprechens. Zwar gelang es Friedrich II., nach der Rückkehr von dem erzwungenen Kreuzzug im Jahr 1230 wieder in die Kirche aufgenommen zu werden, aber das Verhältnis zum Papst war nachhaltig gestört und führte im Jahr 1239 erneut zur Exkommunikation und zu den schärfsten Auseinandersetzungen.

<sup>39</sup> Burandt 1998, wie Anm. 37, S. 147, 150 und 155.

## Überlegungen zum Grabmal des Papstes Clemens II.

zungen, die bis zum Tod des Kaisers nicht zur Ruhe kamen. Otto VII. von Andechs-Meranien und Bischof Ekbert blieben stets überzeugte Parteigänger des Kaisers, die sich mehr oder weniger offen gegen den Papst stellten. Bischof Ekbert reiste sogar 1229 mit seinem anderen Bruder Berthold, dem Patriarchen von Aquileja, nach Ungarn, um ihren Schwager, den ungarischen König Andreas, für den Kaiser einzunehmen und ihn zu hindern, dem Papst zu Hilfe zu eilen. Nachdem Ekbert ab 1224/27 zunehmend das Vertrauen Friedrichs II. gewonnen hatte und immer mehr mit Reichsangelegenheiten betraut wurde, konnte er es sich unmöglich leisten, wieder in den Verdacht einer Opposition gegen den Kaiser zu geraten.<sup>40</sup> Somit befand sich Bischof Ekbert in einer Zwickmühle: Einerseits musste er natürlich den Papst und damit die Exkommunikation des Kaisers anerkennen, andererseits konnte er aber unmöglich seinen guten Ruf beim Kaiser verspielen. So dürfte Ekbert meines Erachtens alles dafür getan haben, den Eindruck einer zu offensichtlichen Bindung an das Papsttum zu vermeiden. Dies dürfte wohl der Grund dafür gewesen sein, die Planungen für das Papstgrab und das ganze Programm abzusagen, damit dem Kaiser ja nicht eine zu große Papstverehrung in Bamberg zu Ohren käme. Auch wenn sich der Bischof sonst kaum um den Neubau des Doms kümmerte, dürfte es ihm zusammen mit seinem Onkel, dem Dompropst Poppo von Andechs-Meranien, nicht schwer gefallen sein, die politischen Interessen des Hauses Andechs-Meranien durchzusetzen und die prunkvolle Grabanlage für Papst Clemens II. zu verhindern.

<sup>40</sup> Zu den historischen Vorgängen siehe Alois Schütz, Das Geschlecht der Andechs-Meranier im europäischen Hochmittelalter, in: Herzöge und Heilige, Katalog zur Bayerischen Landesausstellung 1993 im Kloster Andechs, hg. von Josef Kirmeier und Evamaria Brockhoff (= Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 24/1993), Haus der Bayerischen Geschichte, München 1993, S. 22-185, hier: 90-93. – Ders., Die Andechs-Meranier in Franken und ihre Rolle in der europäischen Politik des Hochmittelalters, in: Ausstellungskatalog „Die Andechs-Meranier in Franken. Europäisches Fürstentum im Hochmittelalter“ (Ausstellung Bamberg 1998), Mainz 1998, S. 3-54, hier: 39 f. – Klaus van Eickels, Die Andechs-Meranier und das Bistum Bamberg, in: Ebd., S. 145-156, hier: 150-152. – Für wichtige historische Hinweise danke ich Bernd Schneidmüller sehr herzlich.

Welche Gründe auch letztlich ausschlaggebend gewesen sein mögen, das Papstgrab wurde nur in einer stark reduzierten Version genehmigt und im Westchor – zwischen dem Chorgestühl – aufgestellt. Die zugehörigen Figuren waren dagegen in den Westteilen nicht geduldet. Ihnen wurde der Platz im nördlichen Seitenschiff des Ostchors zugewiesen, wo die „Baukonsolen“ dazu benutzt wurden, die Statuen mehr schlecht als recht zu einem ikonographischen Programm zusammenzufügen. Dabei hat man die Krone in der Hand des Engels weggeschlagen und diesen zu einem Verkündigungsengel umfunktioniert, so dass Maria in doppelter Funktion sowohl für die Verkündigung als auch für die Heimsuchung auftritt. Erst nach der Neuaufstellung bekamen die Bildwerke ihre farbige Fassung.

Es ist im Übrigen keineswegs geklärt, wann die Papstfigur ihren Platz gegenüber der Elisabeth erhielt. Zwar wird allgemein angenommen, sie sei erst während der Domerneuerung des 17. Jahrhunderts umgesetzt worden,<sup>41</sup> aber es lässt sich nicht nachweisen, ob sie bis dahin oder nur für kurze Zeit oder überhaupt jemals unter dem Sarkophag platziert war. Man kann nur feststellen, dass die Papstfigur zu einem späteren Zeitpunkt versetzt wurde als die übrigen Figuren im Nordschiff. Nach den Untersuchungen Walter Hartleitners zeigen die Eingriffe in die Skulptur (vor allem das Loch im Oberkörper) keine Spuren von Fassung, so dass die Papstfigur schon farbige bemalt war, bevor sie versetzt wurde.<sup>42</sup> Die übrigen Figuren erhielten dagegen – wie erwähnt – ihre Fassung erst am heutigen Standort. Der rüde Umgang mit der Skulptur, deren linke Brustseite durchbohrt wurde, um sie – zusammen mit zwei Eisenankern unten – an der Wand befestigen zu können, entspricht allerdings genau der Art und Weise, wie die anderen Statuen im 13. Jahrhundert hier aufgestellt worden sind. Auch der von der jüngeren Werkstatt gefertigte, in die Pfeilerrückwand eingepasste Baldachin über

<sup>41</sup> Walter Haas, *Der Bamberger Dom*, Königstein/Taunus 1973, S. 10 und 56. – Zerbes 2003, wie Anm. 22, S. 361.

<sup>42</sup> Hartleitner 2011, wie Anm. 13, S. 22 f.

## Überlegungen zum Grabmal des Papstes Clemens II.

dem Papst spricht eher für eine mittelalterliche als für eine barocke Aufstellung. Möglicherweise wurde nach dem radikalen Konzeptwechsel für das Papstgrab sogar die Liegefigur Clemens II. relativ bald von der ursprünglichen Position verbannt.



Abb. 1: Bamberg, Dom, Westchor (sog. Peterschor): Blick von Nordwesten auf das Grabmal des Papstes Clemens II., um 1230



Abb. 2: Sarkophag des Papstes, Nordseite. Allegorische Figuren: Justitia, Temperantia, Paradiesfluss

## Überlegungen zum Grabmal des Papstes Clemens II.



Abb. 3: Sarkophag des Papstes, Südseite. Allegorie der Prudentia



Abb. 4: Sarkophag des Papstes, Südseite. Allegorie der Fortitudo



Abb. 5: Galleria Borghese, Rom: Herkules im Kampf mit dem nemäischen Löwen. Relief eines Herkules Sarkophags, 3. Jahrhundert n. Chr.



Abb. 6: Antikenmuseum Istanbul: Sog. Satrapen-Sarkophag, Ende 5. Jahrhundert v. Chr.

## Überlegungen zum Grabmal des Papstes Clemens II.

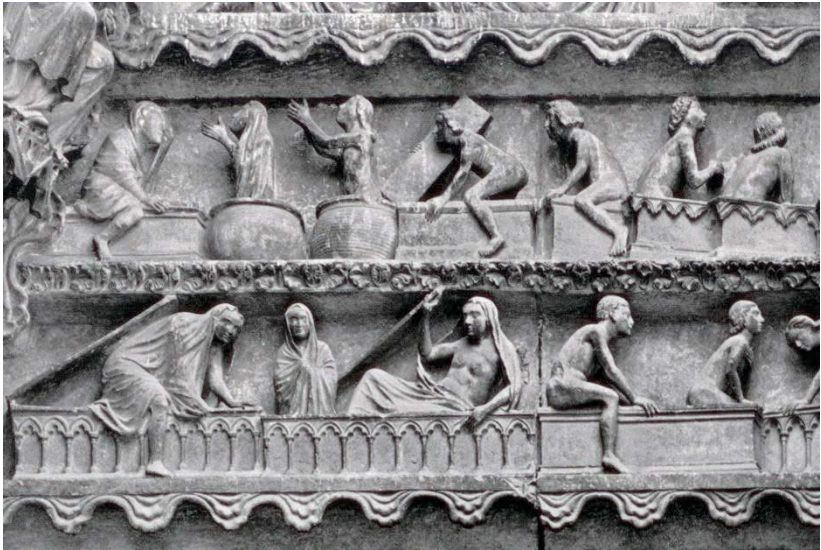


Abb. 7: Reims, Kathedrale, Nordquerhaus: Gerichtsportal, Tympanon: Auferstehende, um 1220/25



Abb. 8: Bamberg, Dom, nördliches Seitenschiff des Ostchors: Figur des Papstes Clemens II.





Abb. 9: Bamberg, Dom: Probeweise wurde ein Gipsabguss der Papstfigur auf den Sarkophag gelegt, 23. Februar 1978



Abb. 10: Frankfurt am Main, Liebighaus – Museum alter Plastik: Fragment der Säulenfigur eines Engels mit Weihrauchfass, Marmor, vermutlich aus dem Bamberger Dom

## Überlegungen zum Grabmal des Papstes Clemens II.

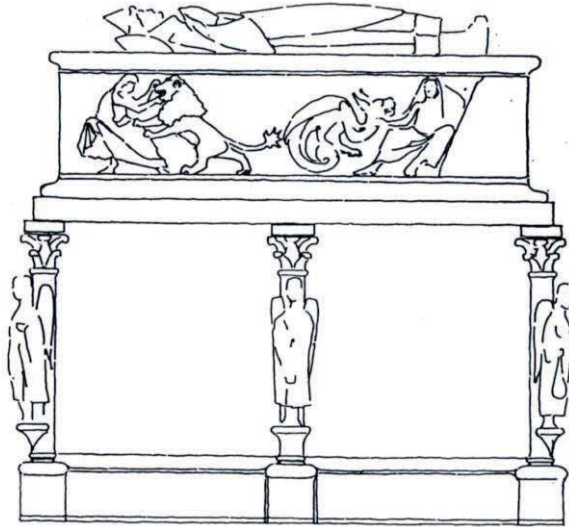


Abb. 11: Rekonstruktionsskizze des Grabmals von Papst Clemens II., von Tilmann Breuer



Abb. 12: Nürnberg, ehem. Heilig-Geist-Spitalkirche (heute im nördlichen Hallenbau des Heilig-Geist-Spitals): Grabmal des Konrad Groß († 1356)

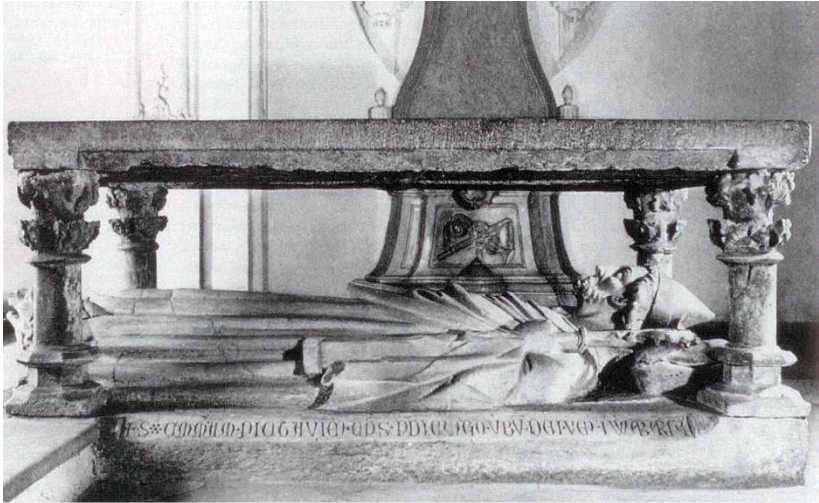


Abb. 13: Regensburg, ehem. Benediktinerabteikirche St. Emmeram  
Grabmal des Hl. Emmeram, um 1350/60



Abb. 14: Aubazine, ehem. Zisterzienser-Abteikirche St.-Étienne:  
Grabmal des hl. Bischofs Stephan († 1156), um 1260/70

Überlegungen zum Grabmal des Papstes Clemens II.



Abb. 15: Köln, St. Ursula: Stützenschrein der Viventia, kurz nach 1100

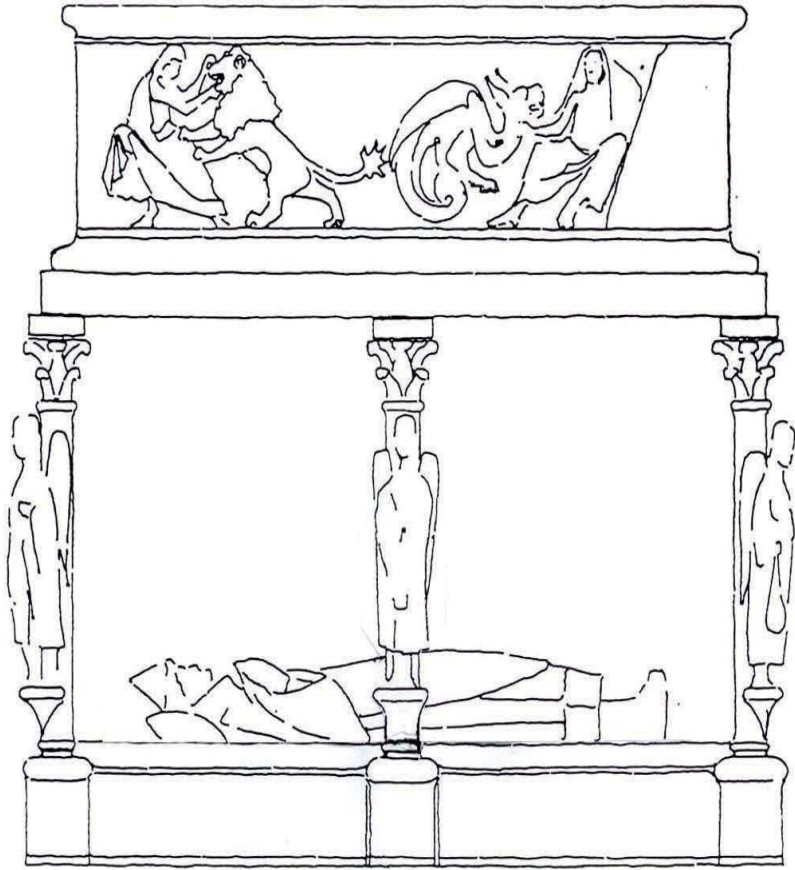


Abb. 16: Rekonstruktionsskizze des Grabmals von Papst Clemens II., von Achim Hubel

## Überlegungen zum Grabmal des Papstes Clemens II.



Abb. 17: Bamberg, Dom: Blick von Nordwesten in das nördliche Seitenschiff des Ostchors mit den hier aufgestellten Figuren



Abb. 18: Bamberg, Dom: Figurengruppe Hl. Dionysius und Kronengel. Rekonstruktion der ursprünglich geplanten Aufstellung

## Überlegungen zum Grabmal des Papstes Clemens II.



Abb. 19: Bamberg, Dom: Figurengruppe der Heimsuchung. Rekonstruktion der ursprünglich geplanten Aufstellung



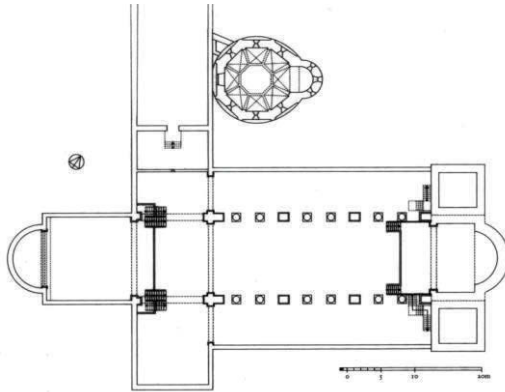


Abb. 20: Bamberg, Dom: Grundriss des Heinrichsdoms mit der an das nördliche Querhaus anschließenden Andreaskapelle, um 1047, nach Walter Sage



Abb. 21: Bamberg, ehem. Andreaskapelle zwischen Dom und Bischofspfalz: Erhaltene Wandflächen des Innenraums

## Überlegungen zum Grabmal des Papstes Clemens II.

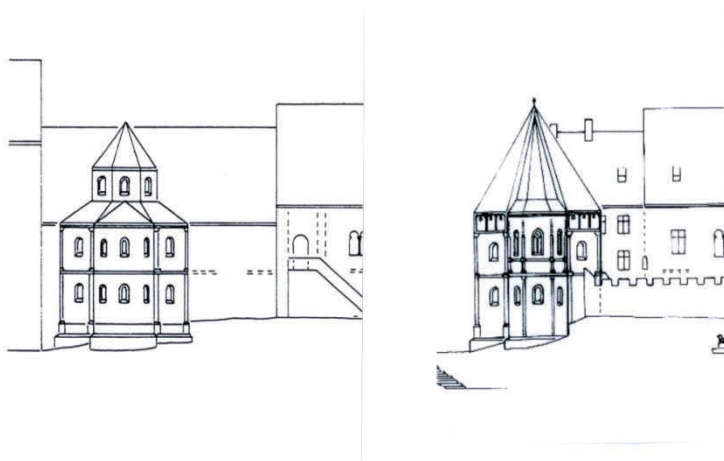


Abb. 22: Bamberg, ehem. Andreaskapelle: Aufriss um 1050 (links) und um 1230 (rechts), nach Walter Burandt



STEPHAN ALBRECHT

## **Der Kreuzgang von St. Theodor in Bamberg**

Das Karmeliterkloster am Kaulberg erscheint auf den ersten Blick wie ein Fossil der Bamberger Stadtgeschichte. Wer von dem geschäftigen Treiben des Kaulbergs aus den mittelalterlichen Kreuzgang betritt, meint, in eine eigene Welt einzutauchen (Abb. 1 und 2). Hier scheint die Zeit stillzustehen. Nirgends sonst in Bamberg ist eine Klausur noch in ihrer ehemaligen Nutzung zu erleben, nirgends sonst kann man einen solch lebendigen Eindruck davon gewinnen, wie das Leben in einer von Klöstern und Stiften dominierten Stadt vor der Säkularisation ausgesehen haben mag.

Aber der Eindruck täuscht. Nicht nahtlose Tradition, sondern Brüche haben die Geschichte des Klosters geprägt. Als Frauenkloster mit strenger zisterziensischer Observanz im 12. Jahrhundert geplant, entwickelte es sich im Spätmittelalter zu einer Versorgungsinstitution für adlige Töchter.<sup>1</sup> Nach Plünderungen im Bauernkrieg wurde das Kloster bereits 1554 aufgelöst. Der Kreuzgang wurde schließlich als Getreidespeicher genutzt. 1589 kam es zu einer Neubesiedlung durch die Karmeliter, die nach anfänglichen notdürftigen Reparaturen ab 1665 Kirche und Klausur grundlegend barockisierten. Die Säkularisation 1802 beendete das klösterliche Leben erneut und leitete den baulichen Verfall ein.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Zur Geschichte des Klosters immer noch grundlegend Robert Zink, *St. Theodor in Bamberg 1157-1554; ein Nonnenkloster im mittelalterlichen Franken*, Bamberg 1978.

<sup>2</sup> Ausführlich zur Bau- und Nutzungsgeschichte *Die Kunstdenkmäler von Oberfranken; Stadt Bamberg*, Bd. 3: Immunitäten der Bergstadt; Bd. 2: Kaulberg, Matern und Sutte, hg. von Tilmann Breuer, München 2003.

Wechselnde Nutzungen als Porzellanfabrik, Militärlazarett, Suppenanstalt, Registratur, Altenheim, Schule, Kaserne und Turnhalle blieben auch baulich nicht ohne Folgen. Erst 1902 zogen wieder Mönche in das Kloster ein.

Das heutige einheitliche, mittelalterliche Erscheinungsbild ist das Ergebnis mehrerer Rekonstruktionen und Nachschöpfungen, die schon in vormoderner Zeit einsetzten. Ausgangspunkt war eine reiche romanische Anlage. Dieser Kreuzgang wurde am Ende des 14. Jahrhunderts durch einen eigenartigen Neubau ersetzt, der stilistisch, wie ich anschließend zeigen werde, an seinen Vorgänger erinnerte. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts muss der Kreuzgang in einem erbärmlichen Zustand gewesen sein. Bereits 1579 waren die Öffnungen vermauert worden, um die Getreidespeicherung zu ermöglichen.

Dass man dabei mit der Substanz nicht zimperlich umging, kann man noch heute sehen. 1590 ist zudem von Klagen über den schlechten Erhaltungszustand zu lesen.<sup>3</sup> Traut man dem 1602 entstandenen, in Details allerdings nicht immer zuverlässigen Kupferstich von Petrus Zweidler (Abb. 3), dann wurde zu dieser Zeit der Westflügel in fast voller Breite von einem Querbau durchschnitten. Berücksichtigt man das desolate Erscheinungsbild, das die Klausur im 17. Jahrhundert dargeboten haben muss, so erstaunen die nun folgenden Wiederherstellungsmaßnahmen umso mehr!

Noch vor dem Umbau der Kirche initiierte Prior Jodocus de Circumcione 1667-68 die Wiederherstellung der Klausur. Während die einzelnen Bauten des Gevierts grundlegend umgestaltet oder sogar neu errichtet wurden,<sup>4</sup> behandelte man die alten Fassaden des Kreuzgangs

<sup>3</sup> In den Jahren 1558-1559 sind größere Reparaturen an den Dächern der Kirche und des Kreuzgangs überliefert, eine weitere Renovierung ist für 1604 dokumentiert; vgl. Die Kunstdenkmäler von Oberfranken 2003, wie Anm. 2, S. 31, 33.

<sup>4</sup> Nach den Beschreibungen des Adalbert Deckert wurden folgende Arbeiten durchgeführt: Das Dormitorium und die Bibliothek wurden nach Süden verlegt und dort von Grund auf neu aufgeführt; der Kreuzgang entlang der Kirche und gegen den Weingarten wurde

## Der Kreuzgang von St. Theodor in Bamberg

mit einer fast schon denkmalpflegerischen Sorgfalt: Das mittelalterliche Mauerwerk wurde mit Ausnahme des Ostflügels weitgehend Stein für Stein abgetragen und offenbar für den anschließenden Wiederaufbau nummeriert.<sup>5</sup> Noch heute finden sich diese Zahlen auf den Außenseiten vieler Scheitsteine des Westflügels. Die Tatsache, dass diese Nummern teilweise unter einer wohl barocken rosafarbenen Bemalung liegen,<sup>6</sup> deutet auf eine Datierung im Zusammenhang mit den Renovierungsmaßnahmen des 17. Jahrhunderts. Bei dieser Gelegenheit meißelte man nachträglich auf einem Kapitell des Nordflügels in einer vergleichbaren Schrifttype die Jahreszahl „1392“ ein (Abb. 4). Die beschriebenen Maßnahmen sprechen für eine für das 17. Jahrhundert ungewöhnliche Sensibilität gegenüber der mittelalterlichen Substanz. Dass es hierbei nicht nur um eine ästhetische Wertschätzung ging, sondern auch um die Achtung vor der mittelalterlichen Vergangenheit des Baus, zeigt die hinzugefügte Datierung.

Auch der Neuversatz der Arkaden mit barocker Einwölbung erweist sich als einfühlsame Planung: Um ein einheitliches Erscheinungsbild des Klosterhofs zu erreichen, orientierte man sich an dem Ostflügel, der als einziger stehengeblieben war, weil er bereits im 15. Jahrhundert eine Wölbung erhalten hatte und somit nicht so einfach abgetragen werden konnte (Abb. 5). Seine Außenseite war bereits von Strebepfeilern untergliedert, die im Zusammenhang mit der Wölbung des 15. Jahrhunderts erforderlich geworden waren. Dieses Motiv der Rhythmisierung griff die

zerlegt und wieder aufgebaut, die drei bisher flachgedeckten Flügel wurden gewölbt (vgl. Chronikalische Andenken an die frühere Präsenz der Karmeliten zu St. Theodor in Bamberg, veröffentlicht als Manuskript von P. Adalbert Deckert, Bamberg 1991 (Bamberg SBB RBq 385), S. 110, 112, 122). Der Befund zeigt allerdings, dass die Quelle ungenau ist. Das freiliegende Ostende des Südflügels zeigt nämlich den Ansatz einer nicht ausgeführten Wölbung des 15. Jahrhunderts, die Wand muss also wenigstens zum Teil noch mittelalterlich sein.

<sup>5</sup> Die Nummerierungen finden sich nur am Westflügel.

<sup>6</sup> An den Außenseiten der Kreuzgangflügel konnten verschiedene Fassungen bestimmt werden: Die jüngste weißfarbige Schicht scheint aus dem frühen 19. Jahrhundert zu stammen, darunter liegt ein dunkleres und ein helleres Rosa, jeweils auf weißer Grundierung. Eine genauere Farbuntersuchung könnte hier nähere Datierungshinweise liefern. Vgl. Die Kunstdenkmäler von Oberfranken 2003, wie Anm. 2, S. 170.

barocke Rekonstruktion nun in den anderen Flügeln auf, korrigierte sie aber zugleich. Während nämlich die spätmittelalterliche Wölbung rücksichtslos in die Arkade einschnitt, nutzte man im 17. Jahrhundert die Gelegenheit, die Säulen gleichmäßig zwischen die Strebebfeiler zu verteilen, so dass jedes Kapitell gleichermaßen zur Geltung kommen konnte (Abb. 1). Die Profile der Strebebfeiler mit gefasteten Kanten glich man damals ihren mittelalterlichen Vorbildern an. 1671 kaschierte man Unstimmigkeiten in der Steinoberfläche unter einem neuen Anstrich.

Möchte man den Umgang der Karmeliter mit dem Erbe des ehemals zisterziensisch geprägten Klosters bewerten, so sticht im Kreuzgang die historisierende Grundhaltung ins Auge. Die Maßnahmen hatten nicht nur im Sinn, die verschiedenen älteren Teile mit den barocken Neubauten zu harmonisieren, sie sollten auch auf eine offensichtlich als bedeutend geschätzte Vergangenheit verweisen.

Die Geschichte von Demontage und Remontage des Kreuzgangs wiederholte sich im 19. und 20. Jahrhundert,<sup>7</sup> nun vorwiegend unter konservatorischen Vorzeichen: Nachdem nach der Säkularisation Süd- und Westflügel des Kreuzgangs erneut vermauert und der Hof zum Exerzierplatz einplaniert worden waren, erwarben die vereinigten Kunstsammlungen in München 1860 drei Kapitelle und eine Säule, weitere Stücke verbaute der Bamberger Bürger Andreas Keilholz in seinem Garten zu einer künstlichen Ruine (Abb. 6).<sup>8</sup> Aus dem ursprünglichen Zusammenhang gelöst waren die Säulen damit zu Kunstwerken geworden. Die Rekonstruktion erfolgte – weitgehend unter Wiederverwendung originaler Substanz – unter Leitung der Denkmalbehörde im Südflügel 1935, im Westflügel erst 1970. Dabei wurden einige Säulen vertauscht. Was heute als harmonisches Ganzes erscheint, ist also in

<sup>7</sup> Die Demontagen des 19. Jahrhunderts hatten einen unterschiedlichen Umfang. Zumeist wurden die Säulen entfernt, oftmals blieben dabei die Bögen zumindest in Teilen erhalten.

<sup>8</sup> Vgl. den Bestand im Katalog des Bayerischen Nationalmuseums in Hugo Graf u.a., *Das Mittelalter II. Gotische Altertümer der Baukunst und Bilderei*, München 1896, S. 1, Nr. 7. – Bruno Müller, *Der Kreuzgang des Karmelitenklosters*, in: *Bamberg. Bestimmung und Deutung der Bildinhalte seiner Kapitelle*, Bamberg 1961, S. 58.

## Der Kreuzgang von St. Theodor in Bamberg

Wirklichkeit ein Pasticcio aus verschiedenen Zeiten. Als einziger blieb der Ostflügel an alter Stelle bestehen, der kirchseitige Nordflügel führt eine barocke Variation vor (Abb. 7),<sup>9</sup> Süd- und Westflügel gar eine zweifache De- und Remontage des 17. und 20. Jahrhunderts.

Im Kreuzgang materialisiert sich so spätestens seit dem 17. Jahrhundert greifbar, mit den Begriffen des Soziologen Maurice Halbwachs gesprochen, in besonderem Maße das „kollektive Gedächtnis“ des Klosters, und zwar über alle Brüche in der Nutzung hinaus.<sup>10</sup>

Ich möchte im Folgenden zeigen, dass diese Beobachtung bereits für das Mittelalter zutrifft. Dass nämlich schon der Kreuzgang des 14. Jahrhunderts retrospektive Tendenzen aufweist, ist kaum zu übersehen. Tilmann Breuer hat hierauf wohl als erster bereits 1966 hingewiesen.<sup>11</sup> Um erkennen zu können, wie sich die spätgotische Architektur auf den romanischen Bau bezieht, müssen wir uns zunächst mit der Gründungsanlage des Klosters beschäftigen. Dies kann nur mit großer Vorsicht geschehen. Eine Bauuntersuchung existiert bisher nicht, wichtige Befunde liegen unter Putz. Das über mehrere Archive verteilte Fotomaterial ist noch nicht systematisch ausgewertet.

Der Kreuzgang ist in zwei Phasen entstanden: Die Gesamtstruktur, vor allem der Grundriss, war bereits in romanischer Zeit um 1200 vorgeprägt, die Hoffassaden stammen aus dem späten 14. Jahrhundert.

St. Theodor geht bekanntlich aus einem älteren Spital hervor, das 1157 durch Bischof Eberhard II. und die Stifterin Gertrud von Höchstadt-Stahleck, Schwester König Konrads III. und Tante Friedrich Barbarossas, in ein Frauenkloster verwandelt wurde. Die Nonnen erhielt

<sup>9</sup> Ein Aquarell von C. August Lebschée (1845) zeigt den Südflügel mit offenen Arkaden.

<sup>10</sup> Maurice Halbwachs, *La mémoire collective* [1939], Paris 1950. – Maurice Halbwachs, *Les cadres sociaux de la mémoire* [1925], Paris 1952.

<sup>11</sup> Tilmann Breuer, *Der Bamberger Karmelitenkreuzgang und die retrospektiven Tendenzen des 14. Jahrhunderts*, in: *Bericht des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege* 26 (1967), S. 67-82.



ten die strenge zisterziensische Observanz, ohne dem Orden inkorporiert zu werden. Diese Rechtsform ist für Zisterzienserinnenklöster gerade der Frühzeit weit verbreitet.<sup>12</sup>

Mit Ichtershausen und dem Mutterkloster Wechterswinkel gehört St. Theodor zu den ersten drei Zisterzienerinnenklöstern im deutschsprachlichen Raum überhaupt (Farbabb. 1). Konzeptionell und architektonisch bilden diese drei Häuser eine eigene Gruppe, die sich deutlich von späteren Anlagen absetzt. Alle drei stehen in engem Zusammenhang zum staufischen Herrscherhaus, was sich in Bamberg allerdings mit dem Tod Getruds und dem Aussterben des Geschlechts änderte. St. Theodor wurde zusätzlich dadurch ausgezeichnet, dass es als Grablege des Bamberger Bischofs Hermann II. († 1177) dienen sollte. Die dokumentierte Überführung seines Leichnams aus Venedig nach St. Theodor 1177 liefert zudem einen wertvollen *terminus ante quem* für den Baubeginn.

Diesem hohen Ranganspruch entsprechend zeichnet sich die Architektur von Kirche und Kreuzgang durch eine für spätere Zisterzienserinnenanlagen ungewöhnlich reiche Gestaltung aus. Zwar steckt in der heutigen barocken Kirche noch ein hoher Anteil mittelalterlicher Substanz, sie liegt aber weitgehend unter Putz. Deshalb sind wir für eine Rekonstruktion auf die freiliegende West- und Nordseite sowie eine erstaunlich exakte Zeichnung des späten 15. Jahrhunderts angewiesen (Farbabb. 2). Daraus ergibt sich eine großräumige dreischiffige Anlage mit einem dreiapsidalen Chorschluss und einer Zweiturmfassade im Westen, die durch ihr reich verziertes Portal noch zusätzlich nobilitiert wird. Ein Blick auf die Zeichnung lässt weitere Rückschlüsse zu: Die zwei übereinanderliegenden Fensterreihen in den Seitenschiffen lassen auf eine dort liegende Empore schließen, die ungefähr die westliche Hälfte des Langhauses eingenommen hat. Eine Unterbrechung der

<sup>12</sup> Zink 1978, wie Anm. 1. Zu den Zisterzienserinnen allgemein Claudia Mohn, *Mittelalterliche Klosteranlagen der Zisterzienserinnen. Architektur der Frauenklöster im mitteldeutschen Raum*, Fulda 2006, S. 8.

## Der Kreuzgang von St. Theodor in Bamberg

Fensterachsen an dieser Stelle deutet auf eine Schrankenanlage hin, von der zweitverwendete Fragmente in der heutigen Krypta noch zu sehen sind.

Die beschriebene Struktur verbindet St. Theodor mit den schon erwähnten Anlagen von Wechterswinkel und Ichtershausen. Auch sie besaßen ähnliche Emporen und eine Doppelturmfassade, die kaum mit den zisterziensischen Idealen, wohl aber mit dem hohen Ranganspruch zu verbinden ist. Bamberg überragt ihre Schwestern noch an Größe und dekorativem Aufwand. In besonderem Maße gilt das für das aufwendig gestaltete Westportal.

Die architekturgeschichtlich isolierte Stellung der drei Bauten hat kürzlich Claudia Mohn mit einer überzeugenden These zu erklären versucht. In ihrer Repräsentation und Raumorganisation knüpfen diese Anlagen an ottonische Kanonissenstifte wie zum Beispiel Gernrode an, die besonders im Gebiet nördlich des Harzes noch bis ins 11. Jahrhundert begründet wurden. Es lässt sich sogar zeigen, dass der Anspruch der neuen Stiftungen jener der reichsunmittelbaren Damenstifte vergleichbar ist und auch bewusst angestrebt wurde.<sup>13</sup>

Vor dem Neubau des Domes besaß St. Theodor die reichste Architektur Bambergs, sie entsprach den hohen Ambitionen des Klosters und der adligen Stifter.

Dieses Selbstbewusstsein war ursprünglich auch dem romanischen Kreuzgang abzulesen. Reste dieses großräumigen Bauteils können wir noch am kirchseitigen Nordflügel und vor allem am Ostflügel mit seinem monumentalen Kapitelsaal (Abb. 8) greifen. Durch das stark ansteigende Geländeniveau liegt die Klausur deutlich höher als die Kirche, in die man durch ein ebenfalls aufwendiges Portal gelangte. Leider wissen wir bisher nichts Weiteres über die Eingangssituation; dem Niveau nach muss dieser Zugang auf die Empore geführt haben.

<sup>13</sup> Hierzu ausführlich Mohn 2006, wie Anm. 12.

Die breite Kreuzgangfassade des Kapitelsaals, die für Gewölbe keinen Platz lässt, deutet auf eine ursprünglich flache Holzdeckung hin. Möglicherweise kamen nur zwei Flügel des Gevierts in romanischer Zeit zur Ausführung, jedenfalls scheint das im Südflügel nur stellenweise freigelegte Mauerwerk erst aus späterer Zeit zu stammen.<sup>14</sup> Die wenigen erhaltenen Reste der Klausur unterstreichen die Ausnahmestellung, die St. Theodor innerhalb der Ordensarchitektur einnimmt: Kreuzgänge waren bei Zisterzienserinnen keineswegs die Regel, Kapitelsäle sogar selten. Möglicherweise dokumentiert der Kapitelsaal die rechtliche Sonderstellung. Im Gegensatz zu den zisterziensischen Idealen verfügte das Kloster über Eigenbesitz und verwaltete ihn auch selbst. Diese Geschäfte wurden in der Regel im Kapitelsaal abgewickelt.

Wie die romanischen Hofarkaden ausgesehen haben, ist bisher unbekannt. Der heutige gotische Kreuzgang und vereinzelte Reste liefern hierfür jedoch einige Anhaltspunkte: Wie wir gesehen haben, schließen die Galerien mit einer gleichmäßigen Abfolge von zweifach profilierten Rundbögen zum Innenhof ab, die von Säulen mit weit ausladenden bebilderten Kämpfern oberhalb einer Brüstungsmauer getragen werden. Diese Reihe wurde ursprünglich nicht von den erst im Zusammenhang der Wölbung des späten 15. Jahrhunderts hinzugefügten Strebepfeiler rhythmisiert, sondern von gekuppelten Säulen, die an jeder vierten Stütze auftreten. Wie schon früh erkannt wurde, steht eine solche Gestaltung unter den leider schlecht erforschten Kreuzgängen des späten 14. Jahrhunderts völlig isoliert dar. Zwar ist eine Datierung um 1392, wie sie die bereits erwähnte barocke Inschrift nennt, nicht zu bezweifeln: Das belegt ein Stilvergleich der Figurenkämpfer und Kapitelle mit den Skulpturen der Oberen Pfarre; einige der Steinmetzzeichen sind an beiden Bauten sogar identisch.<sup>15</sup>

<sup>14</sup> Der Ansatz eines Gewölbes, das dann aber nicht ausgeführt wurde, scheint dem späten 15. Jahrhundert zu entstammen. Ob diese Konstruktion auf älterem Mauerwerk sitzt, kann zurzeit nicht entschieden werden, der Befund liegt unter Putz.

<sup>15</sup> Die Beteiligung von Bauleuten der Oberen Pfarre an den Baumaßnahmen von St. Theodor ist schon vorher an den Westtürmen zu beobachten (vgl. Die Kunstdenkmäler

## Der Kreuzgang von St. Theodor in Bamberg

Vergleicht man aber den Bamberger Kreuzgang mit dem Westflügel des wenig später entstandenen Domkreuzganges (Abb. 9), dann kann man sich vorstellen, wie anachronistisch der Verzicht auf hohe, spitzbogige Öffnungen und Gewölbe zu dieser Zeit gewirkt haben muss.<sup>16</sup>

Wie ist dieser Befund zu erklären? Hat man im 14. Jahrhundert den hohen Geltungsanspruch der Gründungszeit aufgegeben? Wo liegen die gestalterischen Wurzeln des Kreuzganges? Tilmann Breuer verwies bei seiner kurzen stilistischen Analyse allgemein auf romanische Kreuzgänge in Südfrankreich wie zum Beispiel Moissac, aber auch auf Italien und Spanien.<sup>17</sup> Hierfür nahm er einerseits den Reichtum der figürlichen Kapitelle in Anspruch und andererseits die Tatsache, dass die Arkaden nicht durch Pfeiler, sondern durch Doppelsäulen akzentuiert werden. Sollte sich St. Theodor tatsächlich auf weit entfernte Vorbilder bezogen haben?

Abermals erweist sich die ungünstige Forschungslage als Hindernis in der Beurteilung des Bamberger Kreuzganges. Schon ein erster Blick in die engere fränkische Umgebung bringt jedoch verwandte Bauten ans Licht.

Ähnliche Rundbogenöffnungen auf niedrigen, schlanken Säulchen besaß in näherer Nachbarschaft der Saal des Palas der Hofhaltung beim Dom (Farbabb. 3), dessen Aussehen in einem Aquarell des 15. Jahrhunderts überliefert ist. Aber auch fränkische Klosteranlagen aus der Zeit

von Oberfranken 2003, wie Anm. 2, S. 170); identische Steinmetzzeichen finden sich zudem im Obergaden der Oberen Pfarre (um 1379); auf die stilistische Ähnlichkeit mit den Figuren des Truhendingen-Grabmals im Dom und der Bauplastik des 1392 begonnenen Chores ist in der Literatur bereits verwiesen worden. (Vgl. Die Kunstdenkmäler von Oberfranken 2003, wie Anm. 2, S. 205 mit Anm. 593.) Der Bezug zur Oberen Pfarre ist nicht überraschend, lag St. Theodor doch in deren Pfarrsprengel (vgl. Zink 1978, wie Anm. 1, S. 159).

<sup>16</sup> Sowohl der Kreuzgang des Domes als auch der des Dominikanerklosters besitzen kein Maßwerk, aber große spitzbogige Öffnungen. Das scheint eine Bamberger Eigenheit zu sein. Maßwerk besitzt hingegen der Kreuzgang des Würzburger Domes seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts.

<sup>17</sup> Breuer 1967, wie Anm. 11.

um 1200 lassen sich zum Vergleich heranziehen. So wies beispielsweise der im späten 12. Jahrhundert entstandene ehemalige Kreuzgang des Würzburger Neumünsters eine ähnliche Verbindung von Brüstungsmauer, Säulchen mit ausladenden Kämpfern und Bögen auf (Abb. 10).<sup>18</sup>

Noch größere Übereinstimmungen finden sich mit dem Kreuzgang von Feuchtwangen (Abb. 11). Hier alternieren die Säulen nicht regelmäßig mit Pfeilern, sondern sie spannen sich über eine größere Distanz.

Einen Rhythmus aus Einzelsäulen und gebündelten Säulen besaß der ehemalige Kreuzgang von Aura an der Saale (Abb. 12),<sup>19</sup> eine Gründung des Bamberger Bischofs. Allerdings werden alle diese Beispiele in regelmäßigen Abständen von Pfeilern unterbrochen, was ja in Bamberg ursprünglich nicht der Fall war.

Auch hierfür lässt sich vielleicht ein fränkisches Beispiel anführen. Traut man dem in diesem Punkt allerdings ungenauen Stich Johann Salvors von 1734, dann besaß der romanische Kreuzgang von Amorbach eine nicht von Pfeilern unterbrochene Arkadenreihe.<sup>20</sup>

Mit Ausnahme der Figurenkapitelle, auf die ich später zu sprechen kommen möchte, lassen sich demnach für alle Elemente des Bamberger

<sup>18</sup> Theodor Henner, Kreuzgang des Stifts Neumünster in Würzburg, in: *Altfränkische Bilder* 4, 1898. – Alfred Wendehorst, *Das Bistum Würzburg 4: Das Stift Neumünster in Würzburg* (= *Germania Sacra*; NF 26), Berlin/ New York 1989.

<sup>19</sup> Walter Mahr, Zur Geschichte der ehem. Benediktinerabtei Aura/Saale, in: *Mainfränkisches Jahrbuch* 13 (1961), S. 55-62. – Zu Aura allgemein vgl. Alexandra Fink, *Romanische Klosterkirchen des Heiligen Bischofs Otto von Bamberg (1102-1139)*, Petersberg 2001, S. 36-55.

<sup>20</sup> Der Kreuzgang wurde 1783 abgebrochen. Roger M. Gorenflo, *Die mittelalterliche Baugeschichte der ehemaligen Abteikirche Amorbach, Frankfurt 1983*, S. 113 (Belege für die Rekonstruktion von Rundbogenarkaden unter Berufung auf eine Beschreibung von 1732), 127. Möglicherweise hatte der Kreuzgang in Amorbach aber auch eine ähnliche Struktur wie der etwas spätere Kreuzgang des Stifts Peter und Paul in Aschaffenburg. Dort folgt jeweils auf zwei Säulen ein Pfeiler. Hierauf verweist Fritz Arens, *Die Säulen des Kirchganges bei der Abteikirche in Amorbach*, in: *Die Abtei Amorbach im Odenwald*, hg. von Friedrich Oswald und Wilhelm Störmer, Sigmaringen 1984, S. 89-110, bes. S. 90. Wichtige Literaturhinweise zu Amorbach verdanke ich Bernd Fischer.

## Der Kreuzgang von St. Theodor in Bamberg

Kreuzganges Vergleichsbeispiele aus dem fränkischen Raum um 1200 nachweisen. Ich halte es deshalb für wahrscheinlich, dass in St. Theodor nicht irgendein weit entfernter Kreuzgang als Anregung gedient hat, sondern dass im 14. Jahrhundert der romanische Vorgänger kopiert wurde.

Zur Erhärtung meiner These lassen sich zwei weitere Indizien anführen. Unter den Basen der östlichen Hofarkade findet sich ein Stück, das sich deutlich von allen anderen unterscheidet. Die attische Basis ist insgesamt höher, Wulst und Kehle haben andere Proportionen und es fehlen die gestuften Ringe zwischen Kehle und unterem Wulst, wie sie alle übrigen Säulen besitzen (Abb. 13). In allen diesen Elementen stimmt die Basis hingegen mit den erhaltenen Säulen des Kapitelsaals überein. Es scheint sich hierbei also um eine Spolie aus dem romanischen Vorgänger zu handeln. Sie passt im Übrigen zu den noch erhaltenen Kämpfern des romanischen Kreuzgangs, die heute im Westflügel aufbewahrt werden (Abb. 14). Der romanische Kreuzgang hatte demnach nicht nur ein ähnliches Aussehen wie der heutige, er muss auch in den Dimensionen und der Form der Einzelelemente übereingestimmt haben.

Die Kopie des 14. Jahrhunderts weicht nur in Details von ihrem Vorbild ab. Den markantesten Unterschied bilden die Figurenkapitelle, die es im Gegensatz zu den französischen Beispielen tatsächlich in romanischen Kreuzgängen Frankens nicht gegeben hat. Sie stehen jedoch nicht in der direkten Nachfolge südfranzösischer Kreuzgänge des 12. Jahrhunderts, sondern in einer jüngeren, spätmittelalterlichen Tradition. Abermals ist hier ein Desiderat der Forschung zu beklagen. Dank eines überblickenden Aufsatzes von Markus Hörsch sind hier wenigstens die groben Linien bekannt.<sup>21</sup>

<sup>21</sup> Markus Hörsch, Zur bildlichen Ausstattung von Zisterzienser Kreuzgängen des 13. und 14. Jahrhunderts, in: Der mittelalterliche Kreuzgang. Architektur, Funktion und Programm, hg. von Peter Klein, Regensburg 2004, S. 241-268.

Er konnte zeigen, wie gerade die anfangs bildlosen Kreuzgänge der Zisterzienser seit 1300 vermehrt mit figürlicher Bauskulptur versehen wurden. Markante Beispiele sind der um 1300 entstandene westliche Kreuzgangflügel von Maulbronn, der um 1320 errichtete Kreuzgang von Hauterive in der Schweiz, Neuberg an der Mürz (Steiermark) 1340 und Eberbach aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Sie alle zeigen wie Bamberg ikonographisch – mehr noch als ihre romanischen Vorgänger in Frankreich – eine Vorliebe dafür, moralische Weisheiten mit Hilfe von Fabeln zum Ausdruck zu bringen. Es führt keine direkte Verbindungslinie von den französischen chapiteaux historiés nach Franken. Die Bamberger Figurenkapitelle lassen sich vielmehr in eine jüngere Entwicklung der Kreuzganggestaltung einbinden. Die Frage, ob es sich um eine spezifisch zisterziensische Entwicklung handelt, wäre in Hinblick auf St. Theodor von großem Interesse. Stilistisch und thematisch erklären sich die Bilder aus dem lokalen Kontext heraus, wie ein Blick auf das Chorgestühl im Dom und die Darstellungen an der Oberen Pfarre erkennen lässt.

Es bleibt zunächst festzuhalten, dass die Kreuzganggestaltung von St. Theodor unverkennbar retrospektiv ist, ohne dabei altmodisch zu sein. Im Gegenteil: Große Mühen wurden darauf verwandt, die alte Form mit zeitgemäßen Bildern zu füllen.

Diese Eigenschaft verbindet unser Bamberger Beispiel mit den Kreuzgängen von Hauterive und Eichstätt. Ähnlich wie in Bamberg besitzt der um 1300 entstandene Kreuzgang von Hauterive in der Schweiz eine Abfolge von Drillingsarkaden, die hier durchgehend auf gekuppelten Säulchen ruhen (Abb. 15).<sup>22</sup> Die Gestaltung der Kapitelle ist hier stärker differenziert als in Bamberg: Während die freistehenden Säulen Kapitelle besitzen, die romanische Formen imitieren, folgen die Kapitelle der Strebepfeiler und der Gewölbe einem zeitgenössischen Stil. In der gleichen Weise bilden die altertümlichen rundbogigen Arkaden im

<sup>22</sup> C. Waeber-Antiglio, Hauterive. La construction d'une abbaye cistercienne au moyen-âge (= Scrinium friburgense, V), Fribourg 1976.

## Der Kreuzgang von St. Theodor in Bamberg

unteren Wandabschnitt einen auffälligen Kontrast mit den modernen Maßwerkgestaltungen im oberen Bereich der Hoffassaden.

Eine andere Variante des gleichen Phänomens führt der zeitlich und geographisch Bamberg benachbarte Domkreuzgang in Eichstätt vor (Abb. 16).<sup>23</sup> Hier öffnen sich die Kreuzgangflügel in großen Spitzbögen zum Hof, die in immer wieder neuen Variationen ein erfindungsreiches Repertoire an Maßwerkgestaltungen fast schon zelebrieren. Variationen finden sich auch an den Strebepfeilern, wo romanisierende Stützen unterschiedlicher Gestalt – mal sind es Säulenbündel, mal Einzelsäulen – spätgotische Fialen tragen. In Eichstätt fällt auf, dass die retrospektiven Formen von der Fassade abgerückt sind, sie greifen nicht in die Substanz der Wand ein und wirken damit isoliert. Dadurch wird ihr zeichnerischer Charakter besonders unterstrichen.

In Eichstätt, Hauterive und Bamberg ist das Verhältnis von retrospektiv und modern unterschiedlich verteilt: In Eichstätt handelt es sich um eine moderne Architektur, der zeichnerhaft historisierende Einzelmotive appliziert wurden, in Hauterive stehen beide in einem ausgeglichenen Verhältnis zueinander, in Bamberg beschränken sich die modernen Formen auf partielle Details. Die äußerste Steigerung der Historisierung findet sich im Laienrefektorium von Maulbronn von 1479 (Abb. 17),<sup>24</sup> bei dem nur das geschulte Auge erkennt, dass es sich in Wirklichkeit nicht um einen romanischen Bau handelt.

Alle gezeigten Beispiele retrospektiver Gestaltung sind nicht mit einem historischen Stilverständnis zu erklären. Die Vorstellung des Alten speist sich ausschließlich und unmittelbar aus lokalen Quellen. Besonders gut lässt sich dies am Winterrefektorium von Bebenhausen bei

<sup>23</sup> Michael Schmidt, *reverentia und magnificentia. Historizität in der Architektur Süddeutschlands, Österreichs und Böhmens vom 14. bis 17. Jahrhundert*, Regensburg 1999, S. 62-63.

<sup>24</sup> Ulrich Knapp, *Das Kloster Maulbronn. Geschichte und Baugeschichte*, Darmstadt 1997.



Tübingen studieren (Abb. 18).<sup>25</sup> In bereits bekannter Manier kombiniert diese Halle aus dem frühen 16. Jahrhundert Altes und Neues. So orientieren sich die Gewölbedetails mit ihren charakteristischen Sockelkonsolen direkt an der Wölbung des Kapitelsaals der 1220er Jahre. Die kerbschnittartigen Ornamente an den Sockeln der Pfeiler lehnen sich sehr getreu an die Tympanongestaltung des Kreuzgangportals um 1200 an (Abb. 19).

Die große Spannweite in der stilistischen Integration von Alt und Neu veranschaulicht, dass nicht nur inhaltliche Absichten eine Rolle gespielt haben, sondern auch die künstlerische Herausforderung. Diese sollte auch gebührend gewürdigt werden. Dessen ungeachtet drängt sich die Frage nach der inhaltlichen Interpretation auf.

Zu St. Theodor konkurrieren zwei Erklärungsversuche miteinander: Tilman Breuer sieht das Bamberger Beispiel als Ausdruck einer allgemein historisierenden Stilströmung unter der Regierung Kaiser Karls IV., was er mit dem Hinweis auf die engen Beziehungen des Klosters zum Kaiser untermauert.<sup>26</sup> Michael Schmidt interpretiert dieses Stilphänomen politisch. Die Verwendung des romanischen Stils sei der Ausdruck eines Reformwillens, in der Rückkehr zu einfachen Formen spiegele sich auch die Rückkehr zur strengen zisterziensischen Lebensweise der Gründungszeit.<sup>27</sup> Diese Argumente sind schnell entkräftet: Angesichts der überreichen Kämpfer und Kapitelle kann von formaler Einfachheit keine Rede sein. Historisch ist genau das Gegenteil zu belegen: St. Theodor hatte sich im Verlaufe des 14. Jahrhunderts zu einem adligen Damenstift mit sehr freizügigen Klausurvorschriften entwickelt. Die Nonnen hatten sich allen von außen herangetragenen

<sup>25</sup> Mathias Köhler, Die Bau- und Kunstgeschichte des ehemaligen Zisterzienserklosters Bebenhausen bei Tübingen. Der Klausurbereich (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Bd. 124), Stuttgart 1995.

<sup>26</sup> Breuer 1967, wie Anm. 11.

<sup>27</sup> Schmidt 1999, wie Anm. 23, S. 62-63.

## Der Kreuzgang von St. Theodor in Bamberg

Reformversuchen so vehement und hartnäckig widersetzt, dass sie zu Beginn des 15. Jahrhunderts mit dem Bann belegt wurden.<sup>28</sup>

Es ist mit Tilman Breuer wesentlich wahrscheinlicher, dass es gerade nicht eine Bescheidenheitsgeste, sondern der hohe Ranganspruch der Anfangszeit war, an den man kurz vor 1400 anknüpfen wollte. Allerdings handelt es sich nicht um eine romantisierende Verklärung des 14. Jahrhunderts, wie Breuer annimmt, nicht um das Sehnen nach einer verlorenen goldenen Zeit vor dem Interregnum. Wie die romanisierenden Formen sich auf konkrete lokale Vorbilder und nicht auf eine abstrakte Stilvorstellung zurückführen lassen, so bezieht sich der historische Verweis nicht auf eine Epoche, sondern einen konkreten Zeitpunkt: den Zeitpunkt der Gründung. Diese Beobachtung berührt einen zentralen Gedanken der mittelalterlichen Geschichtsvorstellung: Während der moderne Historismus von außen mit kritisch-analytischem Auge auf eine für ihn abgeschlossene und damit fremde Vergangenheit zurückblickt, fühlten sich die Nonnen des 14. Jahrhunderts mit der Gründungszeit ihres Klosters eng verbunden. Ihr Historisieren ist kein romantisches Zeichen des Verlustes, es ist vielmehr die Visualisierung und Aktualisierung einer permanent und latent stets vorhandenen Bindung an die Gründungszeit. Das Kloster des 14. Jahrhunderts beansprucht den gleichen Rang, die gleiche Ehre, das gleiche soziale Kapital, wie es Pierre Bourdieu nennen würde, wie die Institution der Gründung. Dies ist die Institution, die im 12. Jahrhundert von Kaiserfamilien gefördert wurde und diesen Anspruch in die Gegenwart überträgt. Mit anderen Worten: Gegenwart und Vergangenheit sind identisch. Nichts anderes verkündet der Kreuzgang von St. Theodor, bei dem alte und moderne Formen sinnfällig zu einer Einheit verschmelzen.

<sup>28</sup> Zink 1978, wie Anm. 1, S. 30, 172-173.



Abb. 1: Bamberg, St. Theodor: westlicher Kreuzgangflügel. Zustand vor Öffnung der Arkaden, Foto von 1969



Abb. 2: Bamberg, St. Theodor: westlicher Kreuzgangflügel. Zustand nach Öffnung der Arkaden

## Der Kreuzgang von St. Theodor in Bamberg

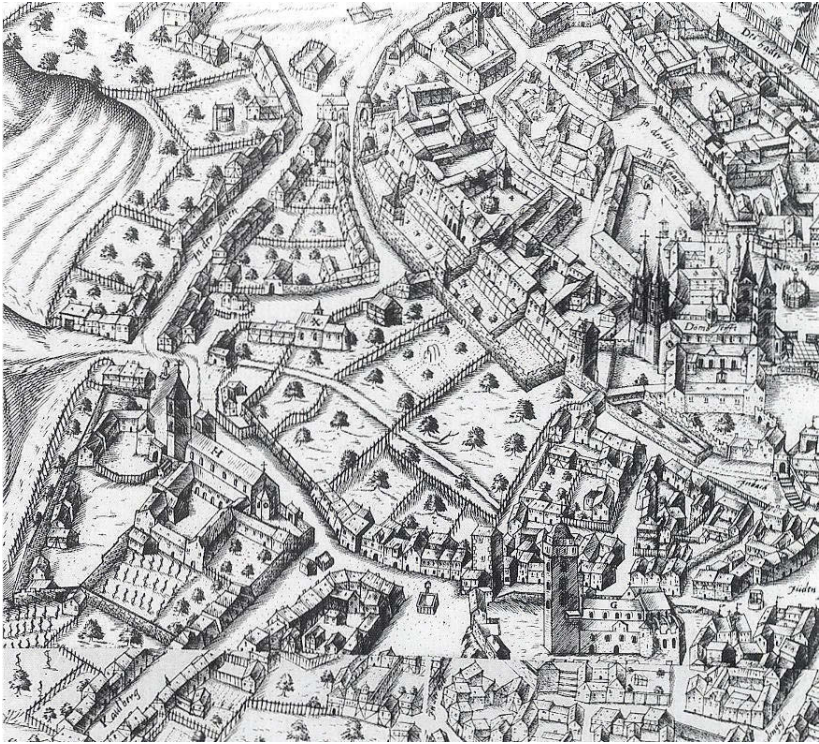


Abb. 3: Bamberg, St. Theodor. Kupferstich von Petrus Zweidler von 1602, Ausschnitt



Abb. 4: Bamberg, St. Theodor: südlicher Kreuzgangflügel mit nachträglicher Jahreszahl vor der Remontage



Abb. 5: Bamberg, St. Theodor: östlicher Kreuzgangflügel

## Der Kreuzgang von St. Theodor in Bamberg



Abb. 6: Bamberg, Garten des Andreas Keilholz: künstliche Ruine, um 1900

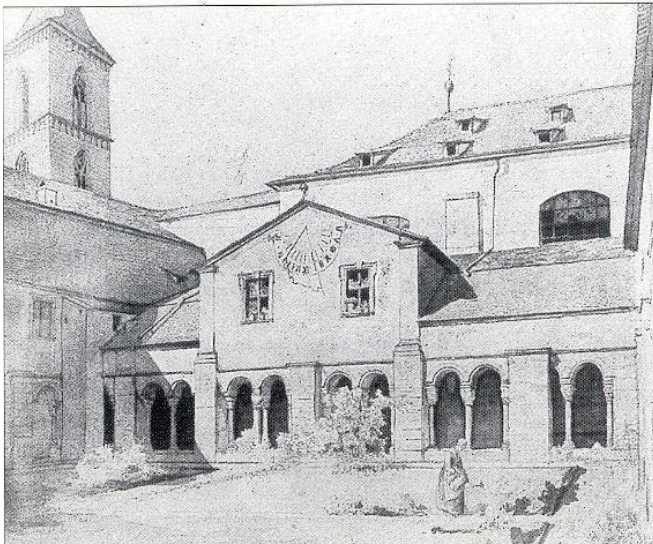


Abb. 7: Bamberg, St. Theodor: offener Nordflügel, Aquarell von C. August Lebschée 1845



Abb. 8: Bamberg, St. Theodor: ehemaliges Portal des Kapitelsaals



Abb. 9: Bamberg, Dom: Westflügel des Domkreuzgangs, um 1400

## Der Kreuzgang von St. Theodor in Bamberg



Abb. 10: Fragmente des ehemaligen Kreuzgangs des Würzburger Neumünsters im Lusamgärtchen in Würzburg



Abb. 11: Kreuzgang von Feuchtwangen





Abb. 12: Kreuzgang von Aura an der Saale



Abb. 13: Bamberg, St. Theodor: östlicher Kreuzgangflügel, Basis

## Der Kreuzgang von St. Theodor in Bamberg



Abb. 14: Bamberg, St. Theodor: Kämpfer aus dem romanischen Kreuzgang

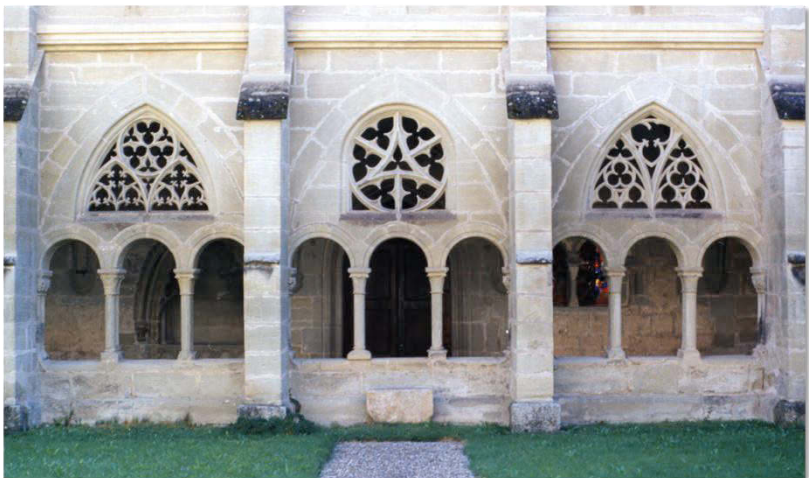


Abb. 15: Hauterive, ehemaliges Zisterzienserkloster: Kreuzgang um 1300



Abb. 16: Eichstätt, Dom: Kreuzgang, nach 1410

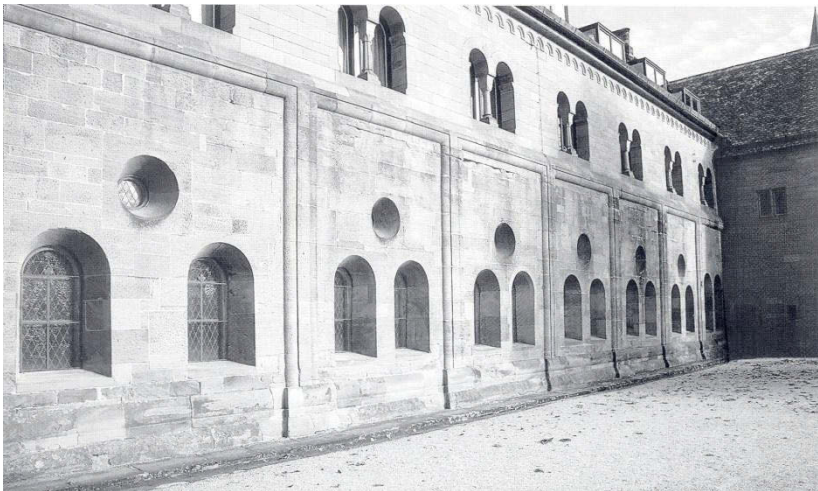


Abb. 17: Maulbronn: Laienrefektorium von 1479

## Der Kreuzgang von St. Theodor in Bamberg

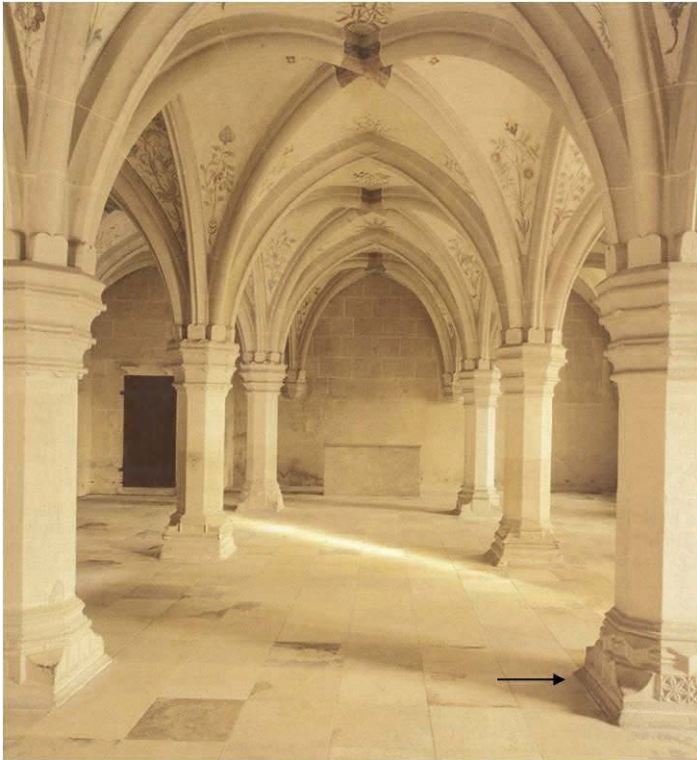


Abb. 18: Bebenhausen: Winterrefektorium, vor 1520

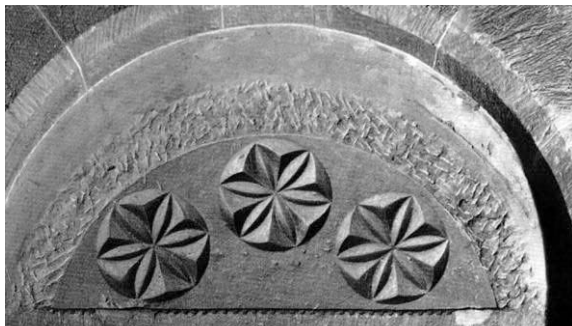


Abb. 19: Bebenhausen, Kreuzgang: Portal zur Kirche, um 1200



MARKUS HÖRSCH

**Die mittelalterlichen Bildwerke in der Abtei Ebrach  
und ihre Bedeutungen  
Interessen und Hierarchien in einer Grabeskirche**

Kloster Ebrach lässt für die Erforschung des Verhältnisses von mittelalterlicher Architektur und Ausstattung auf den ersten Blick nicht viel erhoffen, denn die Abtei ist im Barock von Grund auf neu erbaut worden.<sup>1</sup> Nur die Kirche blieb bekanntlich erhalten, auch sie in verschiedenen Schüben umgestaltet, zuletzt unter dem vorletzten Abt Wilhelm II. Rosshirt (1773-91) durch Maderno Bossi frühklassizistisch ausgekleidet.<sup>2</sup> Aus der Zeit bis zum Bauernkrieg ist am Ort nur ein einziges Stück einer im engeren Sinne religiösen Thematik in oder aus der Kirche erhalten, ein normalen Besuchern unzugängliches Tympanon am Südquerhaus. Wenn hier dennoch gerade Ebrach für eine Einführung in die Thematik memorialer Ausstattungen ausgewählt wird, so geschieht dies aus folgenden Gründen:

Zunächst ist die Abtei die älteste Zisterziensergründung rechts des Rheins, reicht also in die älteste Zeit des Ordens zurück und kann damit am besten die von Anfang an gegebenen Bindungen neugegründeter Abteien an Stifter und Zustifter erhellen. Da Ebrach zudem Mutter mehrerer Tochterklöster wurde, wird auch mit diesen Abteien – in Franken sind es Heilsbronn, Bildhausen und Langheim – ein Vergleich

<sup>1</sup> Dorothee Treppin, Bau und Ausstattung des Klosters Ebrach im 18. und 19. Jahrhundert, Diss. Würzburg 1930, Berlin 1937. – Thomas Korth, Leonhard Dientzenhofers Ebracher Architektur, in: Festschrift Ebrach 1127–1977, hg. von Gerd Zimmermann, Volkach 1977, S. 259-343.

<sup>2</sup> Iris Visosky-Antrack, Die klassizistische Neuausstattung der Abteikirche Ebrach 1776-1787. Ein kritischer Forschungsbericht, M. A.-Hausarbeit, 2 Bde, München 1982.

der Repräsentationsstrategien, sei es der Stifter und ihrer Erben, sei es vor allem der Klöster selbst, möglich. Diese vergleichende Perspektive, die sehr stark auch historische Fragestellungen z. B. der Netzwerke adeliger Stifterkreise zu berücksichtigen hätte, kann hier freilich nur angedeutet werden.

Damit ist zugleich gesagt, dass die Ebracher Grablegen von hoher politischer Bedeutung waren, zunächst natürlich aufgrund des Ranges der hier begrabenen Persönlichkeiten, dann aber auch für die Abtei selbst, die sich die Verpflichtung zur liturgischen Memoria für solche hohen Verstorbenen auch, je nach historischer Lage, für eigene Interessen zu Nutzen machen konnte. Es liegt auf der Hand, dass sich solche Interessen im Laufe der Jahrhunderte wandeln können – immerhin sprechen wir von 676 Jahren, während derer Abtei Ebrach bestand.

Im Folgenden möchte ich einige Motivationen der Beteiligten aus der Sicht des Kunsthistorikers nachzeichnen. Ausgangspunkt ist dabei der heutige Bestand, das heißt die in eine Pfarrkirche verwandelte frühere Abteikirche in ihrem frühklassizistischen Kleid. Dieser Umbau war ja die letzte große Neuinszenierung auch einiger mittelalterlicher Relikte, die man gewiss nicht ohne Absicht übernahm. Dass die Gründe eher im juristischen als im religiösen oder spirituellen Bereich lagen, das unterstreicht eben die Tatsache, dass in Ebrach ausschließlich alte Grabmäler gepflegt, restauriert, ersetzt und notfalls auch verbannt wurden. Auch das eingangs erwähnte Tympanon ist da keine Ausnahme.

I

Verschaffen wir uns zunächst einen Überblick über die Situation, wie wir sie seit der Umgestaltung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vorfinden. Verkleidet wurde in Ebrach bekanntlich jener große Neubau der Abteikirche, der 1200 mit der Michaelskapelle im Norden begonnen wurde und mit der Weihe 1285 als fertiggestellt gelten kann. Mit dem rechteckig geführten Umgang mit Kapellenkranz folgt diese Kirche direkt den burgundischen Vorbildern, dem Mutterkloster Morimond

## Die mittelalterlichen Bildwerke in der Abtei Ebrach

und der Groß- und Urmutter Cîteaux, und dies auch, was den stets direkt aus Frankreich importierten gotischen Baustil betrifft. Robert Suckale hat aufgezeigt, dass die Rosenformen in Ebrach stets den aktuellen Stand der französischen Architektur spiegeln, der sich ja gerade Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts auf den Großbaustellen der Ile de France rasant entwickelte.<sup>3</sup>

Wie üblich war diese Großkirche in zwei Hauptfunktionssphären geteilt: Im Osten das Presbyterium mit dem Hauptaltar, vorgelagert der Mönchschor, der über die Vierung hinaus ins Langhaus reichte und reicht. Ein nicht erhaltener Lettner oder eine Abschränkung trennte ihn vom westlich vorgelagerten Raum der Laienmönche, der Konversen. Wir können als sicher annehmen, dass westlich des Lettners der Kreuzaltar stand. Außerdem dürfte es einen Bereich gegeben haben, den auch Laien zumindest aus bestimmten Anlässen betreten konnten, am ehesten das klausurabgewandte Seitenschiff und/oder Querhaus.

Im Zustand des späten 18. Jahrhunderts sind drei Bereiche mit mittelalterlichen Relikten auszumachen:

1. Die Michaelskapelle im Norden, ein einschiffiger Bau mit über einer Krypta erhöhtem Ostteil. Das Patrozinium des Seelenwägers Michael ist typisch für solche Begräbniskapellen in unmittelbarer Nachbarschaft zum Mönchsfriedhof. Dass es eine Begräbniskapelle war,<sup>4</sup> belegt zum einen das solitäre Grab mit monolithischer Deckplatte im erhöhten Chorbereich (Abb. 1), der zudem eine Verbindungsöffnung zur darunter liegenden, geometrisch ausgemalten und später als Beinhaus genutzten Krypta aufweist. Leider ist die Grabplatte nicht beschriftet oder bemalt, doch darf man davon ausgehen, dass hier, wie andernorts auch, der oder

<sup>3</sup> Robert Suckale, Die Rosenfenster der Ebracher Klosterkirche, in: Festschrift Abteikirche Ebrach 1285-1985, hg. von Wolfgang Wiemer und Gerd Zimmermann, Ebrach 1985, S. 59-86.

<sup>4</sup> *Funiculus triplex* und *Versus de Adam*. Würzburg, Universitätsbibliothek, M. p. th. f. 2, 26 Bll., 15. Jh. – Wilhelm Schlink, Zur liturgischen Bestimmung der Michaelskapelle im Kloster Ebrach, in: *Architectura* 1 (1971), S. 116-122.



die Klosterstifter ihre letzte Ruhe fanden, denen, waren sie nicht königlichen Geblüts oder übten sie nicht das Amt eines Bischofs aus, anfangs das Begräbnis in Zisterzienserkirchen verwehrt war. Im Falle Ebrachs waren dies an erster Stelle der Edelfreie Berno, des Weiteren sein Bruder Riwin (Richwin).

Das Langhaus der Michaelskapelle war durch eine Abschränkung, vor der ein weiterer Altar stand, abgetrennt.<sup>5</sup> Es war von Westen her auch von außen zugänglich. Hier liegen heute noch einige Grabplatten fränkischer Adelsfamilien, und wir dürfen davon ausgehen, dass dies ebenfalls seit dem Bau der Kapelle so gedacht war – eine weitere Möglichkeit für Zustifter, in der Nähe der Mönche und der Klosterstifter begraben zu werden, aber außerhalb der Kirche selbst.

Es ist auffällig, dass die Michaelskapelle nicht frühklassizistisch ausgestattet wurde. Sparsamkeit war dafür wohl nicht der Grund. Es gibt zwei mögliche Ursachen: Entweder hatte man im späten 18. Jahrhundert in der Abtei das Interesse an diesem eher abgeschiedenen Teil der Kirche bereits weitgehend verloren (wofür auch die Nutzung der Krypta als Beinhaus spricht), vielleicht gerade wegen der dort begrabenen Adelligen aus den in der Region begüterten Familien von Windheim, Scherenberg, Thüningfeld und anderen, deren Nachfahren man für zuständig hielt. Auch sprach die Michaelskapelle ja nicht mit in der so großzügig vereinheitlichten Szenerie der neuen Ausstattung der Abteikirche. Oder aber man wollte auf diese Weise wenigstens in einem Teilbereich (und zwar dem der Klosterstifter) auf das hohe Alter der Institution hinweisen, indem man es sichtbar ließ.

2. Der zweite Bereich mit mittelalterlichen Relikten ist das Presbyterium. Hier sind heute noch vier Grabmäler in den vom Hochchor und dem Umgang her zugänglichen Winkeln hinter dem Hochaltar ver-

<sup>5</sup> Erhalten ist ein Teil der zugehörigen Piszina.

## Die mittelalterlichen Bildwerke in der Abtei Ebrach

steckt. Ihre historische Bedeutung ist erkannt und gewürdigt worden,<sup>6</sup> die Kunstgeschichte haben sie bisher weniger interessiert.<sup>7</sup> Es sind vier Grabplatten mit lebensgroßen Darstellungen der Verstorbenen, deren Kissen darauf hindeuten, dass es sich ursprünglich um Liegefiguren von Hochgräbern handelte. In der südöstlichen Ecke, also auf der liturgisch untergeordneten Epistelseite, wurden diejenigen Gertruds von Sulzbach († 1146), der Gemahlin König Konrads III. und ihres Sohnes Friedrich, genannt von Rothenburg († 1167),<sup>8</sup> in die Wand eingelassen (Farbabb. 4). Im nordöstlichen Chorwinkel, auf der Evangelienseite, wurde im Verlaufe der baulichen Veränderungen der Klosterkirche eine Begräbnisstätte für die Herzen der Würzburger Bischöfe gestaltet, die in einer lange gepflegten Tradition von Würzburg nach Ebrach überführt wurden. Nach dem Tode des jeweiligen Oberhirten wurde der Leichnam bereits auf der Festung Marienberg geteilt, wo die Eingeweide in der Burgkirche beigesetzt wurden. Der Hauptteil des Körpers kam in den Dom, das Herz wurde feierlich mit einer vierspännigen Kutsche nach Ebrach gebracht, begleitet von einem alten, verdienten Diener des Bischofs, der dann bis zu seinem Lebensende in Ebrach zu versorgen war. Wie man sich die Herzgräber konkret vorzustellen hat, ist unbekannt. Dass die Bauern sie zerstören konnten, lässt darauf schließen, dass die Begräbnisse den heutigen nicht unähnlich, vielleicht aber nicht in die Chorschranken eingelassen waren.<sup>9</sup> Heute sind ebendort durch

<sup>6</sup> Ferdinand Geldner, Um die frühen Staufergräber in Ebrach, Lorch und Bamberg, in: Festschrift Ebrach 1127-1977, hg. von Gerd Zimmermann, Volkach 1977, S. 38-52.

<sup>7</sup> Robert Suckale, Die Grabfiguren des Hl. Otto auf dem Michelsberg in Bamberg, in: Gedenkschrift zum Otto-Jubiläum 1989. Bericht des Historischen Vereins Bamberg 125 (1989), S. 499-537. Wieder in: Robert Suckale, Das mittelalterliche Bild als Zeitzeuge. Sechs Studien, Berlin 2002, S. 185-214.

<sup>8</sup> Konrads III. älterer Sohn, König Heinrich (VI.), 1150 verstorben oder umgebracht, wurde in Lorch begraben. Geldner 1977, wie Anm. 6, S. 46 f.

<sup>9</sup> Anlässlich des Todes des Bischofs Lorenz von Bibra am 10.2.1519 berichtet Lorenz Fris folgenden Ablauf: „*Herr Pancratz Thüngen Ritter / Marschall / so das Hertz in einem mit roter Seiden überzogenen Glas allwegen vor der Bahr getragen / hatte dasselbe in seiner Hand / und trug es zum Thürlein bey der Begräbniß hinauß / ihm folgten 2 Capitel-Herren und etliche Rätthe / giengen in den Ebracher Hof / da war ein Wagen mit 4. Pferden / und darauf einer alter Dorwahrt (al. Thorwarter) zu Hof / sitzend / der Nahm das Glaß und Hertz an. Der Reuter-Hauptmann mit seiner Rott hielt im Hof bey dem Wagen / führten und geleiteten also das Hertz bis gen Ebrach ins Closter / da es auch nach altem Brauch vergraben worden.*“ Zit. nach

Türchen verschließbare Nischen zwischen den genannten Tumbendeckeln mit Darstellungen zweier Bischöfe eingehauen (Farbabb. 5).

3. Weniger verborgen findet sich im Südquerhaus, neben dem Eingang zum angrenzenden Klosterflügel, das Grabmal des ersten, in Ebrach als selig verehrten Abtes Adam (Abb. 2). Der bildlose Schrein erinnert in seiner Hausform an mittelalterliche Reliquienschreine – doch ist er offenkundig eine historisierende Neuschöpfung des Barock, denn seit dem 15.8.1697 befindet sich ein von Abt Candidus Pfister (reg. 1696-1704) in Auftrag gegebener Stuckschrein neben dem Ausgang in der Südwand des Südquerhauses, der in die Sakristei im östlichen Klausurflügel führt. Zuvor war das Grab 1653 an die Stelle transloziert worden, wo sich heute das Portal befindet. Es waren wohl hauptsächlich die Mönche, die hier ihre Verehrung zollen sollten. Die ursprüngliche Grabstätte ist, wie es üblich war, im Kapitelsaal zu vermuten, doch hat man 1269 die Gebeine des verehrten Abtes in die Kirche übertragen, zusammen mit den Staufergräbern, wie Engelbert Fürstenwerth mitteilt.<sup>10</sup> In einer der für die Rekonstruktion der früheren Ebracher Verhältnisse so wichtigen Quellenschriften, dem *Funiculus triplex*,<sup>11</sup> heißt es, Adam ruhe im Bereich des Altars der Hl. Ursula und der 11.000 Jungfrauen, das heißt im Südquerhaus, unter einem pyramidenförmigen

Johannes Jaeger, Die Klosterkirche zu Ebrach, ein kunst- und kulturgeschichtliches Denkmal aus der Blütezeit des Cistercienser-Ordens, Würzburg 1903, S. 33 f. – Dieser schreibt S. 111, bis 1525 seien mehr als 30 Herzen in Ebrach begraben worden. Die Bauern hätten die Herzen weggeworfen und die „silbernen Urnen“ genommen. – Grundlegend und ausführlich schon Ignatius Gropp, Monumenta sepulcralia ecclesiae Ebracensis, Würzburg 1730, hier S. 23.

<sup>10</sup> Engelbert Fürstenwerth, Memorabilia Abbatiae Ebracensis, Msc. Ebrach, angelegt bis A. 19. Jh. Ebrach, Pfarregistratur, S. 622. – Jaeger 1903, wie Anm. 9, S. 98. – Vereinfachend Wolfgang Wiemer, Die Baugeschichte und Bauhütte der Ebracher Abteikirche 1200-1285. Diss. Erlangen (Jahrbuch für fränkische Landesforschung 17), Kallmünz 1957, S. 10: Er nennt, ohne Quellenangabe, das Jahr 1653 als Datum der Umbettung an die heutige Stelle.

<sup>11</sup> Zu den Quellenschriften allgemein Wiemer 1957, wie Anm. 10, S. 3-11.

## Die mittelalterlichen Bildwerke in der Abtei Ebrach

gen Grabmal.<sup>12</sup> Was man sich darunter vorzustellen hat, wird nicht deutlich – wahrscheinlich aber etwas in der Art des heutigen Schreins, wobei wohl auch an dem Vorgängergrab keine bildlichen Darstellungen zu finden waren.<sup>13</sup> Italienische Stukkateure fanden die heutige, ungewöhnliche, zumindest einem Heiligenschrein im mittelalterlichen Sinne wenig angemessene Lösung – es ist kaum denkbar, dass ein Reliquiar direkt auf den Boden neben eine Tür gestellt worden wäre. Damit ist es offenkundig mehr ein Zeichen, eine Erinnerung an die sehr viel ältere Tradition.

Es ist somit kein historischer Zufall, dass sich die Grabstätte des Abtes Adam unweit einer weiteren Pforte in der Ostwand des Südquerhauses befindet, die den Zugang zu den östlich der Kirche gelegenen Baulichkeiten gewährt, also in Richtung des mittelalterlichen Abtshauses, des Mönchsspitals usw. Da gerade dieses Portal außen ein kleines Bildprogramm erhielt, das im Tympanon die Kirchenpatronin Maria zeigt, der sich von rechts die Klosterstifter nähern (Abb. 11 und 12), wird man mit einem zumindest zeitweiligen Publikumsverkehr rechnen dürfen, der auch dadurch begründet war, dass man auf diesem Wege ins Querhaus und eben zu dem Grabmal des verehrten ersten Abtes gelangte. Aber erklärt dies schon ausreichend, dass man gerade die „offiziell“ wirkenden Darstellungen des Portals nicht sich von Westen oder Nordosten nähernden Laien jederzeit entgegenhielt?

<sup>12</sup> „*In parte meridionali oratorii circa capellam XI milium virginum tumba per modum pyramidis elevata recondita sunt ossa venerabilis patris ac domini Adami*“. Zit. nach Wiemer 1957, wie Anm. 10, S. 78, Nr. 31.

<sup>13</sup> Die aufwendigste erhaltene Grabanlage dieser Art ist die des Hl. Etienne d'Aubazine († 1159) in der von ihm gegründeten Abteikirche, ein hausförmiger Tumbenaufbau, der die Form eines Reliquienschreins übernimmt, seitlich durch je sechs, an den Fronten durch je zwei Spitzbogenarkaden geöffnet. Der Gisant liegt unter diesem Aufbau, die Dachflächen zeigen szenische Darstellungen. Um 1250/60, wohl von einem Pariser Bildhauer. – Bernadette Barrière, *Aubazine en Bas-Limousin, Limoge /Aubazine 1991* (Patrimoine Limousin). – Bernadette Barrière, *Le tombeau de saint Etienne d'Obazine. Une œuvre „française“ du XIIIe siècle*, in: *L'art religieux en Bas-Limousin. Peintures, sculptures et mobilier*, hg. von Isabelle Dulac Rooryck und Jean François Amelot, Toulouse 1997, 72–85. – Die Autorin vermutet 1991, S. 11, einen offiziellen Auftrag des Ordens und eine Beteiligung des Hl. Ludwig.

Schließlich finden sich noch an der Westwand des Südquerhauses mittelalterliche Zeugen: Im mittleren Joch ein – nach den Stilformen der Bekrönung zu schließen – im späten 18. Jahrhundert geschaffenes Monument (Abb. 3), das aus den drei Grabplatten der Äbte Heinrich III. Heppe (reg. seit 1404, † 19.11.1426),<sup>14</sup> gepriesen als Zweiter Gründer Ebrachs, Bartholomäus Frowein († 25. 7.1430)<sup>15</sup> und Johannes Wolf († 25. 9.1540)<sup>16</sup> zusammengestellt wurde. Die beiden Grabmäler der im frühen 15. Jahrhundert in kurzer Folge verstorbenen Äbte sind eng verwandt – beide waren von vornherein als Standfiguren unter einem maßwerkverzierten Kielbogen-Baldachin gedacht, beide sind mit Abtsstab und Buch dargestellt. Das bischöfliche Abzeichen der Mitra war vermutlich ursprünglich nicht nur Abt Frowein, sondern auch der Darstellung des Abtes Heppe beigelegt, musste aber bei der Einpassung in die heutige Situation abgearbeitet werden. Beide Grabsteine sind Originale der Zeit um 1425/30 und so eng verwandt, dass sie vermutlich aus derselben Werkstatt bezogen wurden. Es verwundert also nicht, dass man diese beiden Steine im 18. Jahrhundert zusammengelagert hat.

Bei dem dritten, in deutlichem zeitlichen Abstand entstandenen Grab des vor dem Kreuz knienden Abtes Wolf, dem man für seine neue Bestimmung noch einen Kielbogen-Baldachin hinzufügen musste, sind die Ursachen weniger einleuchtend. Anders als in der Zisterzienserabtei Schöntal an der Jagst, deren lange Tradition man mit Hilfe nachträglich beschrifteter Abtsgräber sorgsam darstellte, spielte in Ebrach die Chronologie offenkundig keine Rolle. Wahrscheinlich fasste man hier Grabsteine zusammen, die ohnehin nahe beieinander gelegen hatten. Es

<sup>14</sup> Die Inschriften des Landkreises Bamberg bis 1650, hg. von Rudolf M. Kloos in Zusammenarbeit mit Lothar Bauer, mit Beiträgen von Isolde Maierhöfer (Deutsche Inschriften 18), München 1980, S. 25, Nr. 47. – Heppe wurde von Kaiser Sigismund aufs Konstanzer Konzil geladen, schickte aber sein gelehrten Konventualen Bartholomäus Frowein, der dann zu den Gutachtern gegen Jan Hus gehörte. Jaeger 1903, wie Anm. 9, S. 106 f. – Vgl. auch die folgende Anm.

<sup>15</sup> Kloos 1980, wie Anm. 14, S. 25 f., Nr. 49. – Zu Frowein: Franz Machilek, Frowein, Bartholomäus, von Ebrach, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. 2., völlig neu bearb. Aufl. Berlin/New York 1980, Sp. 982-985.

<sup>16</sup> Kloos 1980, wie Anm. 14, S. 52 f., Nr. 138.

## Die mittelalterlichen Bildwerke in der Abtei Ebrach

muss aber doch auffallen, dass es sonst keine älteren Abtsgrabmäler mehr gibt. Wichtige Abteien haben bereits im 14. Jahrhundert begonnen, figürliche Abtsgräber fertigen zu lassen, auch wenn dies bei den Zisterziensern in der Frühzeit nicht erwünscht war. Entweder hat man also versäumt, die Abtsgräber, die zunächst mit hoher Sicherheit im Kapitelsaal lagen, beim Neubau des Klosters zu retten und zu translozieren – oder aber es waren bereits vor dem 18. Jahrhundert keine weiteren mehr vorhanden. Denkbar ist dies, wobei die Gründe unsicher bleiben – eine Ursache können Verwüstungen im Bauernkrieg 1525 oder im Dreißigjährigen Krieg gewesen sein.

Im südlich benachbarten Wandfeld findet sich schließlich ein wiederum anders geartetes Denkmal, ein Doppelgrab für Mutter und Sohn (Abb. 4), für Dr. Konrad Teufel († 23.5.1348), Laienbruder in Ebrach, und seine Mutter Mechtild († 19.8.1330). Sie waren Mitglieder einer unermesslich reichen Familie, die neben dem Bürgerspital in Würzburg und dem Spital in Kitzingen auch den Garten stiftete, in dem 1348ff. die Würzburger Kartause errichtet wurde. Wie bedeutend die Zuwendungen an Kloster Ebrach gewesen sein müssen, zeigt eine erklärende Inschrift, die die Wohltäterschaft von Mutter und Sohn betont. Mehr noch: Man kopierte die vermutlich stark beschädigten Originalgrabplatten des 14. Jahrhunderts,<sup>17</sup> die ursprünglich als Liegefiguren für ein

<sup>17</sup> Kloos 1980, wie Anm. 14, S. 13 f., Nr. 15, weist auf die Veränderungen der Leserichtung der Inschrift hin, die sich aus dem Vergleich mit der Überlieferung bei Joseph Agricola, *Chronik, Msc.*, Ebrach 1660, Würzburg, Staatsarchiv, Würzburger Standbücher, VI Ebrach, Nr.16/1–IV, fol. 37v, und Gropp 1730, wie Anm. 9, ergibt. Kloos bemerkte jedoch nicht, dass nicht nur die historisierende Majuskel-Inschrift nachgearbeitet wurde, sondern dass es sich bei dem Grabmal insgesamt um eine Kopie handelt. Die Baldachine sind stark vereinfachte Wimperge, die Gewänder der Verstorbenen sind in antikisierender Manier fein gefältelt, wie es im 14. Jahrhundert schwer vorstellbar ist. Am genauesten hat sich der Bildhauer bei den Tieren zu Füßen der Dargestellten dem gotischen Original genähert. Agricola 1660, fol. 37v, berichtet, dass das Grabmal 1652 an der Querhauswand aufgestellt wurde. Vermutlich wurde die Kopie schon damals gefertigt und die Ausrichtung der Inschrift zugunsten einer besseren Lesbarkeit verändert. Johann Reuß hätte dann Ende des 18. Jahrhunderts vor allem die klassizistische Rahmung hinzugefügt.

Hochgrab konzipiert waren, das sich ursprünglich wohl vor dem Hauptaltar<sup>18</sup> befunden hat.

Ruft man sich kurz die ebenfalls nur reduziert erhaltene, doch immer noch ungemein reiche Ausstattung des Ebracher Tochterklosters Heilsbronn ins Gedächtnis, so wird zum einen der Unterschied zwischen einem katholisch gebliebenen, entsprechend weiter entwickelten Kloster und einem durch die Reformation aufgehobenen, dann in eine evangelische Fürstenschule umgewandelten Komplex deutlich. Zum andern aber verdeutlicht der Vergleich, wie höchstwahrscheinlich auch Ebrach im späten Mittelalter ausgesehen hat – und wie auserlesen die wenigen ans Mittelalter erinnernden Stücke hier sind.

Man mag einwenden, Heilsbronn habe als Grablege der fränkischen Hohenzollern im späten Mittelalter doch eine etwas andere, noch reichere Entwicklung genommen. Hier spiegelte sich gleichsam der ganze Hof der Ansbacher Markgrafen in Begräbnissen und religiösen Stiftungen. Doch auch wenn man für Ebrach vielleicht Abstriche machen sollte, so zeigen einige erhaltene Grabdenkmäler, dass es ein starkes Interesse an Begräbnissen und entsprechender memorialer Repräsentation gegeben hat. Erhalten blieben diese Denkmäler allerdings nur deswegen, weil sie in die Außenseite des Chorumgangs eingearbeitet wurden – nicht eingesetzt, sondern in situ in das Mauerwerk der Kirche gehauen. So findet sich an der Ostwand des Chores ein solches Gedächtnis der Nürnberger Patrizierfamilie Holzschuher mit einem Kreuzigungsrelief, dessen zugefügte Hl. Katharina auf die Katharinenkapelle verweist, an deren Außenseite sich das Gedächtnis befindet. In dem an die Kirche südöstlich angrenzenden Hospital wurden vor einigen Jahren ähnlich angebrachte, bildlich geschmückte

<sup>18</sup> Agricola 1660, wie Anm. 17, fol. 37v. – Alberich Degen, *Chronicon Monasterii Ebracensis*, Msc. 1653 Würzburg, Staatsarchiv, Kloster Ebrach, D 7, Nr. 14 (Redaktion 1660), fol. 32f.; sowie ebd. Msc. Nr. 15 (Redaktion 1663), fol. 27, nennt hingegen den Altar der Himmelfahrt Marias „beim Sakristei-Eingang“. – Kloos 1980, wie Anm. 14, S. 13, schließt daraus, es habe sich „*anscheinend* [um den] *jetzigen Josefsaltar oder Maria-Hilfaltar*“ gehandelt.

## Die mittelalterlichen Bildwerke in der Abtei Ebrach

Grabdenkmäler mit der Hl. Anna Selbdritt (Abb. 5) und einem Kruzifix aufgefunden, deren Inschriften leider verloren sind.

Mit den in der Kirche erhaltenen mittelalterlichen Denkmälern muss es also jeweils eine ganz besondere Bewandnis haben, sonst hätten sie die verschiedenen Barockisierungswellen nicht überlebt. Dabei ist zu unterscheiden zwischen den ursprünglichen Absichten, die zum Zeitpunkt der Fertigung der Grabmäler bestanden, und den Interessen der Abtei des späten 18. Jahrhunderts, einer Abtei kurz vor ihrer Aufhebung, wie wir heute wissen. Doch damit scheint man lange nicht im Entferntesten gerechnet zu haben, war Ebrach doch stets noch bemüht, sich von dem damals schon übermächtig gewordenen Landesherrn, dem Fürstbischof von Würzburg, abzusetzen. Zu diesem Zweck bemühte sich die Abtei, ihre einstige reichsunmittelbare Stellung herauszustreichen und zu belegen. Man publizierte historische Druckwerke – und als Urkunden in diesem Rechtsstreit dienten nicht zuletzt die erwähnten mittelalterlichen Zeugnisse der Begräbniskultur. Allerdings sah man sehr wohl, dass die Herzgräber der Würzburger Bischöfe auch ganz andere Ansprüche untermauern konnten, eben die des De-Facto-Landesherrn. Eine einseitige Herausstellung der (Mit)Stifter aus dem königlich-kaiserlichen Hause der Hohenstaufen kam nicht mehr in Frage – allenfalls eine Gleichbehandlung. Und so schien es am Ende wohl am sinnvollsten, die Grabmäler sowohl der Bischöfe als auch der Stauer einfach hinter dem Hochaltar verschwinden zu lassen.

Zudem sagen uns Stil- und Objektkritik, dass nur wenige der Werke zu dem Zeitpunkt entstanden, als die mit ihrer Hilfe verewigten Persönlichkeiten verstorben waren: Dies sind lediglich die bescheideneren Grabsteine in der Michaelskapelle, die in die Außenwand des Chores eingemeißelten Inschriften und Reliefs sowie die Abtsgräber des 15. und 16. Jahrhunderts. Alle anderen sind posthum geschaffen:

- Das unverzierte Grab der Klosterstifter entstand erst mehr als 70 Jahre nach der Gründung Ebrachs 1127, nämlich mit dem Bau der Michaelskapelle ab 1200, wahrscheinlich noch einige Jahre später, da man sich,



wie Wolfgang Wiemer gezeigt hat, erst nachträglich zum Anbau des kreuzförmigen Chores der Stifterkapelle entschloss.

- Die beiden Tumbendeckel der bischöflichen Herzgräber (Farbabb. 5) wurden, wie Robert Suckale präzise begründet hat, aus Anlass der Kirchweihe 1285 in einer Würzburger Werkstatt geschaffen. Zumindest einer der beiden Bischöfe dürfte wiederum eine längst verstorbene Persönlichkeit darstellen, höchstwahrscheinlich Bischof Siegfried von Quersfurt († 1150), auf den die Tradition der Herzbegräbnisse in Ebrach angeblich zurück geht.<sup>19</sup>

- Das Stifterbild am Südquerhaus und das Tympanon wurden Mitte des 14. Jahrhunderts in situ gemeißelt.

- Der Grabstein der Königin Gertrud stammt aus dem 16. Jahrhundert (Farbabb. 4).

- Derjenige ihres Sohnes Friedrich wurde gar erst in der Barockzeit geschaffen (Farbabb. 4), vermutlich nach Zerstörungen im Dreißigjährigen Krieg, ebenso das Grabmal von Mutter und Sohn Teufel sowie schließlich der Stuckschrein für Abt Adam.

Damit wird deutlich, dass es für jede dieser Ausstattungsetappen einen eigenen Anlass und eigene Gründe gegeben haben wird, denen es nachzugehen gilt. Dies soll in der Chronologie der Ereignisse geschehen. Zu beginnen ist mit den hier vereinfachend als „Staufergräber“

<sup>19</sup> Sein Vorgänger, Embricho (von Leiningen, † 1146), Bischof zur Zeit der Klostergründung, weilte zum Zeitpunkt seines Todes in Aquileja, auf dem Rückweg vom Hofe Kaiser Manuels I. in Konstantinopel, der Embrichos Schwägerin Berta von Sulzbach geheiratet hatte. In Aquileja wurde Embricho auch begraben, ein Grabmal ist nicht erhalten. Franz Xaver von Wegele, Embricho, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 6, Leipzig 1877, S. 79-80. – Alfred Wendehorst, Embricho, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 4, Berlin 1959, S. 474. – Unterfränkische Geschichte, Band 1. Von der germanischen Landnahme bis zum Hohen Mittelalter, hg. von Peter Kolb und Ernst-Günther Krenig, Würzburg 1989, S. 335-338. – Wolfram Ziegler, König Konrad III. (1138–1152). Hof, Urkunden und Politik, Wien/Köln/Weimar 2008, S. 109-122.

## Die mittelalterlichen Bildwerke in der Abtei Ebrach

bezeichneten Denkmälern für Gertrud und Friedrich, die 1269 in die heutige Kirche umgebettet wurden;<sup>20</sup> es folgen die 1285 aufgestellten Bischofs-Herzgräber und zuletzt die Stifterdarstellung der Mitte des 14. Jahrhunderts am Südquerhaus.

### II

Wie eingangs angedeutet, sind die Gräber der Königin Gertrud von Sulzbach († 1146), der Gemahlin König Konrads III., und ihres Sohnes Friedrich, genannt von Rothenburg († 1167), heute in der südlichen Nische hinter dem Hochaltar aufrecht stehend eingemauert (Farbabb. 4), vergleichbar und doch gleichsam als Antipoden zu den Bischofs-Herzgräbern auf der ranghöheren Nordseite (Farbabb. 5). Auf den ersten Blick sind die zur Rede stehenden Grabmäler als frühneuzeitliche Werke zu erkennen, wobei bisher nur sehr vage Meinungen über ihre Entstehungszeit geäußert wurden.<sup>21</sup>

Welches Ausmaß die Zerstörungen, die 1525 durch die Bauern bei ihrem Sturm auf das Kloster angerichtet wurden, tatsächlich hatten, ist nicht mehr zu rekonstruieren. Die Klostergeschichtsschreibung neigt dazu, sie als sehr gravierend dazustellen.<sup>22</sup> Dies ist zwar – angesichts der geringen Zahl erhaltener mittelalterlicher Zeugnisse – nicht zu widerlegen, doch wurden beispielsweise die Skulpturen der Bischofs-Hochgräber so wenig beschädigt, dass sie wiederverwendet werden konnten. Die Darstellung der Königin Gertrud (Farbabb. 4) folgt hinsichtlich der Kleidung und Insignien dem Stil und der Zeittracht der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, so bei dem eng geschnittenen Kleid

<sup>20</sup> Jaeger 1903, wie Anm. 9, S. 28 f.

<sup>21</sup> Heinrich Mayer, *Die Kunst des Bamberger Umlandes*, 2. Aufl. Bamberg 1952 (im Nachdruck von 1977 „1955“), S. 57, meint, sie seien im Zusammenhang mit der Umgestaltung des Chores unter Hieronymus Hölein entstanden. – Wolfgang Wiemer, *Die Pfarrkirche in Ebrach. Ehemalige Zisterzienserabteikirche* (Kunstführer 274), 17. Aufl. München/Zürich 1990, S. 12, bezeichnete sie als „freie Kopien“ aus dem 16. Jahrhundert, die die im Bauernkrieg zerstörten Originale ersetzen.

<sup>22</sup> So berichtet Jaeger 1903, wie Anm. 9, S. 111, von der Zerstörung der Herzgräber.

mit dem Brustlatz oder der Haube der verheirateten Frau mit der darüber getragenen Krone. Das Kloster hat also höchstwahrscheinlich *nach* den Verwüstungen 1525 einen Bildhauer mit der Wiederherstellung des Grabmals beauftragt, die, was den Gisant betrifft, einer Neuschöpfung gleichkam.

Der Stil der Grabfigur deutet auf eine mittelrheinische Werkstatt. Früher hätte man ein solches Werk wohl mit dem Namen des Hans Backoffen oder seiner „Schule“ belegt. Nachdem vor einiger Zeit klar gemacht wurde, wie wenig man diesem Bildhauer zuschreiben kann, muss man vorsichtiger sein. Jedenfalls besteht enge motivische und stilistische Verwandtschaft zu dem Epitaph für Ludwig von Ottenstein († vor 1525) und seine Gemahlin Elisabeth von Schwarzenberg (\* 1487, † 13.7.1520) in der Stiftskirche von Oberwesel (Abb. 6), insbesondere natürlich zu der Darstellung der Elisabeth.<sup>23</sup> Zwar musste das stehende Ehepaar unter einem Baldachin mit tragenden Renaissance-Säulen knapper gefasst werden, gerade auch die Frauenfigur mit ihrem faltenreichen Gewand, während die Ebracher Liegefigur mit ihrem ausladenden Kissen breiter entwickelt werden konnte. So sind hier die Hände nicht zum Gebet zusammen gelegt, sondern halten Szepter und Rosenkranz. Doch entspricht sich die Tracht der beiden Frauen in weiten Teilen, man vergleiche nur die Hauben (in Ebrach ohne Kinnband), das weite, durch ein Band zusammengehaltene Décolleté, den über der linken

<sup>23</sup> Hans Börger, Grabdenkmäler im Maingebiet vom Anfang des XIV. Jahrhunderts bis zum Eintritt der Renaissance (Kunstgeschichtliche Monographien 5), Diss. Halle-Wittenberg, Leipzig 1907, S. 51 f., Taf. 27 (hier noch fälschlich: Gutenstein). – Eduard Sebald (Bearb.), Die Kunstdenkmäler des Rhein-Hunsrück-Kreises, Teil 2.2, Ehemaliger Kreis St. Goar, Stadt Oberwesel, 2 Halbbde. München 1997 (= Die Kunstdenkmäler der Pfalz 9), 324, Abb. 195. – Eberhard J. Nikitsch, Rhein-Hunsrück-Kreis (= Deutsche Inschriften 60), Nr. 169, URL: <http://www.inschriften.net/rhein-hunsruECKreis/inschrift/nr/di060-0169.html#content> (30.11.11). – Zur Werkstatt Backoffens vgl. die kritische Auseinandersetzung bei Winfried Wilhelmy, Ein Künstler ohne Werk, ein Werk ohne Künstler. Hans Backoffen und der heilige Abt des Frankfurter Liebieghauses, in: Der heilige Abt. Eine spätgotische Holzskulptur im Liebieghaus, hg. von Valentina Torri, Berlin 2001, S. 103-111. Ders., Die Kreuzigungsgruppen des Hans Backoffen. Zur Stiftungspolitik des Mainzer Domkapitels im unteren Erzstift am Vorabend der Reformation, in: Pfarrkirche St. Peter und Paul Eltville 1353–2003, Eltville am Rhein 2003, S. 230-241.

## Die mittelalterlichen Bildwerke in der Abtei Ebrach

Schulter liegenden Schleier, die Ketten, die über die Handrücken gezogenen, die sich weitenden Ärmel. Durch die Raffung des Mantels mit der linken Hand bzw. dem Unterarm (Oberwesel), entsteht das seit der Hochgotik viel verwendete Y-förmige große Mantel-Motiv. In Ebrach konnten wiederum durch die breitere Entwicklung der Figur mehr parallel verlaufende Falten untergebracht werden, auch umrundet der Mantel in weiterem Fall die rechte Hand mit dem Szepter, doch sind die typischen Dellungen auf den Faltenstegen, auch die Kräuselungen der V-förmigen Faltengehänge eng verwandt. Desgleichen der Gegensatz des gegürteten Kleides, das in einen Rock mit feinen Parallelfalten übergeht, zu den darüber liegenden Mantelstrukturen.

Wenn also auch die beiden Gräber wohl nicht von derselben Hand geschaffen wurden – sie zeigen eine so weitgehende Verwandtschaft, dass eine Herkunft aus derselben, vermutlich Mainzer Werkstatt anzunehmen ist. Offenbar konnte und wollte man in Ebrach zum Zeitpunkt der Fertigung des Grabmals – also sicher nach 1525 – ein solches Werk nicht in Würzburg bestellen, sei es, weil es nicht opportun schien, das königliche Grabmal im höfischen Umfeld des Fürstbischofs (und das heißt: in der Werkstatt Tilman Riemenschneiders) fertigen zu lassen, sei es, weil Riemenschneiders Werkstatt schlicht nicht mehr leistungsfähig genug war – und eben das scheint ja nach 1525 eingetreten zu sein.

Eine andere Stilsprache zeigt der Grabstein des Sohnes, der dem 17. Jahrhundert entstammen dürfte, als die Grabmäler an ihre heutige Stelle gerückt wurden. Hier ist das Gewand deutlich als liegend dargestellt. Einzig die Größe des Kissens und einige gegabelte Faltenstege, die an das Gertruds-Grabmal erinnern, könnten darauf hin deuten, dass sich der Bildhauer an das ältere Grabmal zu halten hatte.

Dessen Plastizität und Qualität erreicht der Bildhauer des Friedrichs-Grabes nicht, betrachtet man die ungelenke Darstellung seiner Linken, die das Herzogsschwert hält.

Ihrem ursprünglichen Kontext sind beide Grabplatten entrissen, denn schon 1614 ließ Abt Hieronymus Hölein (reg. 1591-1615) einen so

genannten „doppelten Chor“ errichten, dem die beiden Staufergräber weichen mussten. Ihre Deckplatten wurden nun am zweiten Pfeilerpaar des Langhauses von Osten aufgestellt und mit Inschriften versehen.<sup>24</sup> Bereits unter Abt Petrus Scherenberger (reg. 1646-58) musste Höleins Chorgestaltung aber wieder verändert werden, weil sie nicht den Ordensvorschriften entsprach. Nun wurden im Jahr 1650 alle vier erhaltenen Grabskulpturen an ihre heutigen Plätze versetzt, wofür eine Entwurfsskizze existiert (Abb. 7).<sup>25</sup> Zu beiden Seiten des damals bedeutend kleineren Hochaltars waren die Platten zwar noch sichtbar, doch schon an die Seite gerückt.

Ursprünglich befanden sie sich die Staufergräber, wie *Liber pitanciarum* und *Funiculus triplex* berichten,<sup>26</sup> vor dem Hochaltar der ersten Kirche. Zwar verboten die Generalkapitel 1152, 1180 und 1205 ausdrücklich das Begräbnis von Stiftern in der Klosterkirche und in der Tat erhielten ja auch in Ebrach die eigentlichen Stifter, Berno und Richwin, in Anlehnung an das Vorbild der burgundischen Primarabteien die Michaelskapelle als Ort der letzten Ruhe. Doch nahm schon der Beschluss von 1152 Könige, Königinnen und Bischöfe aus,<sup>27</sup> sodass auch in Ebrach Königin

<sup>24</sup> Michael Meyer, Patrozinien und Altarausstattungen der Ebracher Kirche, in: Festschrift Abteikirche Ebrach 1285–1985, hg. von Wolfgang Wiemer und Gerd Zimmermann, Ebrach 1985, S. 129261, hier 187.

<sup>25</sup> StAW, Aktenfaszikel der Künstlerverträge, KV, fol. 108. – Meyer 1985, wie Anm. 20, Abb. 4.18.

<sup>26</sup> Wiemer 1957, wie Anm. 10, *Liber pitanciarum*: S. 78, Nr. 28; *Funiculus triplex*: S. 78, Nr. 29.

<sup>27</sup> „In oratorijs nostris non sepeliantur nisi reges et reginae et episcopi, in capitulis abbates vel etiam praedicti si maluerint.“ Statuta Capitulum Generalium Ordinis cisterciensis ab anno 1116 ad annum 1786, 8 Bde., hg. von Joseph Marie Canivez, Leuven 1933/41, I, S. 47, Nr. 8. – Zu den Stifterbegräbnissen des Weiteren: Schlink 1971, wie Anm. 4, S. 120. – Berent Schweineköper, Hochmittelalterliche Fürstengräber, Anniversarien und ihre religiösen Motivationen. Zu den Rätseln um das Grab des letzten Zähringers (Berthold V., 1186-1218), in: Person und Gemeinschaft im Mittelalter. Karl Schmid zum 65. Geburtstag, hg. von Gerd Althoff, Dieter Geuenich, Otto Gerhard Oexle, Joachim Wollasch, Sigmaringen 1988, S. 491-539, hier 495 f. – Franz Machilek, Langheim als Hauskloster der Andechs-Meranier, in: Kloster Langheim. Symposium veranstaltet von der Hanns-Seidel-Stiftung in Zusammenarbeit mit der Otto-Friedrich-Universität Bamberg und dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, München 1994 (= Arbeitshefte des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege 65), S. 23-35, hier 28.

## Die mittelalterlichen Bildwerke in der Abtei Ebrach

und Königssohn in der ersten Kirche beigesetzt werden konnten. Leider hat die 1999/2000 durchgeführte punktuelle Grabung dafür noch keinen Beleg erbracht.

Immerhin können wir uns heute etwas besser vorstellen, wie der erste Ebracher Kirchenbau ausgesehen hat: Gefunden wurde zum einen eine Apsis im südlichen Seitenschiff, deren westliche Anschlüsse freilich unklar blieben. Im Mittelschiff der heutigen Kirche, wo zwischen den Reihen des Chorgestühls gegraben wurde, konnte keinerlei Hinweis auf einen Chorschluss entdeckt werden. So lag dieser entweder weiter östlich oder im Süden der Kirche. In letzterem Bereich konnte aber bei weiteren Sondierungen wiederum nichts festgestellt werden. Da es ganz unwahrscheinlich ist, dass die ergrabene, sehr sorgfältig gearbeitete Apsis den Rest einer einschiffigen Anlage darstellt, muss man sich eine dreischiffige Kirche im Bereich des heutigen Baus vorstellen. Dafür spricht zudem ein Würfelkapitell, das in Zweitverwendung als Fundament eines neuzeitlichen Chorgitters gefunden wurde und das eine Basilika in der Art des Ebracher Tochterklosters Heilsbronn sehr wahrscheinlich werden lässt.<sup>28</sup> Wie Claus Vetterling zu Recht angedeutet hat, ist eine weitere Kirchenbaukampagne in Ebrach zwischen der Weihe der ersten Klosterkirche im Jahr 1134 und dem Beginn des jetzigen, burgundisch geprägten Baus im Jahre 1200 ziemlich unwahrscheinlich. Da auch in Heilsbronn bereits vor der Besiedlung der Abtei mit Zisterziensern mit dem Klosterbau begonnen worden war, lässt sich zweierlei ziemlich sicher sagen:

Zum einen wurde bei der Besiedlung neuer Niederlassungen bereits sehr gut für die geistlichen und räumlichen Belange der Mönche vorgesorgt, zum anderen schien auch für die Zisterzienser zunächst der rechts des Rheins von den Hirsauern gepflegte Reform-Stil vollkommen

<sup>28</sup> Claus Vetterling, Archäologische Funde in der ehemaligen Zisterzienserkirche Ebrach, in: Heimat Bamberger Land 11 (1999), H. 4, S. 121-122. – Claus Vetterling, Erste Funde der ältesten Zisterzienserkirche Bayerns in Ebrach, in: Archäologisches Jahr in Bayern 1999, S. 116-117.

angemessen. Erst um 1200 hielt man es für wichtig, die Architektur der burgundischen Mutterklöster aufzugreifen.

Sicher ist sodann, dass die Staufergräber 1269 in die neue Kirche übertragen wurden. Die *Sportella chartarum*, das kurz nach 1500 von Nikolaus Reismann († 1525) gefertigte Kopialbuch, berichtet: „*Friedericus (...) obiit Rome translatus est ad monasterium Ebracensem et ad levam chori tumulatus. (...) Ipsa vera Regina Getrudis mater eius iuxta monasterium legitur habitasse per tempus et obisse et anno Domini 1269 V. Kal(endas) Maii de priori sepulchro per abbatem Nicolaum in tumbam presentis oratorii ad dextram chori translata (...).*“<sup>29</sup> Die Tumba Friedrichs befand sich also an der (vom Altar aus gesehen) linken Seite des Chores, das heißt der Südseite, die Gertruds an der rechten, wie dies später auch Zeichnungen belegen, die die an die Chorschranken herangerückten, mit spätmittelalterlichen Maßwerken gezierten Tumben festhalten.<sup>30</sup> Es liegt nahe und wird durch die Überlieferung gestützt, dass Königin Gertrud zum Zeitpunkt ihres Todes in zentraler Position vor dem Hochaltar der ersten Ebracher Kirche beigesetzt worden war; als ihr der Sohn folgte, bettete man ihn, da er nicht königlichen Ranges war, zu ihrer Linken – und diese Rangordnung behielt man selbstverständlich bei, als die beiden Gräber an die Chorschranken auseinander gerückt wurden. Und selbst heute noch befindet sich die Königin in ihrer aufrechten Stellung in heraldisch rechter Position.

Unklar ist, ob die Gräber 1269 schon bildliche Darstellungen in Form steinerner Gisants erhielten. Auffällig ist, dass der erhaltene Grabstein Gertruds keinerlei Reminiszenzen an ältere Stilstufen zeigt, wie dies bei anderen Grabmälern etwas späterer Zeit, so der wettinischen Grablege

<sup>29</sup> Wiemer 1957, wie Anm. 10, S. 78, Q 27. – Vgl. oben, Anm. 16.

<sup>30</sup> Agricola 1660, wie Anm. 17, fol. 32r und 33r. – Christine Sauer, *Fundatio et memoria. Stifter und Klostergründer im Bild. 1100–1350*. Diss. München 1990. Göttingen 1993 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 109), Abb. 31 und 32. – Wenn Wiemer 1957, wie Anm. 10, S. 10, die Stellung der Gräber umgekehrt beschreibt, so meint er höchstwahrscheinlich dasselbe, übersieht nur, dass die Rangordnung des Presbyteriums sozusagen heraldisch vom Hochaltar aus zu verstehen ist.

## Die mittelalterlichen Bildwerke in der Abtei Ebrach

auf dem Petersberg bei Halle, bei der Reihe der Grafen und Herzöge von Württemberg von Sem Schlör in der Stuttgarter Stiftskirche oder bei dem großen hohenzollerischen Prunkgrab in der Abteikirche von Heilsbronn, der Fall ist. In Ebrach wurden kompromisslos die zeitgenössische Mode und Stilauffassung verwirklicht. Eher sind beim Grabmal Friedrichs von Rothenburg Anklänge an eine ältere Platte zu vermuten: Die antikisierenden Falten und die korrekte Ausstattung mit Herzogsschwert und -hut deuten darauf hin.

Für Verwirrung sorgte zudem der in der Literatur mehrfach diskutierte, stark beschädigte Kopf eines Hochreliefs im Mainfränkischen Museum in Würzburg (Abb. 8), der 1910 als Bodenfund im Wirtschaftshof des Klosters Ebrach auftauchte.<sup>31</sup> Mund, Nase und Kinn sind abgestoßen, einer gewissen Rohheit wegen wirkt das Stück fast unvollendet.<sup>32</sup> Auffällig ist die Mimik, ein Lächeln zwischen plastisch hervorgehobenen Wangen. Deutlich gezeigt sind die Tränensäcke, die Haare sind zu bandartigen Mäandern stilisiert. Auf dem Haar sitzt ein schmaler Kronreif, besetzt mit diamantförmigen und runden Edelsteinen. Farbreste sind nicht festzustellen. Max H. von Freeden setzte den Kopf wegen des Lächelns in die Tradition der entsprechenden Bamberger Domskulpturen,<sup>33</sup> eine Meinung, die auch Theodor Müller vertrat.<sup>34</sup> Dieser sah den Kopf in enger Verbindung zu dem Dionysiusengel, dessen „*imposante, derbe Kraft*“ er besitze. Dies überzeugt ebenso wenig wie Müllers Parallelen zu dem scharf geschnittenen, der jüngeren Reimser Skulptur um den so genannten Josefsmeister verpflichteten Kopf eines lächelnden Engels aus St. Maximin in Trier.<sup>35</sup> Deutlich wird zunächst, dass der Ebracher Kopf die präzise Qualität dieser Vergleichsobjekte nicht erreicht. Zudem deutet die Art der Haargestaltung auf

<sup>31</sup> Max H. von Freeden, Aus den Schätzen des Mainfränkischen Museums in Würzburg, Würzburg 1972, Nr. und Abb. 67.

<sup>32</sup> Suckale 1989, wie Anm. 7, S. 507.

<sup>33</sup> Freeden 1972, wie Anm. 31, Nr. 67.

<sup>34</sup> Theodor Müller, Fragmente zur Geschichte der frühen gotischen Plastik in Franken, in: Zeitschrift für Kunstwissenschaft 2 (1948), S. 31-34, hier 31 f.

<sup>35</sup> Hermann Bunjes, Die Skulpturen der Liebfrauenkirche in Trier, in: Trierer Zeitschrift 12 (1937), H. 1/3, S. 180-226, hier Taf. 16.



französische Vorbilder der zweiten Jahrhunderthälfte. Freeden brachte den Kopf mit dem Datum der Umbettung Gertruds und Friedrichs im Jahr 1269 in Verbindung. Die These, der Kopf, der ja augenscheinlich einen jungen Mann darstellen soll, stamme von dem verlorenen Hochgrab Friedrichs, schien plausibel vor allem angesichts der Plastizität und Größe des Kopfes, der mit 28 cm Höhe die Häupter der Bischofsgräber sogar noch übertrifft. Doch Theodor Müller und Robert Suckale meldeten wegen des schmalen Kronreifs Bedenken an: Es sei eher an eine Engelsdarstellung zu denken, da solche Kronreifen von jungen Männern des 13. Jahrhunderts generell gern getragen worden seien<sup>36</sup> und jedenfalls nicht als Hinweis auf königliche Abkunft gewertet werden dürften. Gewichtig ist vor allem Suckales Hinweis, Friedrich von Rothenburg werde ansonsten stets mit dem Herzogshut dargestellt, was seiner Stellung als Herzog von Franken angemessen war und in der Grabplatte des 17. Jahrhunderts aufgenommen wurde. Schließlich werden zwar Stifterfiguren wie die sogenannte Reglindis in Naumburg oder diejenigen im Chor der Stiftskirche Heilig Kreuz zu Nordhausen lächelnd dargestellt, doch bei einer Tumbenfigur wäre dies ungewöhnlich. So ist es ziemlich sicher, dass der Kopf Teil einer lebensgroßen, fast vollplastischen Engelsfigur – wohl aus einer Verkündigung – gewesen ist.<sup>37</sup>

Der stilistische Zusammenhang zwischen den Gisants der Bischofsgräber und dem Würzburger Kopf ist eng (Abb. 9).<sup>38</sup> Die Gesichter sind voluminös und (das ist selbst unter der dicken Tünche der Grabsteine

<sup>36</sup> Müller 1948, wie Anm. 34, S. 31 f. – Suckale 1989, wie Anm. 7, S. 507, verweist auf Darstellungen der Großen Heidelberger Liederhandschrift, wo z. B. Graf Rudolf von Neuenburg (Nr. 10) oder Heinrich von Veldeke (Nr. 16) goldene Kronreifen tragen. Herr Heinrich von Breslau (Nr. 5, vom sogen. 1. Nachtragsmaler) erhält einen Blütenreif als Siegerkranz, der dem des Ebracher Kopfes noch näherkommt. Vgl. z. B. Karl Clausberg, Die Manessische Liederhandschrift, 2. Aufl. Köln 1988, Abb. 7, 8, 24.

<sup>37</sup> Dass es sich um ein Reststück des früheren, nur in einer Zeichnung überlieferten Tympanons der Ebracher Torkapelle, der so genannten Fuchsenkapelle, handelt, ist allein wegen der Größe des Kopfes undenkbar. Karl-August Wirth, Ein Tympanon der frühen Gotik im Zisterzienserkloster Ebrach, in: Kunstchronik 15 (1962), S. 85-89, hier 88.

<sup>38</sup> So schon Suckale 1989, wie Anm. 7, S. 507.

## Die mittelalterlichen Bildwerke in der Abtei Ebrach

noch spürbar) in weicher Rundung werden positive und negative Formen gegeneinander abgesetzt, man betrachte nur die vollen Lippen, die Grube zum ovalen, deutlich herausgehobenen Kinn. Auf die Tränensäcke bei der Jünglingsfigur wurde bereits verwiesen. Auch die Augenpartie der Ebracher Bischöfe ist sorgfältig ausgearbeitet: Der Übergang von der negativen Augenhöhle, eingegrenzt von den anschließenden, herausgehobenen Partien von Nase, Brauen und Wangen wird deutlich abgesetzt gegen die aus schmalen Lidern tretenden Augäpfel. Der Engelskopf wirkt durch das Fehlen der Farbschichten, verschiedenes Lebensalter und Mimik des Dargestellten trotz des etwas gröberen Bearbeitungszustands schärfer, bleibt aber doch voll und weich – was ihn von der gespannten Plastizität des Bamberger Engels und dem feineren Trierer Engelskopf unterscheidet. Gerade in Einzelheiten, wie den parallel geführten Linien des oberen Lids ist er den Ebracher Bischöfen verwandt. Dass die Bischofsfiguren und der Würzburger Jünglingskopf zur gleichen Zeit entstanden, kann somit als erwiesen gelten.

Vermutlich hat man zur Weihe der Kirche weitere monumentale Bildwerke geschaffen – zumindest eine Verkündigungsgruppe. Als Standort denkbar wären die Westfassade, wo heute barocke Statuen der Kirchenpatrone das gotische Portal auf frei stehenden Säulen flankieren, oder das Kircheninnere, vielleicht auf Höhe des Lettners. Doch neige ich dazu, ersterem Standort den Vorzug zu geben, denn hier mögen am ehesten Beschädigungen durch die Bauern 1525 zu einem Ersatz gut 100 Jahre später geführt haben. Vielleicht ist der heute erhaltene Engelskopf im 16. Jahrhundert abgeschlagen worden und im Boden des Hofes verschwunden.

Was die Gräber Gertruds und Friedrichs betrifft, so ist aus den bisherigen Überlegungen der Schluss zu ziehen, dass das Grabmal der Königin erst nach dem Bauernkrieg überhaupt eine figürliche Deckplatte erhielt. Älter mag die figürliche Darstellung auf dem Grabmal Friedrichs von Rothenburg gewesen sein: Vermutlich stammte sie tatsächlich aus der Zeit der Umbettung der beiden Toten um 1269. Die feine Fältelung wäre dann weniger durch barocke Antikenrezeption zu erklären als bereits durch die des 13. Jahrhunderts – eine Reminiszenz an den

sogenannten Muldenfaltensstil. Passend wäre auch die Ikonografie, die Darstellung des Herzogshutes und des Schwertes.

Schließlich dürfte eine solche, möglicherweise entfernt an die Bamberger Skulptur des 13. Jahrhunderts anschließende Grabfigur die Bischöfe von Würzburg erst dazu bewogen haben, auch für sich selbst monumentale Grabmäler fertigen zu lassen – am passendsten zum Zeitpunkt der Kirchweihe 1285. Sie betonten damit das ihnen noch zur Regierungszeit Konrads III. zugesprochene, freilich stets ein wenig fiktive Amt der Herzöge von Franken – ja, sie haben es auf diese Weise überhaupt erst so recht geschaffen. Und diese den bischöflichen Anspruch auf Ebrach in Szene setzende Repräsentation umfasste wohl auch die Aufstellung weiterer Bildwerke: Neben der Verkündigungsgruppe wäre zumindest an eine Madonna zu denken, von der freilich jede Spur fehlt.

Zu dauerhaften Traditionen ist es bei Bischofsgrablegen in Zisterzienserkirchen nur ganz selten gekommen, lag es doch im Interesse der jeweiligen Diözesane, Alter und Ungebrochenheit der Tradition ihrer Ortskirche in deren Hauptkirche anschaulich werden zu lassen. Die Bischofsreihen von Mainz, Würzburg und Bamberg sind die bekanntesten.<sup>39</sup> Und gerade die Grabmäler des Würzburger Doms gehören hinsichtlich Qualität und Vollständigkeit zu den beeindruckendsten Zeugnissen dieser Art. Zusätzlich ließen die hiesigen Bischöfe ihre Herzen über einen offenbar sehr langen Zeitraum in die Zisterzienserabtei

<sup>39</sup> Dieses Interesse wird auch daran deutlich, dass man einzelne, durch Zerstörung verlorene Grabmäler ergänzte: So in Bamberg das berühmte Beispiel der Grabplatte Ekberts von Andechs (in historisierenden Formen im 17. Jahrhundert ergänzt), aber auch die qualitativ deutlich geringere Platte Bischof Antons von Rotenhan, an der nur die Krümme des Bischofsstabes alt ist. Auch in Würzburg wurde, wahrscheinlich nach den Zerstörungen durch die Schweden im 30jährigen Krieg, das Grab Bischofs Johann von Brunn († 1440) als historisierende Kopie wiederhergestellt, wie die flau Qualität, die barock geschnittene Mitra und die nur summarisch wiedergegebenen, ursprünglich sicher kunstvoller hinterarbeiteten Schriftbänder beiderseits beweisen. Felix Mader, Stadt Würzburg (Kunstdenkmäler von Unterfranken und Aschaffenburg XII), München 1915, S. 69 (mit Abb.).

## Die mittelalterlichen Bildwerke in der Abtei Ebrach

Ebrach überführen und wie Reliquien in der Nähe des Hochaltars aufbewahren.

Aus diesem Zusammenhang stammen die beiden erwähnten, fast vollplastischen Reliefplatten einst stattlicher Hochgräber, die heute über einem Sockel von ungefähr einem Meter Höhe an der Innenseite der nördlichen Chorschranke eingemauert sind.<sup>40</sup> Sie flankieren sechs übereinander liegende Kammern zur Aufnahme der Gefäße mit den Herzen, von denen nur zwei belegt sind.<sup>41</sup> Diese tragen die Wappen und die Sterbedaten der beiden letzten Bischöfe, die ihre Herzen in Ebrach beisetzen ließen: Melchior Zobels von Giebelstadt († 1558) und Friedrich von Wirsbergs († 1573). Da die Tumbendeckplatten erst 1650 an ihre heutige Stelle übertragen wurden, scheint es wahrscheinlich, dass auch die zu diesen passenden jetzigen Herzgrabnischen erst zu diesem Zeitpunkt angelegt wurden. Demnach hätte man auch damals noch mit weiteren Herz-Überführungen gerechnet, obwohl Bischof Julius Echter (\* 1543, reg. 1573-1617) bereits mit der Tradition gebrochen hatte. Die heutige Farbfassung, in der hauptsächlich ein steingrauer Überzug, entstand erst in der Zeit der frühklassizistischen Umgestaltung des Innenraumes unter Maderno Bossi 1778/91. Aber ist dies völlig plausibel? Wo waren die Herzen zuvor beigesetzt worden und wo standen die Hochgräber?

Nach dem Ableben Bischof Konrads von Thüngen (reg. 1519-40) wurde, so heißt es, ganz der Tradition entsprechend<sup>42</sup> das Herz nach Ebrach überführt und an der Stelle eingemauert, wo bereits vor dem Bauernkrieg in der Nähe des Sakramentshauses die Herzen in der Chorschranke beigesetzt worden waren.<sup>43</sup> Unklar bleibt, weshalb das Thüngen'sche

<sup>40</sup> Die erste eingehende Behandlung der Skulpturen bei Suckale 1989, wie Anm. 7, S. 506–508.

<sup>41</sup> Agricola 1660, wie Anm. 17, II, S. 380.

<sup>42</sup> Christan Grebner, Tod und Begräbnis des Würzburger Fürstbischofs Konrad von Thüngen (1519-1540), in: Festschrift Werner Scheele und 800 Jahre Domweihe. Würzburger Diözesangeschichtsblätter 50 (1988), S. 121-129, hier 127 f.

<sup>43</sup> StAW, StB 906, fol. 11f. – Grebner 1988, wie Anm. 42, S. 127 f.

Herz 1650 nicht mit in die neue Grabanlage übernommen wurde. Dass die Herzgrabnischen in oder zumindest bei der Chorschranke 1650 bereits eine längere Tradition hatten, dafür sprechen alle Fakten. Die beiden heute noch erhaltenen verschlossenen Nischen gehörten somit wahrscheinlich zu einer neuen Reihe, die beim Tode Bischof Melchior Zobels angelegt wurde. Dies erklärt plausibler die Existenz nicht belegter Nischen, denn hätte man wirklich nach der Regierungszeit Bischof Julius Echters noch solche angelegt? Die Nische mit dem Herz Bischof Konrad von Thüngens könnte demnach die unterste einer damit vollständig belegten Reihe gewesen sein. Man sollte sie oder ihre Spuren wohl hinter oder westlich neben der linken Bischofsfigur suchen. Vielleicht aber wurden die Herzen zuvor auch im Boden beigesetzt.

Die Grabfiguren der Bischöfe zeigen glattrasierte volle Gesichter von Prälaten „im besten Alter“, denen ein gewisser porträthafter Zug gegeben wird.<sup>44</sup> Man achtete darauf, dass die Bildwerke nicht gar zu gleichförmig ausfielen; so erhielt der östliche Bischof an Mitra und Kasel Verzierungen aus dem zeittypischen Buckellaubwerk.<sup>45</sup> Ansonsten tragen beide wie üblich volle Pontifikalgewandung mit dem Stab als Zeichen des geistlichen Hirtenamtes in der Linken und dem Buch, das auf das bischöfliche Lehramt verweist. Dass es beim rechten Bischof unterhalb des Halses merkwürdig eingeklemmt ist, liegt an der Fülle weiterer Insignien, die diesen Grabmälern beigelegt werden mussten. Dies beginnt mit dem in Würzburg üblichen Rationale, das in der Form dem Pallium ähnelt und auf den Schultern, am Ansatz des senkrecht herabfallenden Stoffstreifens und auf diesem mit rosenförmigen Me-

<sup>44</sup> Zum Auftreten porträthafter Züge in der Grabskulptur generell Roland Recht, *Le portrait et le principe de réalité dans la sculpture: Philippe le Bel et l'image royale*, in: *Europäische Kunst um 1300. Akten des XXV. Internationalen Kongresses für Kunstgeschichte Wien, 4.-10.9.1983*, Bd. 6, Wien 1986, S. 189-202. – Gerhard Schmidt, *Die gotischen „Gisants“ und ihr Umfeld. Zum Wirklichkeitsbezug spätmittelalterlicher Grabmäler*, in: *Kunsthistoriker. Mitteilungen des Österreichischen Kunsthistorikerverbandes 4 (1987)*, H. 3-4, S. 65-72. Wieder in: *Ders., Gotische Bildwerke und ihre Meister*. 2 Bde, Wien/Köln/Weimar 1992, S. 28-45.

<sup>45</sup> Sollte er dadurch besonders hervorgehoben und als Bertold von Sternberg gekennzeichnet werden?

## Die mittelalterlichen Bildwerke in der Abtei Ebrach

daillons besetzt ist. Die Ebracher Figuren zeigen noch nicht jene Form des Rationales, wie sie ungefähr seit dem Wolfskehlgrab üblich wurde – mit flachen Medaillons und einem plattenförmigen, rechteckigen Abschluss des senkrechten Stoffstreifens –, sondern eine dem Pallium ähnlichere, wie sie bis zum Grabmal Gottfrieds III. von Hohenlohe († 1322) geläufig war.<sup>46</sup> In der Rechten halten beide Bischöfe ein vergoldetes Herz,<sup>47</sup> das die Platten unzweideutig mit der Sitte der Herzbestatungen in Verbindung bringt. Bei den Bischofsgräbern im Würzburger Dom nimmt diese Stelle das landesherrliche Schwert ein, das den Bischöfen als Herzögen von Franken spätestens seit 1168 offiziell zustand,<sup>48</sup> und das in Ebrach in der Mitte angeordnet ist. Die umgürtenen Schwerter werden nicht von einem Gürtel gehalten, was verständlich wird, wenn man sich die Platten als Tumbendeckel vorstellt – wie so oft liegen und stehen die Bischöfe zugleich, sind ihre Augen lebendig geöffnet.

Die für eine Interpretation dieser Rechtsmäler so gewichtige Frage der Datierung wurde bereits angesprochen – sie entstanden um 1285 zur Kirchweihe. Entscheidend ist die von Tilmann Breuer zuerst bemerkte,<sup>49</sup> von Suckale näher begründete enge Verwandtschaft der Ebracher

<sup>46</sup> In Würzburg wurde das Rationale seit ca. 1100 getragen. Seine Form erklärt sich aus der Konkurrenz zu den benachbarten Bischöfen von Bamberg, denen das ranghöhere Pallium zustand, das auch regelmäßig auf den Bamberger Bischofsgräbern wiederkehrt. Die Darstellung des Rationales verschwindet von den Würzburger Bischofsgräbern, als Bischof Johann Gottfried von Aschhausen (1617-22) das Pallium erlangte. – Joseph Braun, *Die liturgische Gewandung im Occident und Orient nach Ursprung und Entwicklung, Verwendung und Symbolik*, Freiburg/B /München u. a. 1907.

<sup>47</sup> Wieviel Originalsubstanz übrigbliebe, nähme man die graue Überfassung ab, ist ohne systematische restauratorische Untersuchung nicht zu sagen; original scheinen Gesichter, Frisuren, Gewänder und Kissen zu sein. Die Attribute in ihrer exponierten Lage wurden leichter ein Opfer mehr oder minder mutwilliger Beschädigungen, doch gerade sie hat man, um den juristischen Sinngehalt der Grabfiguren zu wahren, mehr oder minder sorgfältig ergänzt.

<sup>48</sup> Theobald Freudenberger, *Herbipolis sola iudicat ense et stola*, in: *St. Kilian. 1300 Jahre Martyrium der Frankenapostel* (Würzburger Diözesangeschichtsblätter 51), Würzburg 1989, S. 501-513.

<sup>49</sup> Georg Dehio, *Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Bayern I. Franken*, bearb. von Tilmann Breuer u. a., München/Berlin 1999, S. 128.

Gräber mit der älteren Figur des heiligen Otto in St. Michael in Bamberg<sup>50</sup> und damit die Lokalisierung ihrer Werkstatt nach Würzburg. Zwar hat es in Ebrach zumindest einen Bildhauer-Mönch gegeben, belegt durch die überlieferte Inschrift des Tympanons der 1276 durch den Ritter Eberhard Fuchs und seine Frau Felicitas gestifteten sogenannten Fuchsenkapelle am Klostertor,<sup>51</sup> doch sind dessen Stil und Qualität nicht mehr zu rekonstruieren, da die Überlieferung allein mittels einer dilettantischen Zeichnung (Abb. 10) dies nicht zulässt.

Dass die Westfassade nach der Kirchenweihe sozusagen bischöflich besetzt war, dafür spricht zuletzt die bereits angedeutete Tatsache, dass Mitte des 14. Jahrhunderts ein Bildprogramm ausgerechnet an dem kleinen Portal des Südquerhauses angebracht wurde. Im Tympanon (Abb. 11) finden sich die Kirchenpatrone, die Madonna und die heiligen Johannes und Nikolaus. Ihnen nähern sich von der heraldisch rechten Ehrenseite her die Stifter (Abb. 12), angeführt von König Konrad III., gefolgt von seiner Gemahlin Gertrud, Friedrich von Rothenburg und erst am Ende von den eigentlichen Gründern, den Edelfreien Berno, Richwin und ihrer legendären Schwester Bertrade, wobei dies historisch

<sup>50</sup> Auch die Bamberger Figur war ursprünglich Deckel einer Tumba, welche wohl im Chor der Benediktinerabteikirche gestanden hat. H. Grabfigur 192 cm, B. 77 cm, T. 31 cm; H. Kopf ohne Mitra 23 cm, B. der Platte ca. 77 cm; H. der Platte inklusive Kissen und Mitra 1,97 m, größte T. des Reliefs 31 cm. – Nach der Verwüstung des Klosters 1435 durch aufständische Bamberger schien es im Rahmen der Klosterreform für eine Wiederbelebung der Ottoverehrung angebracht, ein reicher mit Figuren geschmücktes und als Schlupfgrab gebildetes Hochgrab fertigen zu lassen. Gleichwohl war zumindest die Skulptur des Heiligen vom älteren Grab nicht sehr beschädigt worden: Nur die Krümme ist abgebrochen und wurde durch eine tönernerne (?) Replik derjenigen des jüngeren Ottograves ersetzt. Die heutige jüngere Farbfassung (ältere Reste sind als Inseln unter ihr stehengeblieben) mag weitgehend einer ursprünglichen nahekommen und zeigt, wie man sich die Ebracher Figuren ursprünglich vorzustellen hat. So wurde die ältere Figur als Statue aufrecht unter einem gotischen Baldachin im Chor aufgestellt. Dort stand sie, bis dieser 1725 erhöht und die heutige kleine Krypta eingerichtet wurde. AASS, Julii T. I., 2. Aufl. Venedig 1746, S. 368 f., Stich auf S. 374. – Suckale 1989, wie Anm. 7, S. 501 f.

<sup>51</sup> Jaeger 1903, wie Anm. 9, S. 25, Anm. 2. – Umschrift um das Tympanon: „ASSVMPCIO GLORIOSISSIME VIRGINIS / MARIE MATRIS DOMINI N(OST)RI IHESU CRISTI / FR(ATR)IS IOHANIS LAPICIDE MEME(N)TOTE“. – Wirth 1962, wie Anm. 37.

## Die mittelalterlichen Bildwerke in der Abtei Ebrach

insofern nicht falsch ist, als sie ohne die Unterstützung des königsnahen Hochadels ihr Stifterwerk nicht hätten verwirklichen können.

Das Relief betont den von der Abtei im 14. Jahrhundert unter den Kaisern Ludwig IV. dem Bayern (\* 1281/82, reg. 1314-47) und Karl IV. (\* 1316, reg. 1346/49-78) annähernd erreichten, in wesentlichen Zügen reichsunmittelbaren Stand: 1324 bestätigte Ludwig dem Kloster die Befreiung der Hintersassen von der Landgerichtsbarkeit – mit Ausnahme der todwürdigen Fälle –, was einen Eingriff in die bischöfliche Gewalt bedeutete.<sup>52</sup> Das gute Verhältnis zwischen Kloster und Kaiser zu diesem Zeitpunkt belegt auch die Tatsache, dass Ludwig den seit 1328 regierenden Abt Albrecht von Anfeld 1338 als Gesandten zum Zisterzienserpapst Benedikt XII. schickte. Eine Urkunde desselben Jahres bestimmt von Reichs wegen verschiedene fränkische Stände zu Schirmherren des Klosters. Das aber ging wohl selbst dem Abt zu weit, denn 1339 wurde diese Bestimmung auf seinen Wunsch hin aufgehoben, weil er mit dem mächtigen Nachbarn und Diözesan nicht vollständig brechen wollte.<sup>53</sup> In Würzburg wiederum verzichtete man zu dieser Zeit darauf, dass man bis 1278 Schutzbriefe kraft eigener Vollmacht ausgestellt hatte, denn man erkannte an, dass das Schutzrecht dem Bischof von Reichs wegen zugefallen sei.<sup>54</sup> Schließlich nahm der Kaiser *expresso verbis* die klösterliche Geschichtsschreibung auf und erkannte an, dass seine kaiserlichen Vorfahren, Konrad III. und Gertrud, als „Gründer“ eine Rolle gespielt hätten. Dies war schließlich eine wichtige Voraussetzung für die Verleihung der hohen Gerichtsbarkeit an das Kloster durch Kaiser Karl IV. im Jahr 1352, die eine „engere Immunität“, eine Reichsfreiheit zumindest des engsten Klosterbereichs, gewährleistete. 1363 folgte ein deutschsprachiges Gerichtsprivileg desselben Kaisers.<sup>55</sup> Es zeigt sich hier wieder einmal die Kontinuität der kaiserli-

<sup>52</sup> Hans Zeiß, Reichsunmittelbarkeit und Schutzverhältnisse der Zisterzienserabtei Ebrach vom 12. bis 16. Jahrhundert, Diss. Bamberg 1926, in: Berichte des Historischen Vereins Bamberg 80 (1928), S. 1-102, hier 41.

<sup>53</sup> Zeiß 1928, wie Anm. 52, S. 42.

<sup>54</sup> Zeiß 1928, wie Anm. 52, S. 43.

<sup>55</sup> Zeiß 1928, wie Anm. 52, S. 48-52.



chen Politik, die gerade zwischen dem Wittelsbacher Ludwig IV. und dem Luxemburger Karl IV. festzustellen ist. Für beide war es von Vorteil, der reichsten Abtei der Region Vorteile und Eigenständigkeit zu kommen zu lassen. Karl verfolgte seine Politik, in den Gebieten zwischen dem sogenannten „Neuböhmen“, dem neuen Nebenland der böhmischen Krone in der späteren Oberpfalz, und der Kaiserwahlstadt Frankfurt Besitz und Rechte zu erwerben sowie Anhänger zu pflegen, allenfalls noch systematischer und erfolgreicher als sein Vorgänger.<sup>56</sup> Das Ebracher Relief ist denn auch erst in seiner Regierungszeit entstanden: Die Damen tragen den Krüseler, der ungefähr mit der Großen Pest von 1348 aufkam, die Falten fallen großzügig, weich und in sich dekorativ schlängelnden Säumen, besonders reich bei der Madonna als der wichtigsten Figur. Auch wenn man es mit heute stark beschädigten, in ihrer künstlerischen Durchführung z. B. mit den großartigen Bischofs-Herzgräbern nicht vergleichbaren Reliefs zu tun hat, so wird doch deutlich, dass sich der Bildhauer auf Werke bezog, die im Umfeld des Luxemburger-Königs entstanden. Vielleicht hatte man dem beauftragten Ebracher Steinmetzen Zeichnungen geliefert, die sich an Werken wie der Trumeau-Madonna des südlichen Chorportals des Augsburger Doms orientierten. Das Gewandende über dem linken Knie der Ebracher Muttergottes bildet ein großes Dreiecks-Motiv, das in der Gesamtkomposition ohne Sinn bleibt, weil es für eine Madonna erfunden scheint, die das Kind auf dem rechten Arm trägt – und dies ist bei der genannten Augsburger Figur der Fall.<sup>57</sup> Eine Datierung des Ebracher Reliefs in die Zeit der genannten Urkunden, also in die 50er oder beginnenden 60er Jahre des 14. Jahrhunderts erscheint somit am

<sup>56</sup> Hans Hubert Hofmann, Karl IV. und die politische Landbrücke von Prag nach Frankfurt am Main, in: Zwischen Frankfurt und Prag. Vorträge der wissenschaftlichen Tagung des Collegium Carolinum in Frankfurt a. M. am 7. und 8. Juni 1962. München 1963, S. 51-74. – Jiří Fajt, Markus Hörsch, Karl IV. und das Heilige Römische Reich. Zwischen Prag und Luxemburg – eine Landbrücke in den Westen, in: Ausst.-Kat. Karl IV., Kaiser von Gottes Gnaden. Kunst und Repräsentation unter den Luxemburgern 1347-1437, Prager Burg, 15. 2.-21. 5.2006, hg. von Jiří Fajt unter Mitwirkung von Markus Hörsch und Andrea Langer. München/Berlin 2006, S. 357-383.

<sup>57</sup> Robert Suckale, Die Hofkunst Kaiser Ludwigs des Bayern, München 1993, S. 166, Abb. 157.

## Die mittelalterlichen Bildwerke in der Abtei Ebrach

plausibelsten, und zwar eher um 1360, als die Bauarbeiten am Augsburger Domchor voranschrritten.<sup>58</sup>

So bescheiden Tympanon und Relief des Querhausportals heute anmuten, so wenig waren sie geeignet, die im 14. Jahrhundert annähernd erreichte Stellung der Abtei Ebrach weiterhin zu stützen. Der eingeschlagene Weg zu dauerhafter Reichsfreiheit wurde nicht weiter verfolgt, die Schirmvogtei des Würzburger Bischofs letztlich nicht angetastet. In Ebrach ist schon hundert Jahre später mit keinem Wort mehr die Rede von Reichsunmittelbarkeit, sondern der anonyme Verfasser des *Funiculus triplex* zielt mehr auf die Qualität des bischöflichen Schutzes ab, als dass er dessen Existenz generell in Frage stellte.<sup>59</sup> Durch das Erstarken der Würzburger Bischöfe in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts war zu diesem Zeitpunkt an der Oberherrschaft durch das Hochstift nicht mehr zu rütteln. Besiegelt wurde die Zugehörigkeit zum Hochstift Würzburg durch die Verleihung des Erbschutzrechtes durch Kaiser Karl V. im Jahr 1521, die alle vorherigen Rechtsunsicherheiten beseitigen sollte.<sup>60</sup> Auch wenn es dem damaligen Abt Johannes keineswegs recht war, dass sein Anliegen, statt des Würzburger Bischofs die Markgrafen von Brandenburg als Schirmer anerkannt zu bekommen, vom Kaiser auf dem Wormser Reichstag brüsk abgewiesen wurde – zunächst war seine Niederlage die Rettung der Abtei. Denn bekanntlich wurden die Markgrafen zu Verfechtern der Reformation, lösten ihr Hauskloster Heilsbronn auf und machten es zu einer Schule. Die Abtei Ebrach hingegen blühte bis zum Ende des Alten Reichs, freilich stetig mit allen juristischen Mitteln um jene verlorene Reichsunmittelbarkeit kämpfend, die man Mitte des 14. Jahrhunderts mit dem Relief am Südquerhausportal, gleichsam als steinerner Urkunde, zu untermauern getrachtet hatte.

<sup>58</sup> Fajt/Hörsch 2006, wie Anm. 56, S. 370-372.

<sup>59</sup> Zeiß 1928, wie Anm. 52, S. 63.

<sup>60</sup> Zeiß 1928, wie Anm. 52, S. 78.

Und es ist eine weitere Ironie der Geschichte, dass in Heilsbronn die mittelalterliche Ausstattung eben wegen der Reformation so gut erhalten blieb, wie sie sich heute darbietet, während in Ebrach inmitten all der künstlerisch eindrucksvollen barocken Statusrepräsentation einer verkannten Reichsabtei aus dem Mittelalter nur die verschiedenen Zeugnisse widerstreitender Interessen erhalten blieben. Denn nur sie wurden gepflegt, teilweise sogar nachgestaltet, und zuletzt harmonisierend integriert und teils versteckt im Rahmen der vereinheitlichenden Neuausstattung des späten 18. Jahrhunderts. Am Ende hat es beiden Parteien nichts genützt – Ebrach und sein fürstbischöflicher Oberherr endeten ihre lange und kulturell so fruchtbare Geschichte unter dem Dach des Königreichs Bayern.

## Die mittelalterlichen Bildwerke in der Abtei Ebrach



Abb. 1: Ebrach, ehem. Zisterzienserabteikirche, Michaelskapelle: Stiftergrab im Chorbereich, davor Öffnung zur Krypta



Abb. 2: Ebrach, ehem. Zisterzienserabteikirche, Südquerhaus: Grabschrein des ersten Abtes Adam, 17. Jahrhundert



Abb. 3: Ebrach, ehem. Zisterzienserabteikirche, Südquerhaus: Grabmäler der drei Äbte Heinrich III. Heppe (reg. seit 1404, † 19.11.1426), Bartholomäus Frowein († 25.7.1430) und Johannes Wolf († 25.9.1540)



Abb. 4: Ebrach, ehem. Zisterzienserabteikirche, Südquerhaus: Grabmal für Dr. Konrad Teufel († 23.5.1348), Laienbruder in Ebrach, und seine Mutter Mechtild († 19.8.1330), barocke Kopien nach Original des 14. Jahrhunderts

## Die mittelalterlichen Bildwerke in der Abtei Ebrach



Abb. 5: Ebrach, ehem. Zisterzienserabteikirche, ehemalige Außenseite des Chorumgangs, Südseite: in situ in die Wand gearbeitetes Epitaph mit Darstellung der Hl. Anna Selbdritt und zweier Stifterinnen, 15. Jahrhundert



Abb. 6: Oberwesel, Liebfrauenkirche: Grabmal des Ludwig von Ottenstein († vor 1525) und seiner Gemahlin Elisabeth, geb. von Schwarzenberg († 13. 7.1520)

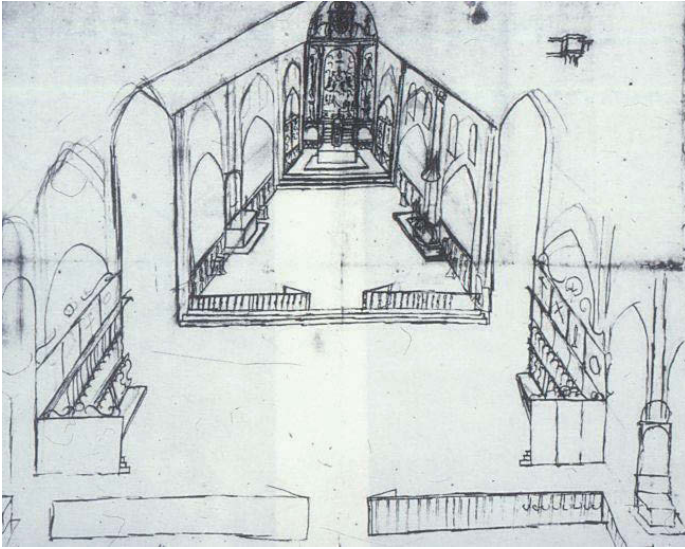


Abb. 7: Ebrach, ehem. Zisterzienserabteikirche, Inneres des Chorraums. Skizze mit Anordnung der Tumbendeckel beidseits des Hochaltars



Abb. 8: Kopf eines Engels. Bodenfund aus Ebrach, Würzburg, Mainfränkisches Museum

Die mittelalterlichen Bildwerke in der Abtei Ebrach



Abb. 9: Ebrach, ehem. Zisterzienserabteikirche, nordöstlicher Winkel hinter dem Hochaltar, östliche der beiden Grabplatten von Herzgrab-Tumben der Bischöfe von Würzburg



Abb. 10: Ebrach, Tympanon der so genannten Fuchsenkapelle (Torkapelle)





Abb. 11: Ebrach, ehem. Zisterzienserabteikirche, Südquerhaus: Ostportal-Tympanon, Mitte 14. Jahrhundert



Abb. 12: Ebrach, ehem. Zisterzienserabteikirche, Südquerhaus, Ostportal, seitlich in den Strebepfeiler eingearbeitetes Relief mit den Stiftern der Abtei

THOMAS EIRING

**Das Rathaus in Forchheim Neue Erkenntnisse zur  
Baugeschichte und Bedeutung eines der ältesten  
erhaltenen fränkischen Rathäuser**

Seit 2006 wurden in einwöchigen Aufmaß- und Bauforschungsseminaren im Masterstudiengang Denkmalpflege/ Cultural Heritage die St. Martinskirche und das Rathaus in Forchheim mit wechselnden Fragestellungen untersucht. Die Ergebnisse und Diskussionen zur Bauentwicklung und Funktion des Rathauses sollen hier in Teilaspekten vorgestellt und mit anderen fränkischen Rathäusern verglichen werden. Eine monographische Darstellung der Baugeschichte des Rathauses kann jedoch nicht geleistet werden. Das Rathaus wird durchgängig genutzt, so dass viele Fragen zur ursprünglichen Erschließung, Beheizung und Raumausstattung wegen mangelnder Möglichkeit zur Befundung nicht beantwortet werden können. Dennoch sind die gewonnenen Erkenntnisse vor allem aus der Analyse des Dachwerks aufschlussreich und können ein differenzierteres Bild der Baugeschichte des Forchheimer Rathauses aufzeigen. Ich möchte an dieser Stelle all denen danken, die im Laufe der letzten Jahre bereitwillig die Ausbildung der Studenten am Objekt unterstützt haben, Herrn Pfarrer Holzschuh und Herrn Küster Neidhard für die St. Martinskirche sowie dem Kulturreferenten der Stadt Forchheim, Herrn Dr. George, und vor allem Herrn Oberbürgermeister Stumpf für ihr anhaltendes Interesse an den Arbeiten.

## Städtebauliche Lage und Beschreibung

Der mittelalterliche Stadtgrundriss von Forchheim wird durch die in Süd-Nordrichtung in einem Bogen durch das Stadtgebiet fließende Wiesent orientiert. Zwei ebenfalls in Süd-Nordrichtung ausgerichtete Straßen, die Hornschuchallee und die Hauptstraße, bilden die Hauptschließungsachsen der Stadt. Während die Hornschuchallee den Lauf der Wiesent um eine Parzellentiefe versetzt nachzeichnet, verläuft die Hauptstraße weitgehend gerade, um an ihrem oberen Ende in einem Bogen zum Wiesentübergang am ehemaligen Spital nach Nordosten abzuknicken. Von Westen mündet die Sattlertorstraße in einem stumpfen Winkel in die Hauptstraße ein und begrenzt den Marktplatz im Norden. Im Zwickel zwischen der Sattlertorstraße und der Hauptwachstraße zeichnet sich ein etwa 125 x 125 m großes Areal ab, das im Westen von der Schulstraße und im Süden vom Rosengässchen begrenzt wird (Abb. 1). Sehr auffällig sind die bogenförmig angelegten Parzellen an den Ausläufern der Schulstraße, die vielleicht noch die Wallanlagen des frühmittelalterlichen Siedlungsareals nachzeichnen.<sup>1</sup> Innerhalb dieses Areals liegen die 1354 zum Kollegiatsstift erhobene Pfarrkirche St. Martin, die Höfe und Wohnhäuser der ehemaligen Stiftskanoniker und die ehemalige Lateinschule. Direkt gegenüber dem Chor der St. Martinskirche wurde leicht nach Nord-Osten versetzt das aus mehreren Baukörpern bestehende Rathaus errichtet. Das Rathaus bildet, um die Tiefe des Marktplatzes eingerückt, die Nordostecke des Areals. Kirche und Rathaus stehen daher in einer städtebaulich unmittelbar aufeinander bezogenen Anordnung.

<sup>1</sup> Auf die Lage dieser frühmittelalterlichen Siedlung weist Ericsson hin. Die Suche nach der karolingischen Pfalz ist bisher ohne materiellen Befund geblieben. Dennoch spricht Vieles für die Vermutung, hier den Standort der Pfalz anzunehmen. Ein wichtiger, bisher nicht wahrgenommener Aspekt ist die nahezu quadratische Fläche von ca. 125 x 125 m. Zwar sind im Osten die Abrundungen der ehemaligen Wallanlage durch den Rathausbau und das orthogonal in die Hauptstraße einmündende Rosengässchen nicht mehr zu erkennen, können aber unter der Voraussetzung einer quadratischen Anlage hier vermutet werden. Ingolff Ericsson, Wenn Scherben sprechen, in: Forchheim in Geschichte und Gegenwart, hg. von Hermann Ammon, Bamberg 2004, S. 23-28, hier S. 26.

## Das Rathaus in Forchheim

Das Rathaus ist ein Gruppenbau aus mehreren Bauphasen (Abb. 2). Der Kernbau ist mit L-förmigem Grundriss, massivem Erdgeschoss aus Sandsteinquadern und einem etwa 4 m hohen Fachwerkoberstock errichtet worden. Der knapp 23 m lange und 12,7 m breite Ostflügel verläuft parallel zur Hauptstraße. Im stumpfen Winkel von etwa 115° stößt der Nordflügel auf den Ostflügel. Mit 12,70 m ist er exakt so breit wie der Ostflügel ausgebildet. Seine zum Marktplatz weisende Nordseite ist nur 5,5 m lang, die zum Chor der Martinskirche orientierte Südseite misst 10 m. Der scherenartig geöffnete Ost- und Nordflügel bildet einen Hof mit annähernd gleich langen Schenkelmauern. Der Grundriss beruht daher nicht auf orthogonal angeschlossenen Baukörpern, sondern auf zwei parallel im Abstand von 12,70 m angelegten Linien, die sich im stumpfen Winkel durchdringen. Die so entstehenden Flügel besitzen einen geometrischen Drehpunkt an der nordöstlichen Gebäudecke. Sie greifen damit in etwa den Winkel auf, der sich durch die Verschneidung der Sattlertorstraße mit der Hauptstraße ergibt. Zweifellos ist diese geometrische Übereinstimmung nicht zufällig und stellt, worauf noch zurückzukommen sein wird, eine Grundrissanlage dar, die sich grundsätzlich von allen vergleichbaren fränkischen Rathausgrundrissen unterscheidet. Auch die Giebel, die den Ostflügel nach Süden und den Nordflügel nach Westen abschließen, sind nicht orthogonal, sondern schräg angeschlossen. Konstruktiv sind nicht-orthogonale Anschlüsse, insbesondere im Holzbau, eine abbundtechnische Erschwernis und stellen Sonderlösungen dar. Hierauf wird bei der Analyse des Dachtragwerks noch eingegangen werden. Der Ostflügel ist als zweischiffige Halle angelegt. Im Erdgeschoss tragen zwei steinerne Säulen mit weit ausgreifenden und aufwendig ausgestalteten Sattelhölzern einen Unterzug, der die freie Spannweite der Deckenbalken auf etwa 5 m reduziert. Auffällig ist der enge Abstand der Deckenbalken, der zwischen 40 und 60 cm variiert. Der Unterzug verläuft durch den gesamten Ostflügel und ist in den Süd- und Nordgiebel eingebunden. Dadurch ergibt sich eine Hierarchisierung der Flügel, die durch die Grundrissanlage zunächst nicht prädisponiert ist. Der trapezförmige Nordflügel wird zum Annexbau und war vermutlich als stützenfreie Halle ausgebildet, die durch einen 9 m breiten Rundbogen und damit annähernd gebäudebreit zum Ostflügel geöffnet war (Abb. 3). Dieser

Bogen wurde 1955 bei den Umbauarbeiten freigelegt und ist dann im Zuge der Ausbauten wieder zugesetzt worden. Auf diesen Bogen und auf die westliche Giebelwand des Nordflügels entlastete vermutlich ein Unterzug, der die Spannweite der Deckenbalken des Nordflügels verkürzte. Das Erdgeschoss des Ost- und Nordflügels konnte daher als ein großzügig proportionierter, etwa 5,50 m hoher Raum wahrgenommen werden. Die Flügel wurden durch fünf spitzbogige, mit Birnstabprofilen verzierte Portale erschlossen und von großen spitzbogigen Fenstern belichtet. Während das Portal der südlichen, den Hof begrenzenden Wand des Nordflügels von zwei Fenstern flankiert ist, konnte auf der dem Markt zugewandten schmaleren Seite nur ein Fenster angelegt werden. Der Ostflügel ist zum Marktplatz mit einem Portal geöffnet, das von zwei spitzbogigen, jedoch auffällig breiten Fenstern flankiert wird (Abb. 5). Der Nordgiebel des Ostflügels und die marktseitige Fassade des Nordflügels bilden durch die Mauertechnik im Erdgeschoss eine bauliche Einheit. Die konstruktive Trennung der Flügel setzt erst mit dem Holzgerüst des Fachwerkoberstocks ein. Die zur Hauptstraße orientierte Ostfassade ist die Fassade mit den geringsten Eingriffen in die ursprüngliche Bausubstanz. Hier sind sechs Fenster und ein Portal angelegt worden, wobei das Portal asymmetrisch in der zweiten Achse von Süden liegt (Abb. 4). Der Ostflügel wird von der Hofseite nur durch ein im Zwickel zum Nordflügel liegendes Portal erschlossen. Diese gedrängt wirkende Position ohne flankierendes Fenster erklärt sich vermutlich durch die Lage der ursprünglichen Treppe an dieser Wand. Heute schließt der Treppen- oder Zwischenbau von 1691/92 direkt an das Portal an. Die Erdgeschosswand des Südgiebels wurde ohne Fenster errichtet. Das heute wieder zugesetzte rundbogige Portal ist erst später eingebrochen worden (vgl. Abb. 9). Die starke Durchfensterung auf der Ost- und Nordseite und die vielen Portale ergeben einen großzügigen, sehr gut belichteten und von allen Seiten zugänglichen abgewinkelten Markt- und Verkaufsraum, der heute durch die jüngeren Einbauten nicht mehr erfahrbar ist.

Die Ständer des Fachwerkoberstocks sind im weiten Abstand aufgestellt. Sie werden von kurzen, im Winkel von etwa 45° angebläteten Kopf- und Fußbändern ausgesteift. Die Wandflächen zwischen den Ständern

## Das Rathaus in Forchheim

werden bzw. wurden von zwei Riegeln unterteilt, die ursprünglich oberhalb bzw. unterhalb der Anschlussstellen der Kopf- und Fußbänder in die Ständer eingezapft waren. Die vermutlich originale Lage der Riegel ist nur am Südgiebel erhalten. Die Fenster an der Ost- und Nordfassade wurden vergrößert und entsprechend die Sturzriegel nach oben versetzt. Die Sturzriegel sind nur an der marktseitigen Nordfassade sichtbar, an der Ostfassade wurden sie entweder ganz entfernt oder übertüncht. Der Fachwerkstock kragt an der Ostseite zur Hauptstraße und an der Nordseite zum Markt vor. An der Marktseite sind zusätzlich Knaggen zur Abfangung der Stichbalken ausgebildet. Das Satteldach über dem Ostflügel kragt mit einem nicht gestuften Steilgiebel über den Fachwerkstock vor. Der obere Giebelabschnitt wurde mit dem 1523 von Hans Ruhalm ausgeführten Giebeltürmchen erneuert. Der Südgiebel des Ostflügels ist dagegen ohne Stockwerkauskragung und Auskragung des Dachwerks als Steilwand errichtet worden, so dass trotz der konstruktiven Stockwerkausbildung der Eindruck eines Ständerbaus vermittelt wird. Der Südgiebel ist im oberen Dachdrittel abgewalmt. Vermutlich war auch am Nordgiebel ein solcher „Krüppelwalm“ vorhanden, der wohl mit der Errichtung des Giebelturms beseitigt worden ist. Das Dachwerk über dem Nordflügel liegt konstruktiv auf dem Dachwerk des Ostflügels auf, dessen Westgiebel wie der Südgiebel des Ostflügels abgewalmt ist.

An den Ostflügel sind nach Westen der Erschließungsbau und daran die dreigeschossige Registratur angebaut worden (vgl. Abb. 2). Sie bilden den Südflügel des heutigen Rathauses. Über dem massiven und gewölbten Erdgeschoss der Registratur war ursprünglich ein zweistöckiges Fachwerk aufgesetzt, das durch spätere Versteinerung nur in Teilen erhalten ist. Das Dachwerk aus der Mitte des 14. Jahrhunderts ist dagegen vollständig erhalten. Der Erschließungsbau wurde im späten 17. Jahrhundert mit einer Spindeltreppe errichtet. Von hier wurden sowohl das erste Obergeschoss mit dem Großen Ratssaal als auch der Registraturbau erschlossen. Die heutige Haupterschließung im Nordflügel ist erst in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts angelegt worden und entspricht den nüchternen Anforderungen eines Zweckbaus. Um 1535 wurde der inschriftlich datierte Magistratsbau in Verlängerung des

Nordflügels von Hans Ruhalm begonnen. Über dem in Massivbauweise ausgeführten Erdgeschoss sind zwei Fachwerkstockwerke aufgeschlagen. Trotz der höheren Geschoszahl liegt die Traufe des Magistratsbaus etwa 1,50 m tiefer als die Traufe des Nordflügels. Ursprünglich wurden die Obergeschosse des Magistratsbaus durch eine Innentreppe erschlossen. Diese wurde mit der Einrichtung des Treppenhauses im Nordflügel aufgegeben, und die Flure des Magistratsbaus wurden durch Giebeldurchbrüche mit dem Treppenhaus im Nordflügel verbunden.

### **Forschungsstand und neue Datierungen**

Eine umfassende bauhistorische Analyse des Rathauskomplexes liegt bisher nicht vor. Der Inventarbeitrag von Tilmann Breuer aus dem Jahr 1961 ist auch für die jüngeren Bearbeitungen die wichtigste Quelle. Ausgehend von einer archivalisch überlieferten Nachricht, dass 1491 der Rathaussaal eingerichtet wurde, leitete Breuer ab, „dass der Unterbau nur wenig vorher aufgeführt worden ist“<sup>2</sup>. Den Registraturbau datiert er auf 1491, den Magistratsbau aufgrund der Bauinschrift auf 1535. Barbara Wenig, die mit dem Buch „Von Haus zu Haus“ die bisher umfangreichste Untersuchung zur Baugeschichte des Rathauses zusammengetragen hat, folgt den Datierungsansätzen Breuers. Sie bezeichnet den Nordflügel als Annexbau und als „etwas später angefügt“. Sie interpretiert die Fensteröffnungen der Nordfassade als ursprüngliche Arkaden, die später zugesetzt worden seien.<sup>3</sup> 2005 datierte Georg Brütting das Fälljahr für die Bauhölzer aus den Dächern über dem Ost- und dem Nordflügel dendrochronologisch einheitlich in den Winter 1401/02, so dass mit der Fertigstellung des Rathauses in den Jahren 1402 oder 1403 gerechnet werden kann. Damit verschob sich die Hauptbauphase um

<sup>2</sup> Tilmann Breuer, Stadt und Landkreis Forchheim. Bayerische Kunstdenkmale XII, Kurzinventar, 1961, S. 38. Diese Datierung wird auch in der Denkmaltopographie von Katharina Sitzmann, Denkmäler in Bayern, Bd. IV. 53/1 Stadt Forchheim, München/Zürich 1989 und in der Denkmalliste übernommen. Denkmäler in Bayern, Bd. IV, Oberfranken, München 1986.

<sup>3</sup> Barbara Wenig, Von Haus zu Haus, Forchheim 1995, S. 179.

## Das Rathaus in Forchheim

knapp 100 Jahre gegenüber der bisherigen Einschätzung. Das Dachwerk über der Registratur wurde nach 1451/52 und das Dachwerk über der Treppenspindele in einer späteren Übung mit Studenten dendrochronologisch nach 1691/92 datiert. Im Januar 2006 fand der Stadtarchivar Rainer Kestler einen Nachweis für die frühe Bauzeit des Rathauses aus dem Jahr 1406: „It(em) ma(n) hat vo(r) dem Zugseil gebn V Ib (5 Pfund Heller) auf den poden auf dem rathaws“. <sup>4</sup> Allerdings hat man die Bauzeit in den 30er Jahren schon durchaus näher an der tatsächlichen Errichtungszeit eingeschätzt. Hierzu schreibt Dr. Hans Räbel im Heimatkurier vom 1.10.1936: „Der ältere Rathausbau gehört dem 14. Jahrhundert an. Auf diese Zeit weisen u. a. Steinmetzzeichen, Bauart und auch der Inhalt zweier Urkunden aus der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts hin.“ Insbesondere der Hinweis auf die Bauart und die Steinmetzzeichen sind von Bedeutung, weil diese Baubeobachtungen in der jüngeren Zeit nicht mehr nachvollzogen wurden. Leider gibt Räbel keinen genaueren Hinweis, welche Urkunden er ausgewertet hat. Sie wurden bei den jüngeren Bearbeitungen offensichtlich nicht herangezogen.

Zu den bekannten Veränderungen im Hauptgebäude zählt vor allem die Umgestaltung der kleinen Ratsstube im ersten Obergeschoss des Nordflügels mit der prächtigen, 1639 von Georg Römer d. Ä. angefertigten Renaissancetür (vgl. Abb. 12). <sup>5</sup> Der große Ratssaal im Ostflügel wurde in den Jahren 1865-1867 in neugotischen Formen aufwendig neu gestaltet (vgl. Abb. 11). Die Lastabtragung mit Unterzug und zwei Stützen dürfte auch der mittelalterlichen Anordnung entsprechen. Auffällig ist, dass die Umbauten aus dem späten 17. und 18. Jahrhundert mit Ausnahme des Zwischenbaus mit der Treppenspindele nicht mehr ablesbar sind. Hier fehlen offensichtlich nicht nur Quellenhinweise, sondern es wurden auch die baulichen Spuren aus dieser Zeit bei den Sanierungen im 19. und frühen 20. Jahrhundert entfernt. Das Fachwerk der Außenfassaden ist um 1900 freigelegt worden, wodurch die vermutlich im späten

<sup>4</sup> Diese Nachricht wurde im Fränkischen Tag vom 27.1.2006 veröffentlicht.

<sup>5</sup> Wenig 1995, wie Anm. 3, S. 182.



18. Jahrhundert aufgebrauchte flächige Verputzung abgeschlagen wurde.<sup>6</sup> Im Südflügel fanden 1904 größere Umbauten statt. Auf den Bestandsplänen sind sowohl für den Magistratsbau als auch für die Registratur barocke Fenstergewände mit Ohrungen dokumentiert.<sup>7</sup>

### **Ergebnisse der Bauanalyse**

#### **Beobachtungen an den Fassaden im Erd- und 1. Obergeschoss**

Um die ursprüngliche Anlage von Fenstern und Portalen nachzuweisen, wurden die Fensterprofile im Maßstab 1:1 abgenommen, miteinander verglichen und die Steinmetzzeichen kartiert. Weil die Ostfassade des Hauptflügels die ungestörteste Wandfläche aufweist, lassen sich hier die Mauer- und Versatztechnik sowie die Anlage von Fenstern und Türen am leichtesten nachvollziehen (vgl. Abb. 4). Die Wand wurde mit Sandsteinquadern unterschiedlicher Größe hergestellt, so dass kein regelmäßiges Fugenbild mit durchlaufenden Lagerfugen entstand. Die Profile für die Fenster und Türen sind an den Kanten der wandbildenden Steine herausgearbeitet. Oberhalb des Kämpfers verändert sich die Versatztechnik. Die Spitzbögen sind aus einzelnen Bogensteinen zusammengesetzt. Die Bogenscheitel werden durch den Stoß von zwei Bogensteinen und nicht durch separate Schlusssteine gebildet. An der Ost- und Nordfassade sind an den Wandflächen oberhalb der Kämpfer einige wenige Steinmetzzeichen und Zangenlöcher an den Wand- und Bogensteinen zu erkennen. Nur am Südgiebel des Ostflügels sind Steinmetzzeichen auch an den Steinen der unteren Steinlagen zu finden. Die Steinmetzzeichen sind etwa ca. 6 bis 8 cm lang und in einfachen geometrischen Formen als Dreieck, T, V oder als Zickzack-(Blitz) bzw. Schlangenlinie ausgeführt (Abb. 6). Die Linien sind aus ca. 1 cm breiten Kerben zusammengesetzt. Vergleichbare Zeichen, wie das Dreieck, das T oder auch die Zickzacklinie, sind im Turm der St. Mar-

<sup>6</sup> Wenig 1995, wie Anm. 3, S. 179.

<sup>7</sup> Die Pläne wurden 1903 von Fritz Walter, Civil Baubureau Fürth, angefertigt. Stadtarchiv Forchheim, Akten des Magistrats 1904, Nr. 42/62.

## Das Rathaus in Forchheim

tinskirche festgestellt worden. An einer Turminnenwand ist die Jahreszahl 1404 durch eine Inschrift überliefert, und auch der Ankauf einer Uhr im Jahr 1406 belegt die Entstehungszeit des Turmes um 1400.<sup>8</sup> Durch die sichere dendrochronologische Datierung des Rathauses wird man daher davon ausgehen können, dass der Turm von St. Martin und das Rathaus zeitgleich entstanden sind und dass vermutlich einige Steinmetze auf beiden Baustellen parallel beschäftigt waren.<sup>9</sup>

Die Portale des Ostflügels sind zwischen 2,49 m und 2,53 m breit. Das Portal in der hofseitigen Westwand wurde unterhalb des Kämpfers nachträglich verbreitert, oberhalb des Kämpfers kann die ursprüngliche Breite mit etwa 2,42 m abgeschätzt werden. Die Portale des Nordflügels wurden mit 1,97 m deutlich schmaler angelegt. Die Portalgewände und Bögen weisen gut übereinstimmende Profile auf. An den Gewändesteinen unterhalb des Kämpfers sind breite Fasen angelegt, die im ursprünglichen Zustand mit dreiecksförmigen Flächen in die Sockelsteine übergehen. Die Profile der Bogensteine setzen sich aus der Abfolge von Kehle, Stufe, Birnstab, großer Kehle und kleiner Kehle zusammen. Dieses Profil stimmt bei allen Portalen überein. Die Profile für die Bogensteine des Ostflügels und für das Portal in der hofseitigen Südwand des Nordflügels wurden vermutlich mit derselben Schablottenvorlage hergestellt. Lediglich das Profil für das zum Marktplatz orientierte Portal des Nordflügels weicht davon etwas ab, was aber auch durch unterschiedlich starke Verwitterungsprozesse hervorgerufen sein kann. Spezielle Nutzungsspuren, insbesondere Schleifspuren von Rädern, konnten nicht beobachtet werden.

<sup>8</sup> Breuer 1961, wie Anm. 2, S. 7.

<sup>9</sup> Vgl. dazu die sehr ausführliche Beschreibung der Steinmetzzeichen an der bischöflichen Burg in Forchheim durch Tillman Kohnert. Er hat die Steinmetzzeichen im Turm von St. Martin kartiert, die Inschrift publiziert und verweist auf ein Zitat von Sitzmann, dass an dem Schloss des Lambert v. Brunn dieselben Steinmetzzeichen wie am Rathaus auftreten. Allerdings konnte Tillman Kohnert die Steinmetzzeichen am Außenbau des Rathauses nicht finden, die aufgrund ihres spärlichen Auftretens nur bei guten Lichtverhältnissen zu erkennen sind. Tillmann Kohnert, Die Forchheimer Burg – genannt Pfalz, Petersberg 2008, S. 101.

Nach der Breite geordnet, können die Fenster drei Gruppen zugeordnet werden. Das schmalste Fenster mit nur 97 cm Breite befindet sich auf der Marktseite des Nordflügels. Die Fenster der Ostfassade an der Hauptstraße und auch die hofseitigen Fenster des Nordflügels sind zwischen 1,33 m und 1,32 m breit. Die Bogenscheitel der Fenster und der Portale sind gleich hoch angelegt. Die Kämpfer der Fenster liegen jedoch höher als die Kämpfersteine der Portale. Die Spitzbogen der Fenster sind im Vergleich zu den Portalen steiler angelegt. Lediglich die marktseitigen Fenster des Ostflügels sind mit 2,22 m und 2,17 m Breite und entsprechend flacheren Spitzbögen ausgeführt. Alle Fenstergewände sind mit Stufe, Wulst und Kehle zu einem Profil ohne Birnstäbe zusammengesetzt und stimmen untereinander weitgehend überein. Das Profil der Fenstergewände setzt oberhalb der Fensterbänke über einem Postament ein und wird im Spitzbogen fortgeführt. Die Fenster- und Portalprofile sind daher sowohl durch ihre Profilabfolge als auch durch ihren Verlauf deutlich voneinander unterschieden.

Einer genaueren Betrachtung müssen die breiteren Fenster an der Nordwand des Ostflügels unterzogen werden (Abb. 7). Auch ihre Gewändeprofile wurden ohne Birnstab ausgeführt und entsprechen den übrigen Fenstergewänden. Der Kielbogenstein des westlich des Portals liegenden rechten Fensters entspricht nicht der Grundform eines Spitzbogens. Der Kielbogenstein ist nicht original und wurde nachträglich im Zuge der Verbreiterung des Fensters eingefügt. Dies ergibt sich aus den Unregelmäßigkeiten des Versatzes und Flickstellen im Bereich des Kielbogensteins sowie der nicht stimmigen Geometrie des Bogens. Nimmt man den Kielbogenstein wie auf der Fotomontage dargestellt heraus und rückt das rechte Fenstergewände gegen das linke, ist ersichtlich, dass die Zirkelschläge des Spitzbogens für ein Fenster mit geringerer Breite ausgelegt waren (Abb. 7 rechts). Auch das östliche bzw. linke Fenster wurde nachträglich verbreitert. Die Gewändeprofile unterhalb des Kämpfers stimmen mit den Profilen der Fenster an der Ostfassade überein und sind zweifellos original. Die Geometrie des Spitzbogens ist auf die Breite von 2,17 m ausgelegt und stimmig. Geht man von der nachträglichen Verbreiterung des Fensters aus, wären die älteren, für einen steileren Spitzbogen hergestellten Bogensteine nicht oder nur mit

## Das Rathaus in Forchheim

einer Nachbearbeitung wiederverwendbar gewesen. Bei Betrachtung der Einbindung der Bogensteine in das umliegende Mauerwerk fällt auf, dass sie nicht wie bei den übrigen Fenstern einen eigenen tragfähigen Bogen bilden, sondern dass die unteren Bogensteine horizontal in die Steine der Wand eingesetzt wurden, die dafür vierungsartig ausgeschlagen wurden. Auch fehlen hier die charakteristisch angeschrägten Flächen an den Kämpfersteinen, die bei den originalen Fenstern das Auflager für die Bogensteine bilden. Die obere Hälfte des Spitzbogens wird dagegen aus Bogensteinen gebildet. Durch die Verbreiterung des Fensters wurde der Scheitelbogens um ca. 60 cm nach Osten in Richtung Hauptstraße verrückt. Der Bogenscheitel liegt mit geringem Abstand genau unter einer Knagge, was nicht der ursprünglichen Anlage entspricht. Ein weiteres Indiz für die Vergrößerung des Fensters sind die unregelmäßigen Wandanschlüsse und Flickungen an den Ecksteinen im Übergang zur Ostfassade. Aufgrund dieser Befunde lässt sich die Fensterverbreiterung wie folgt nachvollziehen: Die zum Portal orientierten Gewändesteine wurden bis zum Kämpfer an ihrem Ort belassen, die gegenüberliegenden östlichen Gewändesteine ausgeschlagen und nach Osten verrückt. Der gesamte Spitzbogen wurde neu aufgerissen und die unteren Bogensteine in die horizontal lagernden Wandsteine eingepasst. Daher wird man für die ursprüngliche Anlage der gesamten Nordfassade von zwei Portalen und drei – jedoch zum Teil schmälere – Fenstern ausgehen können. Offene Arkaden, wie sie Barbara Wenig noch vermutet hatte, waren sicherlich um 1400 nicht angelegt worden.<sup>10</sup>

Hier stellt sich die Frage, wann und zu welchem Zweck die Fenster verbreitert wurden. Eine stilistisch oder bautechnisch eindeutige zeitliche Einordnung ist nur schwer möglich. Kielbögen sind im späten 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine häufig vorkommende Zierform. Die Verbreiterung des Fensters könnte vielleicht mit dem Einbau des Giebeltürmchens durch Hans Ruhalm 1525 oder dem Anbau des Magistratsbau 1535 zusammenhängen. Leider sind keine Bildquellen aus dieser Zeit bekannt, die das Rathaus mit hinreichendem

<sup>10</sup> Wenig 1995, wie Anm. 3, S. 179.

Detailierungsgrad darstellen. Erst das um 1890 von Michael Kotz angefertigte Aquarell kann als detailreiche Bildquelle herangezogen werden, worauf die Wiedergabe der Hausinschrift mit „J. Franz Buchbinder“ oder die exakte Wiedergabe der unregelmäßigen Anordnung der Knaggen im 1. Obergeschoss hindeuten (Abb. 8). Daher wird man mit einiger Verlässlichkeit Rückschlüsse auf den Bauzustand des Rathauses um 1900 ziehen können. Auf dem Aquarell sind drei Portale zu erkennen, wovon das mittlere das ausgebrochene Kielbogenfenster ist. Während das schmalere Portal des Nordflügels mit einer 2-3stufigen Treppe betreten werden konnte, sind vor die breiteren östlichen Portale Rampen vorgeschoben worden, so dass auch Wagen den Niveausprung überbrücken konnten. Zu diesem Zeitpunkt wurden die Feuerlöschpumpen im Untergeschoss des Rathauses eingestellt und auch das Abschlagen des Gewändeprofiles am hofseitigen Portal des Ostflügels steht vermutlich in Zusammenhang mit der Nutzung als Remise für Feuerlöschgeräte (vgl. Farbabb. 6 rechts).<sup>11</sup> Darüber hinaus ist noch ein kleiner Vorbau mit Satteldach und eventuell leicht geschweiftem Giebel zu erkennen, der vor das östliche Fenster vorgebaut wurde. Dieser Vorbau überdachte einen großen Kellerhals und wies darüber einen kleinen belichteten Raum auf, der durch das vermutlich zu einer Tür aufgebrochene östliche Fenster erschlossen werden konnte.<sup>12</sup> Entweder wurde das Fenster vor bzw. mit der Errichtung des Vorbaus ausgebrochen und verbreitert oder die Verbreiterung wurde nach dem Abbruch des Kellerhalses um 1900 als Anpassung an das rechte, zum Portal aufgebrochene Fenster vorgenommen. Allerdings hätte man, wenn die Maßnahme erst um 1900 durchgeführt worden wäre, einen Beleg in den Magistratsakten finden müssen. Weil dies bisher nicht erfolgreich war und die Steinoberflächen wegen der nachträglichen Überarbeitung keine Anhalts-

<sup>11</sup> Im Ausführungsplan zum Umbau des Südflügels von 1905 bezeichnete der Architekt Fritz Walter den von der Treppe zum Saal abgegrenzten Raum mit „Feuerlöschgeräte“. Stadtarchiv, Akten des Magistrats 1904, 42/62.

<sup>12</sup> Ein Versuch, den Vorbau stilistisch über die Vorlage zu datieren, ist gewagt. Falls es sich tatsächlich um einen Schweifgiebel handeln sollte, was auf der Reproduktion nicht sicher zu erkennen ist, so wäre eine Entstehungszeit in der ersten Hälfte des 17. Jahrhundert denkbar.

## Das Rathaus in Forchheim

punkte zur Datierung der Maßnahme zulassen, ist die Annahme, dass das Fenster zusammen mit dem Vorbau ausgebrochen und verbreitert wurde, die zurzeit wahrscheinlichste Hypothese.<sup>13</sup>

Das heute zugesetzte Portal im Südgiebel des Ostflügels wurde nachträglich in die ursprünglich fensterlose Wand eingebrochen (Abb. 9). Es ist das einzige Portal mit einem rundbogigen Abschluss. Das grob ausgearbeitete Gewändeprofil mit umlaufendem Stab und tiefer Kehle ist völlig anders gestaltet als die übrigen Fenster- und Portalprofile. Deutliche vertikale Baufugen zum Wandmauerwerk und der mit Bruchmaterial ausgefüllte Bereich über dem rechten Bogenabschnitt weisen ebenfalls auf den nachträglichen Einbruch des Portalbogens hin. Die Ausarbeitung der Steine und die Technik der Einbringung lassen einen spätmittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Einbau vermuten.

Neue bauhistorisch relevante Beobachtungen an den Fassaden des Fachwerkoberstocks konnten nur bedingt gemacht werden. Für die genaue Lage und Anordnung der bauzeitlichen Fenster oder weitergehende Beobachtungen müssten Gerüste aufgestellt und Befundstellen angelegt werden, was nur im Zuge einer Sanierungsmaßnahme möglich wäre.<sup>14</sup>

Dennoch ist auf einen Bereich des Nordgiebels im ersten Obergeschoss hinzuweisen, der eine deutliche Änderung in der Struktur des Fachwerkgefüges aufweist (Abb. 10). Es handelt sich um das Fachwerkfeld, das sich direkt unterhalb des Giebeltürmchens befindet. Dieses Fachwerkfeld wird von zwei Wandständern begrenzt, die auf einem Schwell-

<sup>13</sup> Die genaue Datierung der Umbaumaßnahme ist weder an den Bearbeitungsspuren noch durch das Steinmaterial und den Steinschnitt möglich, zumal einige Bogensteine vermutlich wiederverwendet bzw. umgearbeitet wurden.

<sup>14</sup> So wäre die Frage nach der ursprünglichen Lage der Riegel von Interesse. Die Größe der heutigen Fenster ist für einen Repräsentationsbau durchaus üblich, vor allem ab dem 16. Jahrhundert. Sollte das 1. Obergeschoss zunächst nicht als großer Saal, sondern als Lagergeschoss genutzt worden sein, wären deutlich kleinere Fenster anzunehmen. Dann wären die Sturzriegel unterhalb der Kopfbandsassen in die Ständer eingezapft worden. Diese Sassen könnten entsprechend an den Ständern nachgewiesen werden.

holz aufgezapft sind und wie die übrigen Ständer dieses Wandabschnittes ein Rähm tragen. Im Gegensatz zu den übrigen Wandständern mit beidseitig angeblatteten Kopf- und Fußbändern sind die Wandständer in diesem zentralen Feld nur nach außen mit Kopf- und Fußbändern gesichert. Die nach innen orientierten Kopf- und Fußbänder fehlen. Schwellholz, Ständer und Fußbänder sind sicher bauzeitliche Hölzer. Gibt es einen Grund für das Weglassen der Kopf- und Fußbänder? Hier könnte sich in Analogie zu vielen anderen Rathausbauten dieser Zeit ein Erker oder Chörlein befunden haben. Gegen die Ausbildung eines Erkers spricht allerdings das Schwellholz, das den Zugang zum Erker behindert hätte. Sicherlich wäre ein Chörlein weiter auskragend angelegt worden. Dazu wären längere Stichbalken und tiefer ansetzende Kopfbänder nötig gewesen. Bei der Ausbildung eines Erkers hätte man zudem Riegel einfügen müssen, die in die begrenzenden Wandständer eingezapft gewesen wären. Entsprechende Zapfenlöcher fehlen jedoch. Diese Beobachtungen sprechen gegen die Ausbildung eines Erkers. Weil die frühe Funktion und Nutzung der einzelnen Geschosse nicht gesichert überliefert ist, kann es durchaus möglich sein, dass hier zunächst kein großer repräsentativer Saal, sondern ein Lagergeschoss angelegt war. Dann wären in der Achse des heutigen Giebelturms die Luken angeordnet gewesen, durch die man das Stückgut in die Lager-schosse hineingezogen hätte. Bei genauem Hinsehen ist zu erkennen, dass der obere Riegel gegenüber den Riegeln der anschließenden Wandflächen leicht nach oben versetzt in die Ständer eingezapft ist. Dies könnte ein Hinweis auf eine ehemalige größere Öffnung für eine Ladeluke sein.<sup>15</sup> Für die Annahme der Lagernutzung spricht der archiva-lisch überlieferte Hinweis auf das Zugseil, das 1406 zum Aufziehen von Waren angeschafft wurde. Hier bietet sich wegen der guten Zugäng-lichkeit zum Marktplatz der Nordgiebel als ideale Beladungsachse an.

<sup>15</sup> Wenn der Riegel zusammen mit den übrigen im 19. Jahrhundert nach oben versetzt worden wäre, hätten die Zimmerleute sicher darauf geachtet, die Riegel in einer Höhe anzulegen. So kann man mutmaßen, dass der Riegel im mittleren Feld schon ursprüng-lich in dieser höheren Lage eingezapft war.

### *1. Obergeschoss, Innenräume: Großer und Kleiner Ratssaal*

Der Große Ratssaal im Ostflügel und die kleine Ratsstube im Nordflügel sind die beiden einzigen Räume im 1. Obergeschoss. Der Große Ratssaal wird durch die prächtige neugotische Ausstattung von 1865-1867 geprägt, die heute holzsichtig ist, ursprünglich vermutlich gebeizt und mit Farbakzenten versehen war (Abb. 11). Leider sind vom Entwurf der Umgestaltung keine Pläne bekannt geworden. Die ältesten farbig kolorierten Pläne stammen von 1882 und zeigen die am Südgiebel ausgeführte Treppenanlage. Die Erschließung des Saales wurde damit von der Rückseite des Rathauses zum Portal an der Hauptstraße orientiert (Farbabb. 6). Dazu wurden das Erdgeschoss durch eine Wand abgetrennt und 1904-05 Aborte auf den Absätzen der Treppe angelegt (Farbabb. 6). 1959 wurde diese Treppe abgebrochen und die Bühne eingebaut, die heute den südlichen Abschluss des Ratssaales bildet.<sup>16</sup> Aus der Entstehungszeit um 1400 sind neben dem Fachwerkaußengerüst nur die Deckenbalken vom Erd- und Dachgeschoss erhalten. Die Säulen und Unterzüge, die den Saal in zwei Schiffe teilen, nehmen die mittelalterliche Grundrissteilung wieder auf. Der Unterzug ist zweigeteilt. Der obere Balken könnte noch der Erbauungszeit zugerechnet werden, der untere ist vermutlich mit den Säulen im 19. Jahrhundert erneuert worden. Nach dem Aufnehmen einiger Bodendielen im 1. Dachgeschoss konnten an den Flanken der Deckenbalken gelbe Farbreste festgestellt werden, die auch an einigen geschützten Hölzern an den Außenfassaden erhalten sind.<sup>17</sup> Die Farbfassung könnte ein Hinweis auf eine gehobene Nutzung sein, wenngleich auch Verkaufsräume aufwendig ausgemalt sein konnten.<sup>18</sup> Vielleicht kann die Anbringung dieser Fassung mit der archivalischen Nachricht in Zusammenhang gebracht werden, dass 1491 der Große Ratssaal als Tanz- und Festraum eingerichtet wurde. Sicher ist, dass die Bodenbretter vom Saal

<sup>16</sup> Datierungen entnommen aus Wenig 1995, wie Anm. 3, S. 179.

<sup>17</sup> Die Farbreste an Hölzern der Außenfassade sind minimal und werden hier vorbehaltlich einer genauen restauratorischen Untersuchung kurz vorgestellt.

<sup>18</sup> Hier ist auf den um 1245 angelegten Raum im Haus „Zum Paradies und Esel“ in Erfurt zu verweisen, der durch den Autor datiert wurde.



aus sichtbar waren. Vielleicht waren an der Unterseite der Dielen Male-  
reien angebracht. Hierzu fehlt jedoch ein eindeutiger Befund.

Dem Großen Ratssaal ist auf der Westseite ein schmaler Gang vorgelagert, der es ermöglicht, über die Spindel in das 1. Obergeschoss des Nordflügels zu gelangen, ohne durch den Großen Ratssaal gehen zu müssen. Der in Fachwerkbauweise vorkragende Gang ist nicht bauzeitlich. Die Gefügeformen lassen eine Zuordnung nach oder um 1700, vielleicht zusammen mit der Einrichtung der Treppenspindel, vermuten.

Im Nordflügel wurde ein zusätzliches Geschoss zwischen dem Erd- und dem 1. Obergeschoss eingerichtet. Schon auf dem Aquarell von Kotz von 1890 kann man ein kleines Fenster zu Belichtung eines Zwischengeschosses feststellen, so dass der Einbau sicher vor 1890 vorgenommen wurde. Auf der Abb. 3 sieht man die Ziegelmauer und den Fachwerkaufsatz, mit dem das Zwischengeschoss vom Ostflügel abgetrennt wurde. Der Fachwerkaufsatz ist neuzeitlich und in dieser Konstruktion mit Riegel und V-Streben vom späten 17. bis in das 19. Jahrhundert üblich. Vermutlich auch zu dieser Zeit wurde der marktseitige Fassadenabschnitt der Kleinen Ratsstube vollständig erneuert. Das Fachwerk ist nachmittelalterlich. Die weite Ständerstellung mit angeblatteten Kopf- und Fußbändern ist zugunsten von Fensterständern und eingezapften Stielen in den Brüstungsfeldern aufgegeben worden. Die auf die Fensterachsen bezogene Anlage der Ständer setzte sich erst im 18. und 19. Jahrhundert durch. Eine genauere zeitliche Einordnung ist ohne Sondagen nicht möglich, so dass nur diese ersten Hinweise zur zeitlichen Einordnung der Veränderungen gegeben werden können. Durch die Umbauten 1959 und 1985 mit der Anlage des Treppenhauses im Nordflügel wurde die Haupteinschließung von der Hofseite zum Marktplatz orientiert.

Der Kleine Ratssaal mit trapezförmigem Grundriss ist etwa 7,20 m lang und wird durch zwei zum Marktplatz orientierte Fenster belichtet. Er ist durch eine Wand vom gut 5,20 m breiten Treppenflur, dem ehemaligen „Vorplatz“, getrennt. In diese Wand ist das 1639 von Georg Römer d. Ä.

## Das Rathaus in Forchheim

hergestellte Renaissance-Portal eingestellt (Abb. 12). Weitere Türen ermöglichen den direkten Zugang in den Magistratsbau und in den Großen Ratssaal. Alle Wände und Ausstattungsgegenstände zeigen die Gestaltung der 60er und 80er Jahre des 20. Jahrhunderts. Frühere Ausstattungsphasen sind zwar anzunehmen, aber nur durch zusätzliche Befundung nachzuweisen. Der einzige Befund für eine ältere Ausstattungsphase ist an den Gefachen der Trennwand zum Flur zwischen den Deckenbalken erhalten, die nach dem Aufheben von Bodendielen vom Dach aus einsehbar sind (Farbabb. 7). Die Gefache sind mit einem roten Randstreifen und schwarzem Begleiter versehen und stammen vermutlich aus dem 16. oder frühen 17. Jahrhundert.<sup>19</sup> Die Decke des kleinen Ratssaales ist um gut 1 m abgehängt und bildet einen typischen, bei Bohlenstuben häufig vorkommenden Hohlraum aus.

Die Deckenbalken für die abgehängte Decke sind zum Teil zweitverwendet und liegen auf einer Riegelkonstruktion auf, die nachträglich in das mittelalterliche Gefüge der Westgiebelwand eingefügt wurde (Abb. 13). Dies ist eindeutig an den verschiedenen Putzflächen und Hölzern zu erkennen, die geschützt vom Dach des Magistratsbaus aus einsehbar sind. Einige Gefache sind noch mit ursprünglichem Putz und Resten der vermutlich bauzeitlichen Bodendielen erhalten. Die originalen Gefache sind nicht, wie dies zu erwarten wäre, in Lehm-Stakentechnik ausgeführt, sondern wurden aus Kalkmörtel mit Zuschlagstoffen vermutlich mit Schalungsbrettern aufgebaut. Von Bedeutung sind die zweitverwendeten Deckenbalken mit Dimensionen von ca. 20/18 cm, die zum Teil beidseitige Nuten und Profile aufweisen (Abb. 13). Sie könnten die Ständerhölzer einer ehemaligen Tafelstube sein. Aufgrund des Profils und der Bautechnik als Bestandteil einer Tafelstube werden sie wohl nicht vor dem 16. oder 17. Jahrhundert datiert werden können. Der heutige Zustand der Kleinen Ratsstube wird erst vergleichsweise spät, vielleicht erst im 18. oder 19. Jahrhundert, hergestellt worden

<sup>19</sup> Auch hier ist eine genauere restauratorische Untersuchung nötig. Weil die Befunde aber erst im April 2011 aufgedeckt wurden, werden sie hier nur vorgestellt.

sein.<sup>20</sup> Eindeutige Befunde für die Anlage einer Stube um 1400 konnten bisher nicht nachgewiesen werden.

Im Kleinen Ratssaal traf sich der Rat zur Besprechung. Als Beispiel dafür soll die Kleinen Ratsstube aus dem Nürnberger Rathaus aus der Zeit nach dem Umbau durch Beheim 1515 angeführt werden (Abb. 14). Der repräsentativ vertäfelte Raum weist umlaufende Sitzbänke für die Ratsherren auf. Die profilierten und genuteten zweitverwendeten Hölzer aus der Decke der Kleinen Ratsstube des Forchheimer Rathauses könnten ebenfalls Ständer oder Deckenbalken einer Stube mit Balken-Bretterwänden gewesen sein. Das weitere Mobiliar der Nürnberger Ratsstube beschränkt sich auf den Tisch für den Stadtschreiber im Vordergrund und den Kachelofen mit einem darüber angebrachten Schränkchen. Weil die Ratsherren auch im Winter tagten, war die Heizquelle ein unverzichtbarer Bestandteil der Ratsstube. Ein solcher Kachelofen ist auch für die Kleine Ratsstube des Forchheimer Rathauses anzunehmen. Der Nachweis der ursprünglichen Heizstelle oder Reste des Schlotes konnten bisher nicht gefunden werden, weil der 1955 erneuerte Kamin an der Trennwand zum Flur an genau der Stelle errichtet wurde, wo auch der ältere Kamin anzunehmen wäre.

## *2. Die Bohlenstube im Dachwerk des Ostflügels*

Die Dachwerke über dem Ost- und Nordflügel des Rathauses sind weitgehend aus der Bauzeit erhalten. Das Satteldach über dem Ostflügel bildet das Hauptdach aus. Das Dachwerk über dem kürzeren Nordflügel stößt gegen das Hauptdach. Bei der annähernd gleichen Spannweite der Flügel und einem Neigungswinkel von 60° sind beide Dächer als gleichseitiges Dreieck mit einer Höhe von 11,70 m entworfen worden. Die

<sup>20</sup> Dies wird durch die dendrochronologische Datierung bestätigt. Ein Rähm und auch ein eichener Ständer datieren nach 1639/40. Weitere nachträglich eingebrachte Hölzer aus der Giebelwand datieren in das 1. Drittel des 19. Jahrhunderts. Leider konnten keine gezielten Öffnungen in der Fassade vorgenommen werden. Bisher ist kein Befund aufgetreten, der eine erste Kleine Ratsstube an dieser Stelle belegt. Daher spricht zurzeit die Befundlage dafür, dass die Kleine Ratsstube erst 1639/40 angelegt und im 19. Jahrhundert umgebaut wurde. Die profilierten Hölzer konnten nicht datiert werden. Daher steht eine abschließende bauhistorische Bewertung der Kleinen Ratsstube noch aus.

## Das Rathaus in Forchheim

knapp 14 m langen Sparren bilden mit den Dachbalken unverrückbare Dreiecke aus, die von drei Kehlbalken horizontal ausgesteift sind. Die Kehlbalken sind zeittypisch mit einseitigen Schwalbenschwanzverbindungen an den Sparren angeblattet. Die freie Spannweite der Dachbalken mit knapp 13 m erfordert die Abstützung durch den Unterzug und die Säulen im großen Ratssaal des ersten Obergeschosses, die ihrerseits auf den Rundsäulen der ehemaligen Verkaufshalle im Erdgeschoss entlasten. Die Kehlbalken sind in verschiedenen Höhen angebracht, so dass die Durchgangshöhe im 1. Dachgeschoss etwa 3,30 m, im 2. Dachgeschoss ca. 2,70 m und im 3. Dachgeschoss noch 2,20 m beträgt. Die Kehlbalken des 1. und 2. Dachgeschosses werden von doppelt stehenden Stühlen auf Schwellhölzern unterstützt, so dass die Gefügeanschlüsse zu den Sparren entlastet werden und die Kehlbalken zusätzliche Lasten aufnehmen können (Abb. 15).<sup>21</sup> Die Stuhlstände im 1. Dachgeschoss werden im Querbund von je zwei angeblatteten Kopfbändern, die Stuhlstände im 2. Dachgeschoss mit jeweils einem Kopfband ausgesteift. Die Längsaussteifung erfolgt durch zwei von beiden Seiten an den Stuhlständern angeblattete Kopfbänder und ist im 1. und 2. Dachgeschoss gleich. Die Kopfbänder sind sowohl mit schwalbenschwanzförmigen Blättern als auch mit Hakenblättern und mit verdecktem Stirnholz an den Sparren angeschlossen. Die heutigen Dielenböden im 1., 2. und 3. Dachgeschoss sind weitgehend erneuert worden, nur vereinzelt sind noch Bohlen mit konischem Zuschnitt zu finden, die in vorindustrieller Zeit hergestellt wurden. Daher ist nicht mit Sicherheit zu sagen, ob das 2. und 3. Dachgeschoss schon um 1400 ausgebohlt waren und damit als Lagergeschoss genutzt wurden. Die Stuhlkonstruktion und der auffallend enge Gespärreabstand zwischen 40 und 60 cm sprechen jedoch für die ursprüngliche Konzeption als Lagerdach in mehreren Dachgeschossen. Im 1. Dachgeschoss werden die Kehlbalken zusätzlich von einer mittigen Stützenreihe abgefangen, die mit Sattelholz ohne angeblattete Kopfbän-

<sup>21</sup> Die Schwellhölzer im 1. Dachgeschoss des Ostflügels sind nach den Befunden vermutlich nachträglich unter die Ständer geschoben worden. Eine dendrochronologische Bestätigung dieser Annahme steht noch aus.

der der Unterzugkonstruktion im Erd- und Obergeschoss entspricht. Die Zweischiffigkeit ist damit die grundlegende Grundrissstruktur des Ostflügels, die sich bis in das 1. Dachgeschoss nachvollziehen lässt. Die Stützen sind auch nicht auf die Dachbalken aufgesetzt, sondern entlasten direkt auf den Unterzug im 1. Obergeschoss, so dass sie nicht zusammen mit den Stuhlständen und den Sparren im Querbund abgezimmert werden konnten. Die Trennung zwischen dem Abbund der mittigen Stützenreihe und dem Dachabbund ist ein Merkmal von frühen Konstruktionen bei zweigeschossigen Lagergebäuden aus dem 14. und frühen 15. Jahrhundert.<sup>22</sup> Zum originalen Dach zählen auch die beiden Halbwalme, die den Südgiebel des Ostflügels und den Westgiebel des Nordflügels im oberen Dachdrittel brechen. Walme sind typische Gestaltungselemente von Dächern im 14. und 15. Jahrhundert, die im 16. Jahrhundert häufig zugunsten der Vorkragung auch der Dachgeschosse und eines differenzierten Giebelschmuckfachwerks entfernt wurden. Diese Entwicklung ist am marktseitigen Nordgiebel mit dem Aufrichten des Giebeltürmchens 1523 nachzuvollziehen. Die älteren Walme am West- und Südgiebel blieben erhalten.

Die sicherlich bemerkenswertesten Befunde zur früheren Dachnutzung sind die Relikte der Bohlenstube im Dachwerk des Ostflügels und die Spundwandkammer im Nordflügel. Zunächst wird die Bohlenstube in der Nordostecke des Ostflügels vorgestellt. Bohlenstuben sind hölzerne Kisten, deren Wände aus horizontal liegenden Bohlen aufgebaut sind. Die Bohlen sind zwischen 6 und 8 cm stark dimensioniert und werden

<sup>22</sup> In dieser Weise ist zum Beispiel die mittige Stützenreihe im 1. Dachgeschoss des zweischiffigen Zinsbodens in Stadtilm von 1349 als Fortführung des Unterzugs und der Stützenreihen im Erdgeschoss und 1. Obergeschoss zu verstehen, denn auch hier stehen die Stützen nicht auf den Deckenbalken, sondern auf dem Unterzug des darunter liegenden Geschosses auf und gehören daher nicht zum Dachabbund. Przemyslaw Zalewski, Der Zinsboden in Stadtilm, in: Johannes Cramer, Thomas Eifing, Dächer in Thüringen (= Arbeitshefte des Thüringischen Landesamtes für Denkmalpflege 1996, S. 76-80.) Auch die nachträglich 1419 in das Kehlbalckendach eingestellte Stützenreihe im „Zum güldenem Krönbacken“, Michaelisstraße 10 in Erfurt, folgt diesem Konstruktionsprinzip. Dendrodaten von Thomas Eifing publiziert in: Thomas Nitz, Stadt – Bau – Geschichte. Stadtentwicklung und Wohnbau in Erfurt vom 12. bis zum 19. Jahrhundert, Berlin 2005, S. 269.

## Das Rathaus in Forchheim

in Nuten in den seitlich begrenzenden Ständern eingelegt. Die Bohlen wurden im Gegensatz zu den mit dem Beil beschlagenen Balken entweder von Hand oder mit frühen Gattersägen eingeschnitten und waren ein wertvolles Handelsgut. Nicht zuletzt deswegen ist die Bohlenstube der repräsentativste Raum innerhalb eines Wohnhauses und zugleich der einzige Raum, der mit einem Kachelofen als Heizquelle ausgestattet war. Die Nuten für die Bohlen lassen sich sowohl an den beiden östlichen Ständern im Giebel als auch an dem ersten stehenden Stuhlständer von Nord nachweisen (Abb. 16 rechts). Durch die über Eck angebrachten Nuten im zweiten Giebelständer von Ost kann die Dimension der Bohlenstube recht gut auf 6 x 6 m oder 36 m<sup>2</sup> abgeschätzt werden. Die Rekonstruktionszeichnung vermittelt einen Eindruck vom ursprünglichen Aussehen der Bohlenstube (Abb. 17). Die Nuten wurden in das noch nicht ausgetrocknete Holz der Ständer eingetieft, so dass die Bohlenstube zweifellos bauzeitlich angelegt wurde. Sie war in der Nordostecke des Dachwerks leicht vorkragend platziert und bot daher einen hervorragenden Ausblick auf den Marktplatz und in die Hauptstraße. Im traufseitigen Abschnitt der Bohlenstube waren die Kehlbalken bis zum äußeren Rähm der Bohlenstube verlängert. Dadurch enden die Sparren am Kehlbalken und waren in diese eingezapft. Die Kehlbalken der übrigen Gespärre sind dagegen mit den Sparren verblattet, so dass über die verschiedene Gefügeausbildung die Ausdehnung der ehemaligen Stube nachvollzogen werden kann. Erst mit dem Rückbau der Stube, der spätestens mit der Errichtung des Giebeltürmchens erfolgt sein muss, sind die Kehlbalken zurückgeschnitten und kurze Hilfssparren eingestellt worden. Am Giebelfachwerk ist ein weiterer Hinweis auf die ehemalige, über die heutige Dachschräge hinausreichende Stubenwand zu erkennen (Abb. 16 links). Ursprünglich war ein weiteres, zur Dachfläche orientiertes Kopfband an dem Giebelständer angeschlossen. Dieses wurde mit dem Rückbau der Stube entfernt und die Sasse mit einem Deckbrett geschlossen. Die Neigung der Sasse entspricht der Neigung des erhaltenen Kopfbandes auf der gegenüberliegenden Seite des Giebelständers. Abbildung 17 zeigt die Rekonstruktion der Bohlenstube. Die gestrichelten und hellgrau angelegten Hölzer sind rekonstruiert, die dunkelgrau eingefärbten Hölzer stellen den Bestand dar. Die erhaltene Nut im Rähm der Stuhlkonstruktion belegt,

dass die Bohlenstube mit einer Bohlendecke zum Dachraum abgeschlossen war.

Die überregionale Bedeutung dieser Bohlenstube ergibt sich aus dem bisherigen Forschungsstand zu Dachausbauten, denn eine Dachbohlenstube dieser Größe aus der Zeit um 1400 ist ohne Vergleichsbeispiel. An diesen Befund stellen sich weitere Fragen nach der Funktion, einer möglichen Heizquelle und der Erschließung der Stube. Da sich weder aus den Archivalien noch aus weiteren Befunden dazu bisher Anhaltspunkte gewinnen ließen, bleiben die Antworten spekulativ. Weil die Sparren zum Teil erneuert oder ihre Seitenflächen aufgedoppelt wurden, können die Spuren eines Kaminschlotes nicht an den zu erwartenden Stellen nachgewiesen werden. Möglicherweise könnte man durch das Aufheben der Bodenbretter Anhaltspunkte für einen Ofenstandort finden. Eine Heizquelle ist jedoch eine zwingende Voraussetzung für eine herausgehobene, ganzjährige Nutzung der Stube. Nicht minder wichtig ist die Frage nach der Erschließung. Der Nordflügel scheidet als Standort für die Treppe aus, weil die Deckenbalken wegen des stark keilförmigen Grundrisses keinen ausreichenden Abstand untereinander aufweisen. Dadurch ergeben sich nur zwei Möglichkeiten für die Lage der Treppe: Entweder lag der ursprüngliche Zugang zum 1. Dachgeschoss in der Achse der heutigen Erschließung mit der Spindeltreppe an der Südwestecke des Ostflügels oder die Bohlenstube wurde mit einer einläufigen Treppe vom 1. Obergeschoss aus erschlossen. Tatsächlich sind einige Deckenbalken im Bereich vor der Stube durchtrennt und wurden vermutlich im 19. Jahrhundert ergänzt. Die einläufige Treppe könnte durch einen Wechsel oder den Nachweis von Zapfenlöchern für einen Wechsel nachgewiesen werden, wozu jedoch weitere Bodenbretter aufgenommen werden müssten.

### *3. Die Spundwandkammer im Dachwerk des Nordflügels*

Die Sparren des Dachwerks über dem Nordflügel liegen auf den Sparren des Dachwerks im Verschneidungsbereich mit dem Ostflügel auf. Weil es sich um eine der frühesten bekannten Winkelbauten mit erhaltenem Dachwerk handelt, ist der Anschluss der beiden Dachhälften von besonderer konstruktionshistorischer Bedeutung. Zwei gut dimensionierte

## Das Rathaus in Forchheim

Balken wurden zur besseren Lastverteilung auf die Sparren des Ostflügels im Verschneidungsbereich der Dächer V-förmig aufgenagelt, auf denen die Schiftersparren des Nordflügels mit passgenauen Schifterkerben eingesetzt sind. Die schiefwinkligen Anschlüsse sind für den Zimmermann nicht einfach aufzureißen und auszuführen und setzen gute geometrische Kenntnisse voraus (Abb. 18).

Im 1. Dachgeschoss ist eine Kammer mit zwei in Spundwandtechnik errichteten Wänden eingestellt worden (Abb. 19). Während die Spundwand gegen den Ostflügel nur noch an den eingestemmten Nuten im Rähm des stehenden Stuhls nachzuweisen ist, sind Teile der Wand erhalten, die den Kammerbereich nach Süden begrenzen. Diese Wand steht genau über der südlichen Wand der Kleinen Ratsstube im 1. Obergeschoss, so dass die Kammer im Dachgeschoss dieselbe Tiefe wie die Ratsstube aufweist. Weil die östliche Abschlusswand jedoch bis zum Rähm des stehenden Stuhls im Ostflügel reicht, ist die Spundwand gegenüber der Trennwand der Kleinen zur Großen Ratsstube um gut 2,2 m nach Osten verrückt. Das Einrücken der Wand hat zur Folge, dass die Sparren des Ostdaches im Inneren der Kammer enden (vgl. Isometrie Abb. 21). Nach Westen wird die Kammer von der Giebelwand zum Magistratsbau, nach Norden durch die Dachfläche des Nordflügels abgeschlossen. Die nördliche Dachfläche wird von einer an den Westgiebel anschließenden Fenstergaube durchbrochen. Die heutige Gaube ist jedoch deutlich kleiner als die ursprüngliche etwa 5 m breite Gaube, die wie die Bohlenstube des Ostflügels vermutlich leicht zum Markt hin vorkragte. Auch hier sind die Sparren in die Kehlbalken eingezapft, so dass die ursprüngliche Breite der Gaube rekonstruiert werden kann.

Die in Resten erhaltene südliche Kammerwand besteht aus einem Schwellholz und einem Rähm sowie der hinter dem neuzeitlichen Kamin angeordneten Tür. Die Türfalze sind zur Kammerinnenseite orientiert, und an den Türständern sind Ausnehmungen für die Angeln und für den Türverschluss erhalten. Daraus kann abgeleitet werden, dass die ehemalige Tür am östlichen Türständer angeschlagen war und in die Kammer hinein aufschlug (Abb. 20). Die ca. 85 cm hohe und gut



1 m breite Fläche zwischen dem Sturzriegel der Tür und dem Rähm wird von einer in Spundtechnik ausgeführten Bretterwand geschlossen. Die etwa 3 cm starken Bretter sind mit einer Überlappung von 2,5 bis 3 cm in eine ca. 7 cm breite Nut eingestellt. Dort werden sie mit verkeilten Klötzchen in ihrer Position gehalten. An den Längsseiten der Bretter sind 35 cm lange Fasen angehobelt, die mit etwa 25 cm Abstand vor dem Rähm bzw. dem Sturzholz auslaufen. Die Fasen sind sowohl an den zur Kammer als auch an den in den Vorraum weisenden Brettkanten angebracht. Die Spundwand reichte ursprünglich bis an den Westgiebel. Von dieser Wand sind noch das Schwellholz und das Rähm erhalten. Die wandschließenden Spundbretter wurden entfernt. Am westlichen Türständer ist etwa mittig ein Zapfenloch erhalten, das auf die ursprüngliche horizontale Teilung der Spundwand durch einen Riegel verweist. Zur Schließung der Gefache waren daher nur etwa 1,4 m lange Bretter nötig. An dem Schwellholz und an der Unterseite des Rähms wurden der jeweiligen Brettbreite angepasste, zwischen 25 und 35 cm lange und gegeneinander versetzte Nuten eingestemmt. Je Gefach wurden 17 Spundbretter benötigt. Dieser Wandaufbau ist auch für die östliche Spundwand anzunehmen. An der Unterseite des Stuhlrahms sind ebenfalls versetzte, zwischen 25 und 35 cm lange Nuten erhalten. Für diese Wand ist ein horizontaler Riegel zwar nicht nachgewiesen, er wurde aber in Analogie zur südlichen Spundwand in der Rekonstruktion übernommen (Abb. 21). Die Spundkammer war nicht mit einer Decke geschlossen. Konstruktiv wäre nur eine einfache Bohlen- oder Bretterdecke möglich, die auf die Kehlbalken aufgenagelt gewesen wäre. An der Oberseite der Kehlbalken ließen sich jedoch keine Nagelspuren nachweisen, so dass von einer zum Dachraum hin offenen Kammer ausgegangen werden kann. An den in die Kammer hineinreichenden Sparren sind Bohrlöcher für Dübel oder Dollen in zwei horizontalen Reihen angebracht, die vielleicht als Verankerung von Regalböden oder als überstehende Dollennägel zur Aufhängung dienten. Eine Heizquelle konnte nicht nachgewiesen werden und wäre auch nicht sinnvoll, weil die Kammer keinen Deckenabschluss aufwies. Die Abtrennung mit vergleichsweise aufwendig hergestellten Bretten und die Verschließbarkeit der Kammer lassen jedoch auf eine besondere Funktion als Lagerraum schließen. Vielleicht waren hier die Armbrüste und

Waffen eingestellt, die jeder Bürger von Forchheim zur Verteidigung der Stadt nachzuweisen hatte.<sup>23</sup> Nicht geklärt ist die Entstehungszeit der Kammer. Die dendrochronologische Datierung der Türständer war bisher wegen der geringen Jahrringanzahl nicht möglich. Die Spundwandtechnik ist bei Stuben eher ein Phänomen des späten 15. und des 16. Jahrhunderts. Auch die unregelmäßig eingehackten Nuten in den bauzeitlichen Stuhlrahmen sprechen für eine nachträgliche Anbringung, so dass bei vorsichtiger Einschätzung die Kammerwände zwischen 1450 und 1550 zu datieren wären. Die Einbindung der Gaube in das ursprüngliche Gefüge ist dagegen sicher ein Bestandteil des Dachwerks aus der Zeit um 1401/02. Abschließend ist noch eine Überlegung zu diskutieren, die einen Hinweis auf die Datierung der Kleinen Ratsstube enthält. Der Zugang zur Spundkammerstube wird durch den Kamin behindert. Es wurde schon aufgezeigt, dass der Standort für den ehemaligen Kachelofen der Kleinen Ratsstube nur an der Stelle des heutigen Kamins anzunehmen ist. Wäre die Kleine Ratsstube als Bohlenstube schon nach 1401/02 eingerichtet worden, hätte man den Zugang der später hinzukommenden Spundkammer ungünstig hinter dem Kamin angeordnet. Wenn man berücksichtigt, dass der Vorgängerschlot wie üblich größer und dazu noch schräg verzogen war, wäre die Erschließung an dieser Stelle noch weniger wahrscheinlich. Vielmehr deutet die Lage der Spundkammertür darauf hin, dass zum Zeitpunkt der Einrichtung der Spundkammer noch kein Kamin und damit auch keine Kleine Ratsstube vorhanden war.

#### *4. Erschließung und Grundriss, Lage und Bedeutung*

Die Lage und Ausführung von Treppen in oder an Rathäusern ist nicht nur eine Frage der Nutzung, sondern eng mit der städtischen Repräsentation und als Ort von Amtshandlungen verknüpft. Die Treppe ist daher häufig an der repräsentativen Seite zum Markt als Freitreppe angelegt. Beispiele für solche dem Markt zugewandten Freitreppen sind am Rathaus von Karlstadt von 1422 oder am Rathaus in Dettelbach von 1484 erhalten. Zugleich wird durch die Außentreppe das Erdgeschoss mit den

<sup>23</sup> Freundlicher Hinweis vom Archivar Rainer Kestler.

Verkaufsflächen von den stadtbürgerlichen Funktionsräumen klar getrennt. Die Binnenerschließung des Würzburger Rathauses aus dem frühen 14. Jahrhundert oder dem Frankfurter Römer aus dem frühen 15. Jahrhundert ist dagegen durch die Umnutzung älterer Bürgerhäuser entstanden und damit eine Konsequenz aus der komplexen Bau- und Umbaugeschichte. Im Allgemeinen ist die repräsentative Innentreppe eine jüngere Entwicklung, die andere Grundrisskonzepte und auch Nutzungen bedingt. Das von Elias Holl unter Anregung von venezianischen Villengrundrissen um 1620 fertiggestellte Augsburgs Rathaus ist dafür sicher das prominenteste Beispiel. Eine nicht zum Markt oder zur Straße orientierte Erschließung weist das 1322-40 als Saalgeschossbau angelegte Nürnberger Rathaus auf. Es wurde auf den Grundmauern eines ehemaligen Brothauses errichtet. Im Erdgeschoss waren 25 Läden eingerichtet, der repräsentative Saal im 1. Obergeschoss nahm die gesamte Grundfläche ein. Er wurde auf seiner zum Hof orientierten Längsseite durch eine Treppe erschlossen. Das 1. Obergeschoss des Forchheimer Rathauses muss ebenfalls mit einer Freitreppe erschlossen worden sein, die – wie das Nürnberger Beispiel – nicht zur Hauptstraße und dem Markt, sondern an der Hofseite zur Martinskirche angeordnet war. Der Südgiebel wie auch der Westgiebel scheiden als Ort für eine Treppenanlage wegen mangelnder Befunde aus. So kommt als wahrscheinlichster Standort nur der hofseitige Abschnitt des Ostflügels in Frage, an den im ausgehenden 17. Jahrhundert die Spindeltrappe angelegt wurde. Ein Befund aus dem Dachwerk stützt diese Annahme. Die Abbildung 22 zeigt Deckenbalkenstümpfe, die weit über die ehemalige westliche Außenwand des Ostflügels hinausgezogen sind und keinen üblichen Dachüberstand bilden. Die Balkenenden sind nachträglich abgeschnitten, so dass ein noch weiteres Auskragen der Balken anzunehmen ist.<sup>24</sup> Die vorkragenden Balken könnten Bestandteil eines

<sup>24</sup> Allerdings ist nur noch ein Balken aus der Bauzeit erhalten, die übrigen wurden im 19. Jahrhundert eingebracht. Dieser Befund ist irritierend, denn warum werden Reparaturhölzer eingefügt, die länger als konstruktiv nötig sind? Eine mögliche Erklärung ergibt sich aus den Versottungsspuren, die an der gemauerten Rückwand erhalten sind und auf eine Räucherammer schließen lassen, die auf die vorkragenden Balken aufgesetzt wurde. Der Rauch wurde in den Kamin eingeleitet, der vermutlich um 1904 mit dem Einbau eines

## Das Rathaus in Forchheim

Vordaches gewesen sein, mit dem die Treppe überdacht war. Über die Außentreppe wurde vermutlich nur das 1. Obergeschoss erschlossen. Es lassen sich keine Befunde für eine in den Dachraum weiterführende Treppe nachweisen. Nicht minder wesentlich ist die Frage nach dem Zweck der aufwendigen Bohlenstube im Dach. Sollte sie zugleich auch der ursprüngliche Versammlungsraum des Rates gewesen und die heutige Kleine Ratsstube im 1. Obergeschoss des Nordflügels erst später eingerichtet worden sein? Diese Überlegung ist naheliegend, zumal bisher keine eindeutigen Belege für eine Stube aus der Erbauungszeit im Nordflügel aufgezeigt werden konnten.

Ob die vermutlich in Holzbauweise ausgeführte erste Außentreppe auch zu Repräsentationszwecken gedient hat, bleibt wegen mangelnder Bild- und Schriftquellen spekulativ. Sicher ist jedoch, dass die städtebauliche Situation um 1400 nicht der heutigen beengten Hoflage entsprochen hat, die sich erst durch den späteren Anbau des Registraturgebäudes im Süden und des Magistratsbaus im Norden ergab. An dieser Stelle soll noch einmal auf die besondere Grundrissanlage mit den beiden nur an der Hofseite etwa gleich langen, im stumpfen Winkel schneidenden Flügelbauten hingewiesen werden. Die Anlage eines kleineren, dann meist in einem rechten Winkel an den Hauptflügel anschließenden Annexbaus ist durchaus geläufig. Beispiele dafür sind das in der Mitte des 14. Jahrhunderts errichtete Rathaus von Amberg oder das 1456-64 fertiggestellte Rathaus von Sulzbach.<sup>25</sup> Die stumpfwinklige Verschneidung der Flügel des Forchheimer Rathauses ist im Vergleich zu den anderen Rathäusern der Zeit singulär, aber in seiner ursprünglichen Form eine sehr konsequente Anlage, die nicht nur die Grenzlage zwischen dem kirchlichen und dem bürgerlichen, zum Markt orientierten Bezirk markiert, sondern auch die Verbundenheit zum Kanonikerstift und zur Pfarrkirche St. Martin auf der anderen Seite dokumentiert. Auf

neuen Kachelofens im Großen Ratssaal angelegt wurde. Der Kamin ist mittlerweile abgetragen, aber die Einmündung des Ofenrohrs aus dem Saal ist in den Mauerresten zwischen den Sparren erhalten.

<sup>25</sup> Die Datierungen sind entnommen aus Stephan Albrecht, *Mittelalterliche Rathäuser in Deutschland*, Darmstadt 2004, S. 210 und 213.

die engen Bindungen von Rat und Stift hat Andreas Jakob hingewiesen. So war der Rat der Stadt zum Beispiel an der Verwaltung der Stiftsschule und der Bürgermeister bei Jahrtags-, Mess- und anderen Stiftungen als Kontrollinstanz des Stiftes beteiligt. Die Kollegiatstiftsherren prüften die städtischen Stiftungen der Seel-, Siechen- und Armenhäuser und des St. Katharinenstifts.<sup>26</sup> Schließlich wurden die Steine für den Turm von St. Martin und das Erdgeschoss des Rathauses von denselben Steinmetzen hergestellt, und der Türmer war ein städtischer Angestellter.<sup>27</sup> Aus dieser Sicht sind Stift und Stadt weniger durch Konflikt- und Konkurrenzsituationen geprägt als durch wechselseitige Abhängigkeiten. Diese Ausgangslage könnte sich auch in der städtebaulichen Anlage des Rathauses widerspiegeln.

Auf der anderen Seite steht die Abhängigkeit der Stadt von ihrem Stadtherm, dem Bamberger Bischof. Nach einer wechselvollen Geschichte, zunächst als karolingischer Königshof mit einer durchaus prominenten Bedeutung im frühen Mittelalter, konnte Forchheim durch die Bistumsgründung Bamberg 1007 durch Heinrich II. einerseits und die Bevorzugung Nürnbergs unter den Saliern andererseits nicht mehr mit der Entwicklung dieser Städte Schritt halten. Dies gilt insbesondere im Vergleich zu Nürnberg mit der Ausbildung einer selbstbestimmten Bürgerschaft, die sich nicht mit den territorialen Interessen des Bischofs und seines Amtmanns abstimmen musste. Die stadtbürgerliche Freiheit setzt eine auf Gewerbe und Handel ausgerichtete Bürgerschaft voraus. Die einsetzende wirtschaftliche Entwicklung und städtebauliche Umgestaltung Forchheims können ab dem späten 13. Jahrhundert durch die von der Archäologie gewonnenen Erkenntnisse belegt werden. Ein erstes Indiz dafür ist die Aufgabe des älteren Friedhofs, der ursprünglich im Zwickel von Sattlertorstraße und Hauptstraße angelegt war. Die Bestattungen wurden etwa in der Mitte des 13. Jahr-

<sup>26</sup> Andreas Jakob, Königskirche und Kollegiatstift. Aus der tausendjährigen Geschichte von St. Martin in Forchheim, in: Ammon, wie Anm. 1, S. 115-136, hier S.119.

<sup>27</sup> Klaus Rupprecht, Forchheim – Zentrum von Verwaltung und Gerichtsbarkeit im Hochstift Bamberg, in: Ammon, wie Anm. 1, S. 193-210, hier S. 206.

## Das Rathaus in Forchheim

hunderts aufgegeben und die freie Fläche als Stapelplatz für vorverhütetes Eisen und für die Knochenverarbeitung genutzt.<sup>28</sup>

Durch diesen Prozess wurde erst die städtebauliche Voraussetzung für den Standort des späteren Kaufhauses bzw. Rathauses geschaffen. Mit den ersten fixierten Rechtsetzungen und mit dem Bau der Stadtmauer im frühen 14. Jahrhundert wurde sicher ein gewisser Grad bürgerlicher Autonomie erreicht. Eine eindeutige Privilegierung und Fixierung der Stadtrechtserhebung ist jedoch nicht erfolgt. 1356 werden zum ersten Mal vier Bürgermeister als Leitungsgremium genannt.<sup>29</sup> Zu diesem Zeitpunkt muss es daher auch einen Ort gegeben haben, an dem der Rat zusammentrat, wo das Siegel und die Schriftstücke aufbewahrt wurden. Über die Lage dieses ersten Rathauses ist nichts bekannt, vermutlich wurde dazu ein Bürgerhaus genutzt. Der planmäßige Ausbau Forchheims ab der Mitte des 14. Jahrhunderts beginnt mit der Einrichtung des Kanonikerstiftes 1354. Das Forchheimer Kanonikerstift war nach dem Domkapitel das ranghöchste weltliche Stift des Bistums und unterstand der bischöflichen Aufsicht.<sup>30</sup> Zugleich wurde damit die Stellung des Bischofs in der Stadt erheblich gestärkt. Nachdem Bischof Lamprecht von Brunn 1377 ein Grundstück in nordwestlicher Randlage am Sattlertor erworben hatte, um darauf die bischöfliche Burg zu errichten, wurde hierher der Amtssitz des Schultheißen verlegt, der vorher in Reuth seinen Sitz hatte.<sup>31</sup> Diese Maßnahmen zeigen, welche Bedeutung Forchheim für das Bamberger Bistum durch seine Grenzlage nach Nürnberg hatte. Zugleich musste es im Interesse des Bischofs liegen, die Wehrhaftigkeit der Bürger für seine territorialen Ansprüche zu nutzen, ohne ihnen eine zu weitreichende Autonomie zuzugestehen. Hier könnte der Neubau des Rathauses, das in seinen Dimensionen durchaus mit Rathäusern der Freien Reichstädte verglichen werden kann, vor allem in der Funktion als Kauf- und Lagerhaus und damit als

<sup>28</sup> Ericsson 2004, wie Anm. 1, S. 26.

<sup>29</sup> Rupprecht 2004, wie Anm. 27, S. 206.

<sup>30</sup> Jakob 2004, wie Anm. 26, S. 118.

<sup>31</sup> Rupprecht 2004, wie Anm. 27, S. 197.

Stärkung der wirtschaftlichen Kraft des Bürgertums verstanden werden. Das Betonen des stadtbürgerlichen Regiments, dass sich in einer deutlichen Funktionsaufteilung mit Großer und Kleiner Ratsstube mit repräsentativer Ausgestaltung dokumentieren würde, mag daher beim Gründungsbau zunächst nicht im Vordergrund gestanden und in letzter Konsequenz zu der ungewöhnlichen Anlage einer Stube, vielleicht der ersten Ratsstube, im Dach geführt haben. Dafür spricht unter anderem auch, dass schon nach 50 Jahren das Kaufhaus-Rathaus mit der Registratur erweitert wird. Erst jetzt ist ein gewölbter Raum vorhanden, in dem wertvolle Dokumente „feuersicher“ aufbewahrt werden konnten. Über die sonstige Funktion der Räume im Obergeschoss der Registratur wissen wir nichts. Der Anbau der Registratur kann aber als Beleg für die sich ausweitende städtische Administration gewertet werden. Offensichtlich war diese Erweiterung nötig, weil das erste Nutzungskonzept unzureichend war und sich die Funktion vom Kauf- und Lagerhaus zum Rathaus schrittweise verschob. Aus dieser Perspektive liegt die Bedeutung des Rathauses in Forchheim nicht nur in der ungewöhnlichen Anlage des Grundrisses und der Tatsache, dass hier das älteste Rathausdach in Franken erhalten ist, sondern in der Ablesbarkeit von stadtpolitischen Veränderungen in der sich wandelnden Funktionszuschreibung und Nutzung der Räume.

## Das Rathaus in Forchheim



Abb. 1: Ausschnitt Stadtgrundriss Forchheim

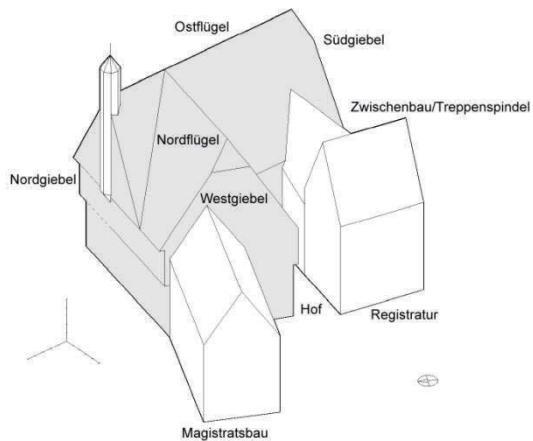


Abb. 2: Baugruppenbezeichnungen des Rathauses. Grau angelegt der erste Flügelbau von 1401/2, weiß die später angefügten Gebäude



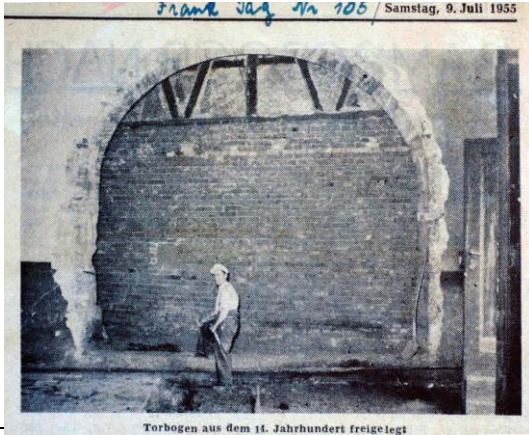


Abb. 3: Blick vom Ostflügel in den Nordflügel, der durch einen großen Bogen an den Ostflügel angebunden war.



Abb. 4: Ansicht Ostflügel auf die Süd-Ost-Ecke mit der Ostfassade zur Hauptstraße und dem nicht vorkragenden Südgiebel

## Das Rathaus in Forchheim



Abb. 5: Blick vom Markt auf die Nordfassade des Ostflügels mit dem Nordgiebel und dem kurzen Nordflügel



Abb. 6: Ostfassade, Steinmetzzeichen



Abb. 7: Nordfassade. Neben dem originalen Portal sind links (östlich) und rechts (westlich) auffällig breite Fenster zu erkennen. Die Gewände sind original und bei der Verbreiterung zum Teil versetzt. Die ursprüngliche Breite des rechten Fensters zeigt die Fotomontage nach der Wegnahme des Kielbogensteins.

## Das Rathaus in Forchheim



Abb. 8: Rathaus Forchheim.  
Ausschnitt Aquarell Michael  
Kotz von 1890



Abb. 9: Südfassade. Nachträglich  
eingebrochenes Südportal



Abb. 10: Nordgiebel, Fachwerkfeld ohne Kopf- und Fußbänder

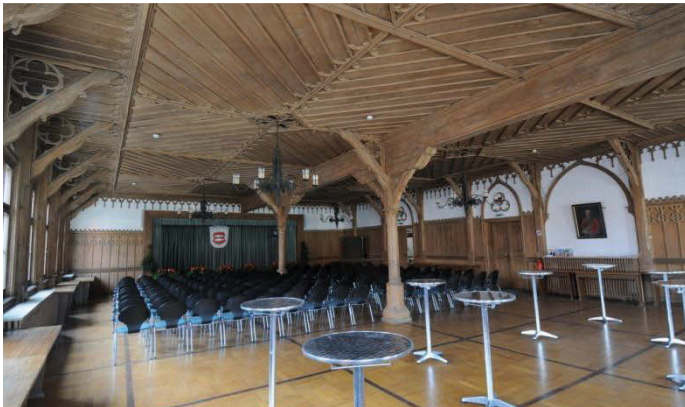


Abb. 11: Blick in den Großen Ratssaal, der zwischen 1865-67 in neugotischen Formen erneuert wurde. Im Hintergrund die nach 1950 eingerrichtete Bühne

## Das Rathaus in Forchheim



Abb. 12: Kleiner Ratssaal nach den Umbauten zwischen 1959 und 1985 mit dem 1636 von Georg Römer d. Ä. hergestellten Portal

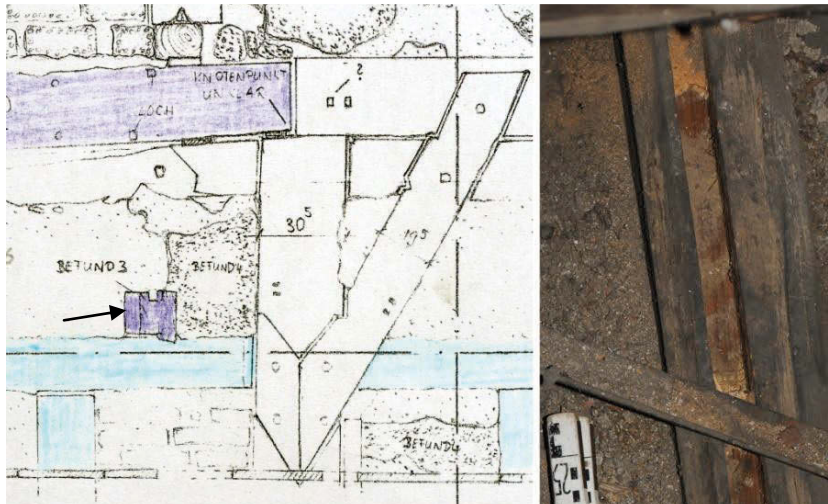


Abb. 13: Detail Aufmaß Westgiebel Nordflügel. Nachträglich in das Fachwerk von 1401/02 eingestellte Tragkonstruktion mit zweitverwendeten Deckenbalken (Pfeil und Foto rechts) für die Decke der Kleinen Ratsstube

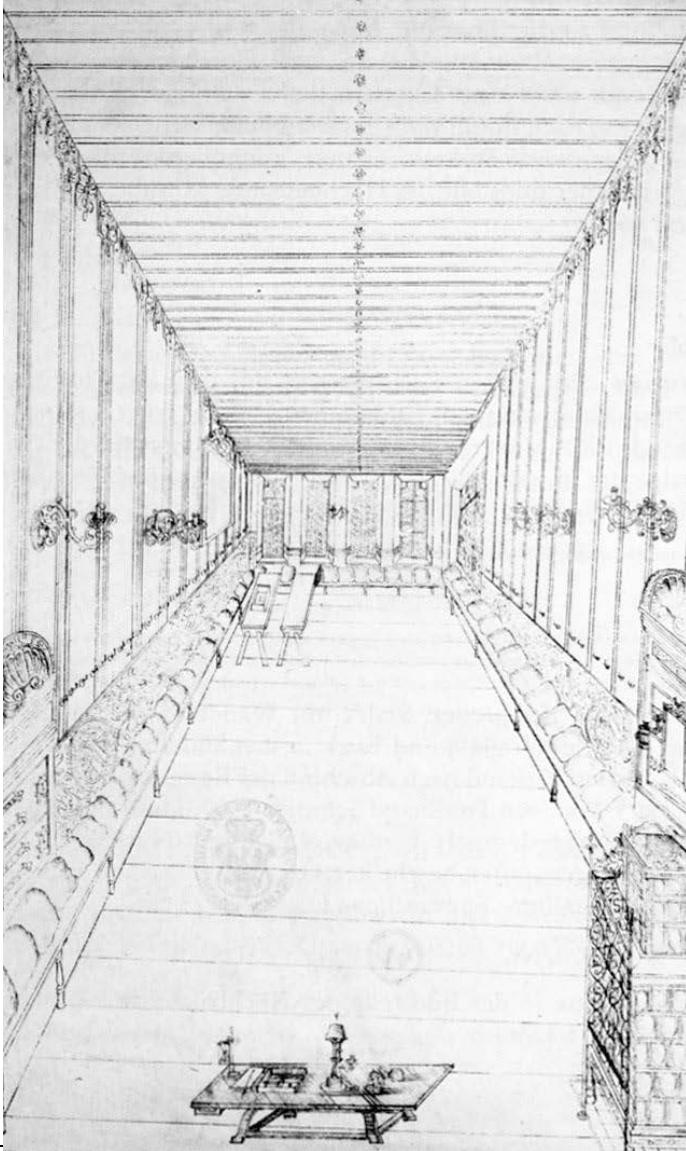


Abb. 14: Kleine Ratsstube des Nürnberger Rathauses von 1515

## Das Rathaus in Forchheim



Abb. 15: Blick in das 2. Dachgeschoss mit doppelt stehendem Stuhl

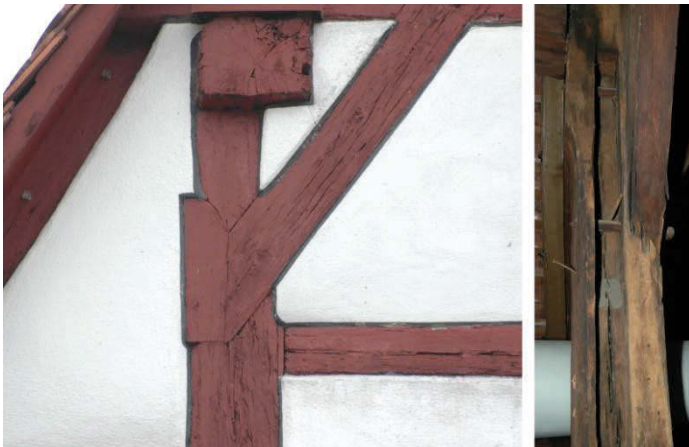


Abb. 16: Am Giebelständer ist das Kopfband entfernt worden, das ursprünglich nach links über die Dachschräge hinausreichte. Rechts Stuhlständer mit Nut für die Aufnahme der Bohlen



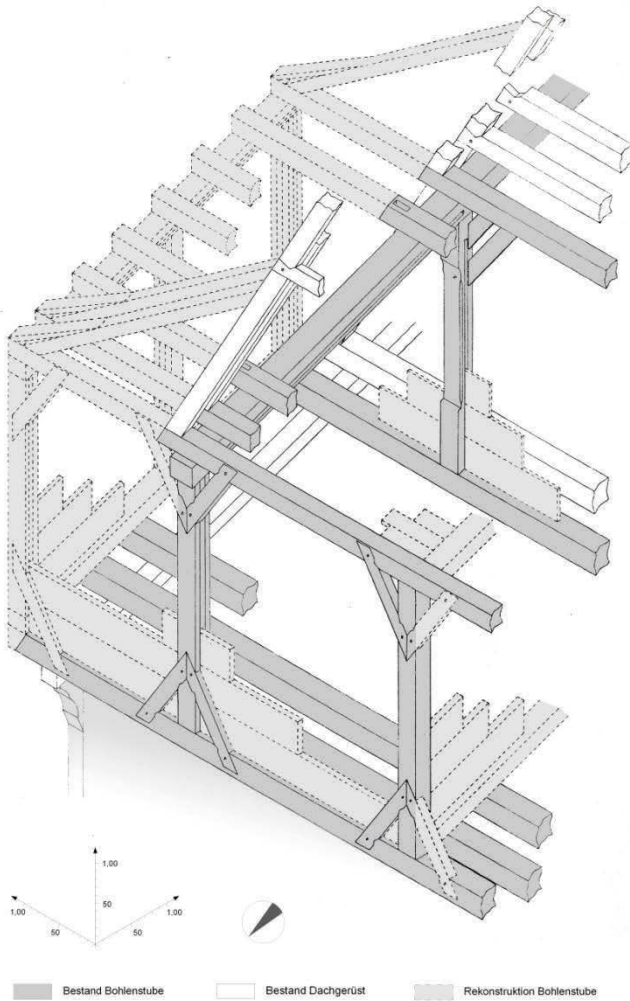


Abb. 17: Rekonstruktion der Bohlenstube. Die erhaltenen Bauteile der Bohlenstube dunkelgrau, die originalen Bauteile des Daches mit den eingezapften Sparren weiß und die rekonstruierten Hölzer und Bohlen hellgrau eingefärbt

## Das Rathaus in Forchheim



Abb. 18: Anschluss des Dachwerks über dem Nordflügel an das Dachwerk über dem Ostflügel. V-förmiges Begrenzungsholz, auf das mit Schifterschnitten die Gratsparren aufgesetzt sind.

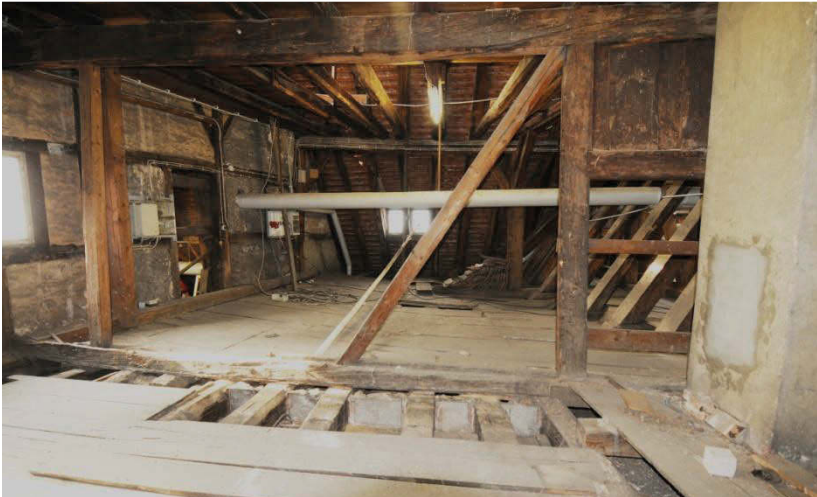


Abb. 19: Nordflügel, 1. Dachgeschoss, Blick nach Norden auf die Relikte der südlichen Spundwand

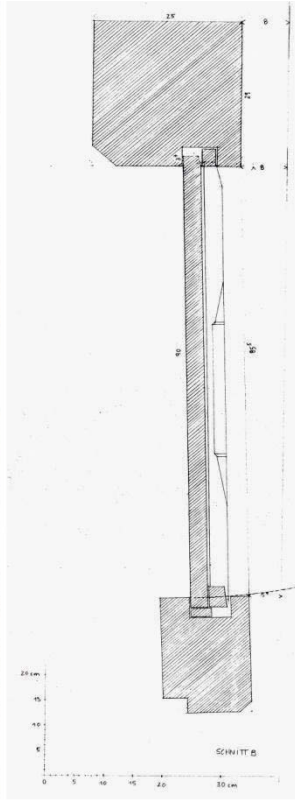


Abb. 20: Nordflügel Spundwand, Rückansicht

## Das Rathaus in Forchheim

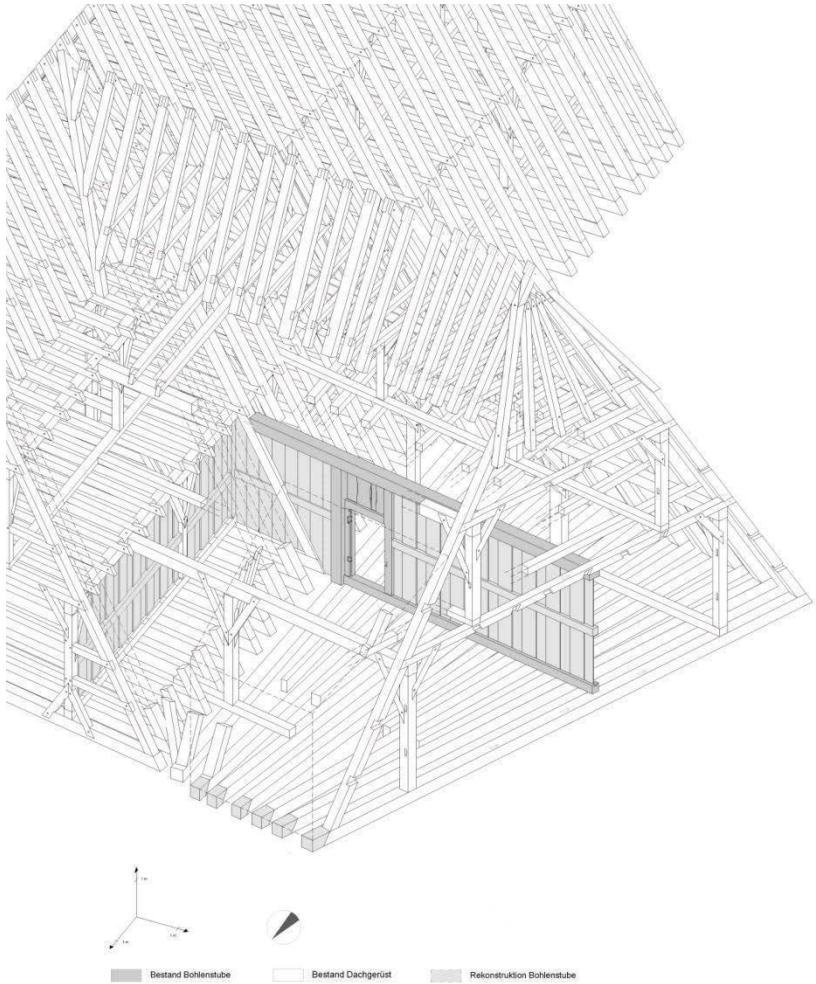


Abb. 21: Rekonstruktion Spundwandstube. Die erhaltenen Bauteile der Spundwände sind dunkel, die rekonstruierten Bauteile hellgrau eingefärbt



Abb. 22: Blick vom Dachwerk über der Treppenspindel gegen die westliche Traufe des Ostflügels mit ungewöhnlich weit vorkragenden Deckenbalken. Abmauerung mit Ziegelsteinen spätes 19. oder frühes 20. Jahrhundert. Rechts oben Ofenrohrdurchbruch für Kachelofen der Großen Ratsstube

STEFAN BREITLING

## **Überlegungen zu Nutzung und Baugestalt fränkischer Schlösser der frühen Neuzeit**

### **1 Burgen- und Schlossbau im 16. Jahrhundert**

In der Entwicklung der mitteleuropäischen Burgen und Schlösser stellt das 16. Jahrhundert eine wichtige Phase dar, in der die Baugestalt der meisten Anlagen oft bis heute entscheidend geprägt wurde.<sup>1</sup> Die sich verändernde Militärtechnik, die politischen und wirtschaftlichen Neuerungen und die veränderten Wohn- und Repräsentationsbedürfnisse erforderten neue Organisations- und Bauformen. Kulturhistorisch interessant sind die Schlösser dieses Jahrhunderts, weil sich bewahrende und bewährte Traditionslinien mit neuen Ansprüchen, mit rationaler Planung und an der Antike orientiertem Gedankengut überschneiden. Eine Vielzahl unterschiedlicher Faktoren führte zur Überprägung und Umwandlung des bestehenden Typus der mittelalterlichen Adelssitze. Vor allem aber sind es die Bedeutung und die Funktion, die maßgeblich die Gestalt und Grundrissdisposition der einzelnen Anlagen bestimmten.<sup>2</sup>

Am Baubestand lassen sich Reflexe auf die allgemeinen Entwicklungstendenzen aufzeigen, die zur Beschreibung der Bau- und Wohnkultur und zur Beantwortung kulturhistorischer Fragestellungen beitragen.

<sup>1</sup> Von der Burg zur Residenz, hg. von der Deutschen Burgenvereinigung, Braubach 2009. Vgl. außerdem Uwe Albrecht, Von der Burg zum Schloss. Französische Schlossbaukunst im Spätmittelalter, Worms 1986 und Thomas Biller, Georg Ulrich Großmann, Burg und Schloss. Der Adelssitz im deutschsprachigen Raum. Regensburg 2002.

<sup>2</sup> Grundlegend zum Schlossbau des 16. Jahrhunderts ist Stephan Hoppe, Die funktionale und räumliche Struktur des frühen Schlossbaus in Mitteldeutschland. Untersucht an Beispielen landesherrlicher Bauten der Zeit zwischen 1470 und 1570, Köln 1996.

Wie sind die Überprägungs- und Umwandlungsprozesse im Einzelnen abgelaufen? Wie wurden die neuen Nutzungsanforderungen auf den älteren Burgplätzen umgesetzt? Welche Phänomene sind allgemein für den mitteleuropäischen Adelsitz typisch und welche sind auf individuelle Bedingungen zurückzuführen? An typischen Bauteilen und deren Variationen auf fränkischen Schlössern des 16. Jahrhunderts lassen sich die Absichten und die Einstellung der Bauherren zu ihren Häusern ablesen. Die Bautätigkeit auf den Adelsitzen unterstreicht die Bedeutung der Kernbauten als Herrschaftsmittelpunkte<sup>3</sup> und zeigt, dass die Adligen ständig bemüht waren, ihre Häuser den jeweils neuen Ansprüchen an Repräsentation und Wohnkomfort anzupassen. Nach wie vor spielte die Wehrhaftigkeit eine große Rolle.<sup>4</sup> Neben der Militärtechnik ist es vor allem die systematische Planung der Wohnfunktionen, die am stärksten den Wandel zur neuzeitlichen Adelskultur deutlich werden lässt.<sup>5</sup>

Beispielhaft werden im Folgenden Baudetails von Burgen und Schlössern in Franken und Thüringen herangezogen, an denen in den letzten Jahren unter Beteiligung des Fachgebietes Bauforschung und Baugeschichte der Otto-Friedrich-Universität Bamberg Bauforschung stattfand

<sup>3</sup> Burg und Herrschaft. Ausstellung des Deutschen Historischen Museums Berlin, hg. von Rainer Atzbach, Sven Lüken und Hans Ottomeyer, Dresden 2010. – Zur Funktion der Burg als Herrschaftsmittelpunkt außerdem grundlegend: Malte Bischoff, Horst Wolfgang Böhme, Dieter Kerber, Werner Meyer, Gerhard Streich und Joachim Zeune, Die Funktion der Burg, in: Burgen in Mitteleuropa, hg. von der Deutschen Burgenvereinigung, Bd. 2, Stuttgart 1999, S. 42-109.

<sup>4</sup> Die Auswirkungen der historischen Rahmensituation auf die fränkischen Burgen wurden vor allem von Joachim Zeune in Bezug auf die Befestigungen zur Zeit der Hussitenkriege untersucht (z. B. Joachim Zeune, Frühe Artilleriebefestigungen der Zeit um 1420/30 in Bayern, in: Die Burg im 15. Jahrhundert, hg. von der Deutschen Burgenvereinigung, Braubach 2011). – Die spätere Entwicklung der Schlösser stellt Volker Rößner dar (Volker Rößner, Schlossbau des 18. Jahrhunderts im Ritterkanton Baunach, Neustadt/Aisch 2000). Auf Bauuntersuchungen gestützte Darstellungen zur Repräsentationskultur der fränkischen Adligen im 16. und 17. Jahrhundert fehlen bisher.

<sup>5</sup> Darüber hinaus soll damit ausdrücklich auf den Wert auch unscheinbarer Baubefunde hingewiesen werden, die bei Denkmalbewertungen und Sanierungen selten in ihrer Bedeutung erkannt werden und die dementsprechend gefährdet sind.

## Überlegungen zu Nutzung und Baugestalt fränkischer Schlösser

und an denen sich dadurch viele signifikante Details eindeutig datieren und zuordnen lassen.<sup>6</sup>

### **2 Repräsentationsfunktion und Bautätigkeit**

Die Burgenlandschaft Franken ist gekennzeichnet durch die für Mitteleuropa so typische Überlagerung unterschiedlichster Besitz- und Machtverhältnisse und eine sehr kleinteilige Struktur.<sup>7</sup> Eine Besonderheit, die zu einem reichen Bestand an kleineren Adelsitzen geführt hat und die das Erscheinungsbild Frankens bis heute prägt, sind die Ritterkantone, die ihren Ursprung in mehrfach erneuerten Privilegien durch die Kaiser des Heiligen Römischen Reiches hatten. Für die Baugeschichte ist dies eine besonders interessante Situation, weil auf engem Raum und unter ähnlichen kulturräumlichen Bedingungen sehr unterschiedliche Voraussetzungen bei den einzelnen Bauherren herrschten. Insofern eignet

<sup>6</sup> Das Institut für Archäologie, Denkmalkunde und Kunstgeschichte an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg fühlt sich der Burgenforschung und der weiteren vergleichenden Beschreibung und Würdigung der Baukultur des mitteleuropäischen Adels im Mittelalter und in der frühen Neuzeit in besonderer Weise verpflichtet. Durch die freundliche Unterstützung der Burgenforscher in Franken konnte ich seit 2006 meine Erfahrungen aus Brandenburg an Burgen und Schlössern auch in Franken und Thüringen einsetzen. Besonders Georg Ulrich Großmann hat mir mit dem Angebot, für die Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten die sanierungsvorbereitende Bauforschung auf der Heldburg, die zum Deutschen Burgenmuseum ausgebaut wird, durchzuführen, einen wunderbaren Einstieg in das Thema ermöglicht. Manfred Schuller verdanke ich zwei aufschlussreiche Bauaufnahme-Kampagnen in Schloss Wetzhausen. Volker Rößner und Bernd Marr haben mich über ihre spannenden und richtungweisenden Forschungen auf Schloss Frankenberg auf dem Laufenden gehalten. Gedankt sei an dieser Stelle vor allem auch meinen Mitarbeitern Thomas Eißing, Jürgen Giese, Peter Dresen, Claudia Auerswald, Philip Jansen und Jan Fuhrmann, die für die Durchführung der Projekte sorgten und denen ich viele wertvolle Anregungen verdanke. Viele der Zeichnungen und Einzelbeobachtungen sind im Rahmen von studentischen Bauforschungsübungen oder von Abschlussarbeiten im Masterstudiengang Denkmalpflege – Heritage Conservation der Uni Bamberg gemacht worden. Den engagierten Studenten, namentlich Jan Fuhrmann, Andreas Priesters und Eva Maria Micksch gebührt Dank und Anerkennung für ihre Arbeit.

<sup>7</sup> Bayerischer Geschichtsatlas, hg. von Max Spindler und Gertrud Diepolder, München 1969.



sich der Bestand besonders gut, um das Verhältnis von übergreifenden Entwicklungen und individueller Reaktion zu beleuchten.<sup>8</sup>

Burgen und Schlösser waren zuallererst Herrschaftsmittelpunkte. Ihre Kernbauten sind oft weithin sichtbarer Machtanspruch über das umgebende Land.<sup>9</sup> Je nachdem, welche Rolle ein Adliger im politischen Gesamtgefüge spielte, konnten an seine Burgen und Schlösser aber durchaus auch unterschiedliche Anforderungen bestehen. Spezialisierungen in der überregionalen Funktion betrafen vor allem die Burganlagen der erstarkenden Landesherrschaften, insbesondere der Hohenzollern, aber auch der Bischöfe von Würzburg und Bamberg und anderer. Der Ausbau der Plassenburg 1528-1553 oder der Cadolzburg und die Errichtung der Festungsanlagen der Wülzburg 1588 oder der Marienfeste in Würzburg sind die bekannten Beispiele.<sup>10</sup>

Eine besondere Gruppe bilden die Sitze der Reichsritter. Die fränkische Reichsritterschaft formierte sich ab 1495, als der sogenannte „gemeine Pfennig“ als Reichssteuer auf dem Reichstag von Worms eingeführt wurde.<sup>11</sup> Um dieser Steuerforderung wirksam entgegenzutreten, organisierten sich die Ritter, die bisher als Gegenleistung für Kriegsdienste das Privileg der Steuerfreiheit genossen hatten. Nach einem Waffenstillstand mit den Türken ab 1533 erneuerte der Kaiser 1542 seine Forderungen um Hilfszahlungen an die reichsunmittelbaren Ritter, deren

<sup>8</sup> Zum Stand der Burgenforschung in Franken vgl. den Beitrag von Georg Ulrich Großmann in diesem Band. – Einen katalogartigen Überblick über fränkische Burgen und Schlösser gibt Ursula Pfistermeister, *Wehrhaftes Franken*, 3 Bde., Nürnberg 2000-2002. – Daniel Burger und Birgit Friedel, *Burgen und Schlösser in Mittelfranken, Cadolzburg 2003* gehen auf kulturhistorische Besonderheiten der einzelnen Anlagen ein.

<sup>9</sup> Vgl. Stefan Breitling, *Burgenlandschaften als Kulturlandschaften*, in: *Historische Kulturlandschaft und Denkmalpflege. Definition, Abgrenzung, Bewertung, Elemente. Jahrestagung 2009 in Bamberg*, hg. von Birgit Franz und Achim Hubel, Bamberg 2010, S. 148-157.

<sup>10</sup> Zur Baupolitik der Hohenzollern und zum Festungsbau in Franken vgl. Daniel Burger, *Die Cadolzburg. Dynastenburg der Hohenzollern und markgräflicher Amtssitz*, Nürnberg 2005 und Daniel Burger, *Festungen in Bayern*, Regensburg 2008.

<sup>11</sup> Grundlegend hierzu Cord Ulrichs, *Vom Lehnhof zur Reichsritterschaft. Strukturen des fränkischen Niederadels am Übergang vom späten Mittelalter zur frühen Neuzeit*, Stuttgart 1997, S. 175-194.

## Überlegungen zu Nutzung und Baugestalt fränkischer Schlösser

Besitzstand in der Folge durch besondere kaiserliche Privilegien geschützt wurde.<sup>12</sup> Nach einer unruhigen Zeit mit den Bauernkriegen 1525, dem Schmalkaldischen Krieg 1546/47 und den Markgräfler Krieg 1552/54 wurden durch die Kaiser Ferdinand I. (1556-1564) und Maximilian II. (1564-1576) Rechte mehrfach garantiert und gestärkt. Die Auswirkungen dieser historischen Situation lassen sich an der vermehrten Bautätigkeit auf den Adelssitzen, aber auch an dem Anspruch, mit dem die „Kleinst-Residenzen“ im 16. Jahrhundert ausgestattet wurden, ablesen.

Einen groben Überblick über das Bauschaffen auf den fränkischen Adelssitzen bietet die Zusammenstellung der zumeist inschriftlich oder durch Quellen datierten Anlagen.<sup>13</sup> Der Dehio Franken von 1999 verzeichnet für das 16. Jahrhundert rund 360 Baumaßnahmen an fränkischen Schlössern. Damit ist sicherlich nur ein Bruchteil der tatsächlichen Tätigkeiten erfasst. Von diesen 360 Baumaßnahmen fanden 40 an fürstbischöflichen und markgräflichen, also landesherrlichen Objekten statt. Etwa 20 Bauten im Nürnberger Umland wurden durch die Nürnberger Patrizier errichtet. Es bleiben also ca. 300 Objekte, die im Untersuchungszeitraum vom niederen Adel Frankens bzw. der fränkischen Reichsritterschaft erbaut, erneuert und umgebaut wurden. Für den Untersuchungszeitraum sind 126 Neubauten und 37 Teilneubauten durch den niederen Adel verzeichnet, mindestens 160 Gebäude sind neu entstanden. Während im späten 15. Jahrhundert und frühen 16. Jahrhundert keine Auffälligkeiten zu beobachten sind, lässt sich nach dem Bauernkrieg 1525 eine Zahl von etwa 20 Neubauten und 7 Wiederaufbauten bestimmen, die wohl unmittelbar auf die vorausgegangenen Wirren zurückzuführen sind. Die größte Zahl von Neubauten oder Teilneubauten der Reichsritterschaft, mehr als 60%, ist allerdings für die Zeit nach 1559 bis etwa 1600 belegt. Falls diese Zahlen sich nicht nur durch einen besseren Forschungsstand erklären, wurden also in der

<sup>12</sup> Ulrichs 1997, wie Anm. 11, S. 190.

<sup>13</sup> Die Otto-Friedrich-Universität Bamberg hat dankenswerter Weise 2008 mit einem FNK-Projekt die Sichtung von Baumaßnahmen auf Burgen und die statistische Auswertung des Dehio durch Volker Rößner und Helena Wagner unterstützt.

zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts offenbar besonders umfangreiche Neugestaltungen der alten Burgplätze vorgenommen. Bei den übrigen 140 Baumaßnahmen handelt es sich vor allem um den Bau von Befestigungen, Toranlagen und um geringfügigere Ergänzungen wie beispielsweise Treppentürme.

Für kleinere Herrschaften waren vor allem die Art der Herrschaftsausübung von der Burg aus und die Form der Bewirtschaftung des Umlandes maßgeblich für den Wert der Besitzung. Dass die Kernburg daher grundsätzlich zusammen mit den Nutzbauten des Burgumfeldes und mit den umliegenden Gütern, den Feldern, Mühlen und dem Wald gesehen werden muss, zeigt exemplarisch die sogenannte Bücholder Rundkarte (Farbabb. 8).<sup>14</sup> Die genaue, auf Vermessungen vor Ort basierende Vogelschaukarte, die Jakob Cay 1588 anfertigte, zeigt die zu Büchold gehörenden Besitzungen mit jedem Feld und Gebäude. Theobald Julius von Thüngen, der die Herrschaft seit 1561 inne hatte und der 1573 Hauptmann der reichsunmittelbaren Ritter wurde, legte offenbar Wert auf eine exakte Feststellung seines Besitzstandes und die Abgrenzung zu seinen Nachbarn. Nachdem er sich durch allzu aufwendige Neubauten ruiniert hatte, bot die Karte noch eine gute Grundlage für den Verkauf der Herrschaft an Dietrich Echter von Mespelbrunn 1596.

Nicht nur die landwirtschaftlichen Nutzflächen wurden durch die neuen Wirtschaftsformen und Anbaumethoden geprägt, Rückwirkungen gab es auch auf die Kernanlagen. So kam dem Bau von Wirtschaftsgebäuden gegen Ende des 15. Jahrhunderts und zu Beginn des 16. Jahrhunderts eine besondere Bedeutung zu. Zur Lagerung des Saatgutes und zur Verpflegung größerer Truppenverbände wurden vor allem auf landesherrlichen Burgen Kornkästen errichtet, etwa 1494/95 die "Kaiserstallung" auf der Burg in Nürnberg.

<sup>14</sup> Vgl. Alfred Höhn, *Franken im Bild alter Karten. Kartographische Zeugnisse aus 7 Jahrhunderten*. Würzburg 1986. Jan Fuhrmann, *Burg Büchold. Bauarchäologische Untersuchungen an einer unterfränkischen Burgruine*, in: *Beiträge zur Archäologie in Unterfranken* 7, Büchenbach 2011, S. 199-269.

## Überlegungen zu Nutzung und Baugestalt fränkischer Schlösser

Auf der Heldburg in Thüringen, die seit dem Ende des 15. Jahrhunderts zur herzoglichen Residenz ausgebaut wurde, errichtete man 1506 bis 1510 ein gewaltiges Kornhaus, den sogenannten Heidenbau, mit 38 mal 17 m Grundfläche (siehe Abb. 4 und 5). Auffallend ist, dass dieses Bauwerk vielleicht als erstes über den mittelalterlichen Mauerring hinausgriff. Das Quaderwerk der zweischaligen, unten über zweieinhalb Meter dicken Außenmauern ist von höchster Qualität. Dem Ganzen liegt eine sehr systematische Planung zugrunde. Im Keller gab es ein Gewölbe wohl zur Lagerung von Wein, das Erdgeschoss wurde als Stallgebäude genutzt und das gesamte erste Obergeschoss diente als Kornboden. Im Dach waren um einen Erschließungssaal herum kleine Wohnräume angeordnet. Vor der hofseitigen Fassade stand mittig ein runder Treppenturm.

Auch für die kleineren Anlagen sind ähnliche, die bisherigen Maßstäbe sprengende Neubauten von Wirtschaftsgebäuden zu erwarten. Für Schloss Frankenberg ist für 1555 der Bau eines Speichers belegt.<sup>15</sup> Auf Burg Rothenfels wurden im 16. Jahrhundert die Gebäude der Vorburg erneuert.

Das erwähnte Büchold eignet sich als Beispiel für die typische Entwicklung vieler Anlagen zwischen dem 15. und dem 16. Jahrhundert (Abb. 1).<sup>16</sup> Der Vergleich des Zustandes um 1450 mit demjenigen nach den aufwendigen Ausbauten durch Theobald Julius von Thüngen bis 1590 zeigt, dass es im 16. Jahrhundert durchaus üblich war, innerhalb der ursprünglichen mittelalterlichen Kernburg zu bleiben. Wichtig waren dem Bauherrn ein neuer prächtiger Saalbau und ein weiterer Gebäudeflügel, der Ausbau der bisher in Fachwerk ausgeführten Obergeschosse und die Errichtung von Treppentürmen, durch die bei den Alt- wie bei den Neubauten festgelegte vertikale Verbindungen zwischen den

<sup>15</sup> Schloss Frankenberg. Baugeschichtliche Untersuchung, hg. von Volker Rößner und Irmgard Ochs, Forchheim 2009.

<sup>16</sup> Fuhrmann 2010, wie Anm. 14.

Raumabschnitten geschaffen wurden. Dazu kamen eine Teilüberbauung des ehemaligen Zwingers und ausgedehnte Kellerräume zur Lagerung größerer Mengen Wein.

Neben dem Ausbau älterer Anlagen gab es zweifellos auch die Neuanlage von weitgehend regelmäßig geplanten Drei- und Vierflügelanlagen (Dreiflügelanlagen: nach 1525 Wiesenthau; Mitte 16. Jh. Bundorf; 1565-75 Schweinfurt, Ehem. Ebracher Hof; 1580/1600 Ebenhausen; 1581 Birnbaum; 1590 Kleineibstadt. Vierflügelanlagen: 2. Hälfte 16. Jh. Bayreuth, Altes Schloss; 1555 Wässerndorf; 1564 Cronheim; 1570-73 NeuhoF an der Zenn; 1596-98 Mitwitz; 16. Jh. Unterleinleiter). In der ersten Hälfte des Jahrhunderts spielt der Typus der regelmäßigen mehrflügeligen Schlossanlage jedoch kaum eine Rolle. Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts handelt es sich in den meisten Fällen um einen allmählichen Ausbau älterer Anlagen. Dabei wurden in der Regel oft anlässlich eines Besitzerwechsels einzelne selbstständige Flügel errichtet, so in Wetzhausen oder auf der Heldburg. Erhöhter Platzbedarf und die Einrichtung großer Säle und Tafelstuben sowie die Abteilung einzelner Appartements waren dafür die Gründe. Wo wie in Frankenberg oder in Kannawurf in Thüringen bereits bei der Planung eine mehrflügelige Anlage vorgesehen gewesen war, behielten die einzelnen Flügel oft dennoch ihre Eigenständigkeit.

Auch die vornehmlich hofseitigen Treppentürme sind in erster Linie eine Erscheinung der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Für die erste Hälfte des Jahrhunderts ist die altmodische Erschließung über hölzerne oder steinerne Außengalerien und außen liegende Treppen üblich (vgl. Kannawurf, Abb. 9, und Wetzhausen). Frühe Beispiele für die oft polygonalen Treppentürme könnten die Cadolzburg und Collenberg, vielleicht Ebelsbach 1525, sein, Thüngen datiert 1536. Zahlreiche spätere Treppenturmbauten sind belegt, so 1550 Lehrberg, 1550 Neues am Sand, nach 1553 Behringersdorf, Neues Schloss, 1565/66 Bayreuth, Altes Schloss, 1565 Mainberg, 1571 Kronach, 1574 Schwebheim (Kr. Schweinfurt), 1574 Weingartsgreuth, 1581-91 Thurnau, 1589/90 Kleinbardorf, um 1600 Würzburg, Festung Marienberg, 1601 Thurnau, 16./17. Jh. Leisau und Ende 16. Jh. Redwitz an der Rodach.

## Überlegungen zu Nutzung und Baugestalt fränkischer Schlösser

Die äußere Gestalt der Häuser wurde noch das ganze Jahrhundert hindurch von Treppengiebeln, Vorhangfenstern und einfachen steinernen Rechteckfenstern, oft mit Fassung und Spiralen oder Diamantierungen am Anlauf, geprägt. Zu erwarten wäre eine Auswirkung der Reformation auf den Bau von Burgkapellen oder Gebetserkern, jedoch sind bisher nur wenige bezeugt (1486 Kronach; nach 1525 Wiesentfels; 1579-89 Oberaulenbach; 1580 Ebelsbach; 1581 Thurnau).

### 3 Wehrfunktion

Auch im 16. Jahrhundert begründete der Besitz eines Schlosses zugleich den Herrschaftsanspruch über das zugehörige Land.<sup>17</sup> Folglich musste die Wohnung des Schlossherren geschützt werden. Die erstarkenden Landesherren setzten vielerorts weitgehende Befestigungsverbote für die Sitze niederer Adliger durch, allerdings galt dies nicht für die Burgen der Reichsritter, die auf dem Privileg der Befestigung bestanden. Die Entwicklung der Feuerwaffen hatte bereits im 15. Jahrhundert zu manchen Veränderungen an den Befestigungswerken geführt, aber erst im 16. Jahrhundert kam es zu einer Funktionstrennung, bei der manche Anlagen zu frühen Festungen ausgebaut wurden und bei anderen der Schwerpunkt auf die Repräsentation gelegt wurde. 1538-45 erhielt die Burg in Nürnberg gewaltige Basteien, Mitte des 16. Jahrhunderts wurde Forchheim zur Festung nach neuestem italienischem Muster ausgebaut.<sup>18</sup> Baumaßnahmen zur Modernisierung der Befestigungen spielten auch bei kleineren Anlagen über den ganzen Zeitraum des 16. Jahrhunderts eine wichtige Rolle. 1468 erhielt Sommersdorf Vorwerke, 1502/03 Neuhaus an der Pegnitz einen Zwinger, 1514 wurde in Irmelshausen der Bering erneuert, ebenso 1576 in Schwebheim. Auch am Ende des Jahrhunderts gibt es Beispiele für Befestigungsbauten. Für 1594 wird ein Schlosstor mit Zwinger in Ansbach erwähnt, um 1600 ein Wehrturm in Lauenstein. Weitere Wehrbauten des 16. und 17. Jahr-

<sup>17</sup> Atzbach, Lüken, Ottomeyer 2010, wie Anm. 3.

<sup>18</sup> Burger 2008, wie Anm. 10.

hundreds sind in Collenberg, Eckenhaid, Malmsbach und an der Burgruine Pappenheim erhalten.

Besonders nach den Bauernkriegen erfolgte nachweislich eine verstärkte Befestigung der Anlagen. Im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts saß offenbar vielen Schlossherren noch das Trauma der Bauernkriege in den Knochen. Sie reagierten mit verstärkten Eigenbefestigungen.

Den Stand solcher Eigenbefestigung Anfang des 16. Jahrhunderts zeigt das Schloss Frankenberg (Abb. 2 und Farbabb. 9).<sup>19</sup> 1520 erwarben Ludwig von Hutten (1483-1548) und seine Brüder Georg und Ulrich die um 1250 von den Nürnberger Burggrafen gegründete Burg Vorderfranken-berg. Seit 1525 ließen sie durch den „Werkman“ des Bamberger Fürstbischofs Wiegand von Redwitz, Meister Hans von Pfortzen, auf der alten Burg zwei neue zweigeschossige Flügel errichten. Die besondere Stellung der Familie von Hutten drückte sich in einem ambitionierten Befestigungsprogramm aus. Das Kellergeschoss seiner neuen Wohnflügel richtete Ludwig von Hutten als starke Verteidigungsanlage ein. Der gesamte Keller war von einem Wehrgang umgeben und mit nach außen gerichteten Keilscharten und Abzugsschächten für den Pulverdampf zur Verteidigung mit Hakenbüchsen ausgestattet. Ein neuer breiter Graben umgab das Schloss, das aus halben Baumstämmen zusammengesetzte Tor war nur über eine Zugbrücke zugänglich und von den Schießkammern in den großen runden Ecktürmen ließen sich wie von Rondellen aus die Flanken der Anlage bestreichen.

In eine vergleichbare Kategorie gehört das Schloss der Truchsesse von Wetzhausen, die um 1530 einen äußeren Befestigungsring um ihr Schloss legten, der mit gemauerten Grabenflanken, Rundtürmen,

<sup>19</sup> Die Ergebnisse der vorbildlichen Bauuntersuchung durch Bernd Marr und Volker Rößner in: Rößner und Ochs 2009, wie Anm. 15.

## Überlegungen zu Nutzung und Baugestalt fränkischer Schlösser

Wachhäuschen, Maschikuli und Ausfallpforten eindrucksvoll genug Wehrhaftigkeit demonstrierte.<sup>20</sup>

Allerdings konnten sich die wenigsten Adligen eine moderne rondellierte oder bastionäre Befestigung leisten, die stärkeren Angriffen mit schwerem Geschütz standgehalten hätte. Aber auch die kleineren, oft mehr symbolhaft als nützlich wirkenden Baumaßnahmen waren in der Regel geeignet, mit wenigen Bewaffneten die Burg oder das Schloss gegen leicht bewaffnete Rotten ernsthaft zu verteidigen. Ebelsbach besaß um 1540 einen Graben, der die ganze Anlage mit den Wirtschaftsgebäuden umschloss, eine niedrige Ringmauer mit Schießscharten für Handfeuerwaffen und kleine Ecktürme.

Auch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts fehlten an keinem Schloss die strategischen Einrichtungen. Runde Ecktürme, die neben der Aussicht auch die Möglichkeit zum Bestreichen des Vorfeldes boten, wurden Ende des 16. Jahrhunderts in Trabelsdorf, Fröhstockheim und 1593 im Alten Schloss in Pappenheim errichtet.

Schloss Kannawurf in Thüringen, das sich scheinbar so offen mit seinen Wohnräumen dem Vorplatz und dem Dorf zuwendet, verfügt doch im Erdgeschoss über ausgetüftelte Schießscharten mit Prellhölzern und weitem Schusswinkel sowie über mit Brillenscharten ausgestattete Schießkammern in den Ecktürmen, von denen aus eine kleine Verteidigergruppe das Vorfeld des Schlosses mit Hakenbüchsen und kleinen Geschützen vortrefflich bestreichen konnte (Abb. 3).<sup>21</sup>

Die vielen Neubauten von Torhäusern auf kleinen wie auf großen Anlagen sind einerseits auf den Neubau äußerer Befestigungsringe

<sup>20</sup> Vgl. den Beitrag von Manfred Schuller in diesem Band.

<sup>21</sup> Die Ergebnisse verdanken wir Andreas Priesters, der 2010 in seiner Abschlussarbeit im Masterstudiengang Denkmalpflege – Heritage Conservation die Raumfunktionen an Schloss Kannawurf untersucht hat: Andreas Priesters, Schloss Kannawurf in Thüringen. Bauhistorische Untersuchungen zur Raumorganisation des 16. Jahrhunderts. Unveröffentlichte Masterarbeit, Uni Bamberg 2010.



zurückzuführen, andererseits aber auch auf die neuen Anforderungen an die Verteidigungstechnik und nicht zuletzt auch in vielen Fällen auf das neue Repräsentationsbedürfnis. Ihre Anlage erfolgte nahtlos vom 15. bis in das frühe 17. Jahrhundert. So erhielten Altenstein 1420-30, Uffenheim 1462, Würzburg 1466, Kronach 1468, Bimbach 1488, Rabeneck Ende 15. Jh., Irmelshausen 1514, Lisberg 1521, Rothenkirchen 1538, Schwebheim 1576, Ansbach 1594, Geyern noch im 16. Jahrhundert, Lauenstein und Rothenkirchen um 1600 und Rothenfels, Malmsbach und Winterstein im 16./17. Jahrhundert neue, zum Teil prächtige Torbauten.

#### **4 Wohnfunktion und Ausstattung**

Kernfunktion der Schlösser war die Wohnfunktion für den Schlossherrn und seine Familie. Die ganze Kunst der Wohnraumgestaltung Mitte des 16. Jahrhunderts mit differenzierten Grundrissen und fein abgestimmten Details zeigt der Französische Bau auf der Heldburg in Thüringen (Abb. 4). Herzog Johann Friedrich II. von Coburg und Gotha ließ den über die Südmauer der Burg ausgreifenden Wohnbau 1561 bis 1564 durch den Architekten Nikolaus Grohmann errichten, der auch für das Meininger Schloss verantwortlich zeichnete.<sup>22</sup> Zunächst mit einem Hauptgeschoss über mehreren, dem Geländeverlauf geschuldeten Untergeschossen konzipiert, wurde der Bau nachträglich, aber wohl noch in Fortsetzung der Baumaßnahmen, um ein zweites Obergeschoss erhöht, in dem ein großer Saal untergebracht wurde. Auf einen eigenen Saalbau, wie in Torgau und andernorts, wurde also verzichtet. Die Erschließung erfolgte von Anfang an über einen großen Treppenturm mit Wendelstiege, von dem aus das große Vorzimmer erreicht werden konnte, und einen unabhängigen kleinen Treppenturm zum Frauenapartement. Das Hauptgeschoss, das die Wohnräume der Herrschaft

<sup>22</sup> Vgl. die Magisterarbeit von Claudia Hagenguth: Veste Heldburg. Ansätze zur Rekonstruktion der Burganlage im 16. Jahrhundert. Unveröffentlichte Masterarbeit, Uni Bamberg 2006.

## Überlegungen zu Nutzung und Baugestalt fränkischer Schlösser

enthielt, war gegenüber dem Hofniveau um ein halbes Geschoss erhöht. Das Geschoss ist spiegelbildlich konzipiert (Farbabb. 10). Neben den Räumen des Schlossherrn gab es eine kleinere und untergeordnete Raumfolge für seine Ehegattin. Nach außen zum Hof hin wird dies durch Standerker oder Ausluchten, den sogenannten „Herrenerker“ mit Tropaia, Rollwerk und Rittermotiven und den „Frauenerker“ mit weiblichen Tugendallegorien deutlich. Beide zeigen einen klaren antikisierenden Aufbau mit einer Superposition von ionischen und korinthischen Pilastern. Die „privaten“ Räumlichkeiten waren als Stuben-Kammer-Appartements konzipiert. Sie sind jeweils über einen runden Treppenturm zugänglich, von dem man zunächst in einen Vorraum gelangt. Auf den Vorraum folgte auf Herren- wie Frauenseite eine prächtig ausgestattete Stube, die von den Erkerräumen aus über eine 180-Grad-Aussicht über den Hof verfügte. Weiterhin waren ihre Außenwände fast vollständig mit Fenstern geöffnet. Klassische toskanische Säulen tragen die Überfangbögen der Fensternischen. In der Herren-Stube steht zwischen Fenster und Auslucht ein prächtiger Kamin, dessen Wangen von Satyren gebildet werden (Abb. 6). Auf dem Fries sind Szenen aus der Geschichte von Reinecke Fuchs dargestellt. Das Kamingebälk besteht aus einem Architrav mit drei wohlproportionierten Faszien und einem ionischen Kyma als Deckplatte über dem Fries. Die Wände waren weiß geschlämmt und mit roten Begleitern gefasst. Auch in der Frauenstube gab es einen entsprechenden, mit weiblichen Fabelwesen geschmückten Kamin. Ein doppelter außen liegender und wohl nach oben entlüfteter Abortschacht lag zwischen den beiden aneinander anschließenden Kammern und konnte im zweiten Obergeschoss auch vom Saal aus genutzt werden. Im Untergeschoss lagen Baderäume für die Herrschaft und Unterkünfte für das Personal.

Zur Landschaft hin springt der so genannte „Südflügel“ vor, der im Hauptgeschoss zweifellos die Stube enthielt, in der der Herzog seine Klienten und weniger vertraute Besucher empfing, das später so genannte „Audienzzimmer“. Dieser Raum bot wie die Erker zum Hof den „Fächerblick“ nach allen Seiten in die Landschaft.

Ein direkter Durchgang von seiner privaten Stube aus ermöglichte dem Herzog das Betreten und Verlassen dieses Zimmers, ohne von den im Vorraum Wartenden gesehen zu werden. Alle wichtigen Räume waren – zum Teil zusätzlich zu den offenen und repräsentativen Kaminen – mit Öfen ausgestattet. Die Heizkammern und ihre klug angeordneten Abzüge waren beim Bau bereits im Mauerwerk vorgesehen. Sie weisen Gewände und Feueröffnungen aus langen Sandsteinbalken auf, die direkt auf der Steinoberfläche farbig gefasst waren.

Interessant ist die Anordnung der Türen, die zunächst in einer Achse jeweils mittig alle Räume zu erschließen scheinen. Ihre Ausrichtung verrät jedoch einiges über das Selbstverständnis der Bauherren. Anders nämlich als später im Barock sind die mächtigen steinernen Türgewände mit ihren gewaltigen Sturzblöcken in Form von Dreiecksgiebeln und ihren Medaillons mit Brustfigurinen sowie den hohen steinernen Schwellbalken nicht dem Eintretenden zugewandt, sondern den Räumen. Wenn man daraus auf die Wertigkeit der entsprechenden Räumlichkeiten schließt, ergibt sich ein klares Bild. Hier ist kein axiales System umgesetzt, sondern ein differenziertes System von zentralen Räumen, den Stuben, denen weitere Räume hierarchisch zugeordnet sind. Es wundert dann auch nicht mehr, dass die Türen gar nicht genau in einer Achse liegen, sondern je nach den Erfordernissen und der Wandgestaltung in den Räumen um bis zu 40 cm gegeneinander versetzt sind. Diese für uns möglicherweise etwas eigentümliche Herangehensweise, die unvermittelt Sprünge in der ansonsten rationalen und präzisen Planung und Ausführung aufweist, lässt sich an vielen anderen baulichen Details beobachten. Während die aus Bruchstein roh aufgemauerten Wände perfekt gerade stehen und die Fenster außen auf Achse gebracht sind, schließen etwa die Zwischenwände oft ohne Raumkanten an die Außenwände an, die Anordnung der Innenwände erfolgt scheinbar mit Rücksicht auf die Zugänge zu den Aborterkern, jeder Raum ist unterschiedlich groß, und für jeden einzelnen Stichbogen der Fensternischen wurde ein eigener Radius gewählt – mit entsprechenden Folgen für die Bauausführung. Die Anordnung der Einzel-elemente folgt einer funktionalen Logik, die offenbar von der Planung in ihren Grundzügen, nicht aber im Detail festgelegt worden war. In der

## Überlegungen zu Nutzung und Baugestalt fränkischer Schlösser

Ausführung blieb vermutlich Vieles den routinierten Handwerkern überlassen, die ein in der Summe sehr beeindruckendes Bauwerk auf dem höchsten technischen Stand der Zeit errichteten.

Fast gleichzeitig mit dem Französischen Bau auf der Heldburg ließ Georg II. Vitzthum von Eckstädt in dem am Nordrand des Thüringer Beckens gelegenen Kannawurf 1562 bis 1565 eine Dreiflügelanlage auf quadratischem Grundriss errichten, die einen mittelalterlichen Vorgängerbau ersetzte (Abb. 7 und Farbabb. 11).<sup>23</sup> Ähnlich wie in Frankenberg lagen im Erdgeschoss die Stube des Torwächters und die Wachtstube, die Küchen, eine große Hofstube, Ställe sowie Räume, die der Verteidigung dienten. Auch hier ist es das erste Obergeschoss, das Piano Nobile, das die wichtigsten Räume enthielt. Ein Saalbau lag auf der Nordseite des Hofes und ein Wohnflügel westlich über dem Haupttor. Das Schloss war zunächst zweigeschossig angelegt mit Zwerchhäusern im bewohnten Dachraum, der vermutlich später über dem Westflügel zu einem Vollgeschoss ausgebaut wurde. Nahezu quadratische Ecktürme bestimmten die Hauptansicht. Wieder gibt es eine Spiegelbildlichkeit und eine Hierarchie der Ausstattung, die sich auch in der Erschließung und in der Möglichkeit zu Ausblicken ausdrückt. In dem neben dem großen Saal gelegenen Appartement kann man dasjenige des Hausherrn vermuten. Die am besten ausgestatteten Appartements lagen jeweils in den Ecken und enthielten Turmzimmer. Alle Kammern besaßen eigene kleine Aborterker, die auf den Fassaden der Nord- und Südseite lagen. Die Unterzüge, die die Decken tragen, sind in ihrer Gestaltung eindeutig systematisch an die Wertigkeit der Raumnutzung angepasst. So sind jeweils in den Stuben die Balken aufwendig profiliert, in den Kammern dagegen nur mit einer einfachen Fase versehen (Abb. 8). Bei einer Gebäudebreite von knapp 10 Metern musste die Decke des Saales durch ein Sprengwerk im Dachraum getragen werden.

<sup>23</sup> Vgl. die Masterarbeit von Andreas Priesters 2010. Leider fehlen bisher die Schriftquellen. Durch die Überlagerung der Rekonstruktionen der ehemaligen Ofenstandorte und der Räume mit Aborterkern mit anderen Kartierungsthemen konnte Andreas Priesters jedoch für die meisten Räume die ursprüngliche Nutzung rekonstruieren bzw. wahrscheinlich machen.

Die Erschließung des ersten Obergeschosses erfolgte durch von starken Kragsteinen getragene hölzerne Galerien und Außentreppen (Abb. 9). Der runde Turm in der vierten Außenwand, die den Hof zum Garten hin abschloss, enthielt einen Gefängnisraum und ein Turmwächterge- lass. Insgesamt standen das Raumprogramm und die Raffinesse der Anordnung kaum denjenigen der großen Residenzbauten des 16. Jahrhunderts nach.

An Schloss Ebelsbach in Oberfranken lässt sich überprüfen, wie auch an sehr kleinen Anlagen auf die sich verändernden Ansprüche an die Wohn- und Repräsentationskultur der Zeit reagiert wurde.<sup>24</sup> Hier ging man nach 1525 an die Errichtung eines standesgemäßen Wohnhauses auf dem Gelände der mittelalterlichen Wasserburg (Abb. 10). An den langgestreckten, mit dem Verlauf der ehemaligen Burgmauer geknickten Baukörper mit zwei Vollgeschossen über einem Keller baute man um 1540 einen Ostflügel in Fachwerk an. Vermutlich gleichzeitig kam ein Treppenturm mit einer Wendelstiege dazu. Die Rekonstruktion der Raumnutzungen der Zeit um 1540 im ersten Obergeschoss zeigt, dass das allgemeine Raumschema des 16. Jahrhunderts auch hier seine Gültigkeit besaß, nur dass gegenüber den bisherigen Beispielen alles etwas zusammengerückt erscheint (Farbabb. 12).

Das erste Obergeschoss war das Hauptgeschoss. Vom Treppenturm aus wurde ein Saal erschlossen, an dem die Tafelstube lag. In dem Fachwerkanbau waren zwei Stubenappartements untergebracht. Alle Stuben besaßen Öfen, die von den untergeordneten Räumen aus befeuert wurden, die Kammern verfügten über eigene Aborterker. Auch hier

<sup>24</sup> Von Joachim Zeune liegt eine publizierte Bauuntersuchung des Erdgeschosses vor. – Eva Maria Micksch hat im Rahmen ihrer Masterarbeit 2010 die Befunde zum Ausbaustandard des 16. Jahrhunderts und zu den späteren Veränderungen zusammengetragen und wichtige neue Datierungen vorgelegt: Eva Maria Micksch, Schloss Ebelsbach in den fränkischen Haßbergen. Bauforscherische Untersuchung der renaissancezeitlichen Wohngeschosse im Hauptbau im Rahmen einer Notdokumentation nach Brand. Unveröffentlichte Masterarbeit, Uni Bamberg 2010.

## Überlegungen zu Nutzung und Baugestalt fränkischer Schlösser

zeigten die Profilierungen der Unterzüge die Wertigkeit der entsprechenden Räume an. Aus den Eckständern waren die Raumecken herausgearbeitet, eine hölzerne Voute schloss die Fachwerkräume zur Decke hin ab und die Gefache zwischen den gelb gefassten Hölzern des Fachwerkes blieben weiß. Um 1600 schließlich stockte man das Gebäude um ein zweites Obergeschoss auf, wobei man das ältere Dachwerk wieder verwendete. Der Grundriss zeigt einen Vorsaal mit drei Vorgelegen, von denen mehrere Stuben geheizt werden konnten. Das Fachwerk des zweiten Obergeschosses wurde schließlich Anfang des 18. Jahrhunderts durch steinerne Außenwände ersetzt.

Wie in Ebelsbach sah das Ende des Jahrhunderts schließlich an vielen Orten die nachträgliche Aufstockung der bestehenden Gebäude oder die Versteinerung der vormals in Fachwerk ausgeführten Geschosse, so in Rossrieth nach 1586, 1588-95 in Kronach und 1594 in Ansbach, wo die südöstlichen Gebäude auf vier Geschosse erhöht wurden. Offenbar steht dies vor allem im Zusammenhang mit der Erhöhung der Bewohnerzahl. Im Übrigen blieben Nutzungsanforderungen, architektonische Mittel und die Kreativität im Einzelfall bis zum Dreißigjährigen Krieg vergleichbar. Erst danach setzte mit dem barocken Hofzeremoniell, der Enfilade und erweiterten herrschaftlichen Raumfluchten eine wirklich neue Phase in der Entwicklung der baulichen Gestalt der Adelsitze ein.

### 5 Schluss

Die Umwandlung, der viele fränkische Burgen und Schlösser im 16. Jahrhundert unterzogen wurden, weist exemplarisch auf die enge Abhängigkeit von Nutzung und Baugestalt hin. Auf den ersten Blick blieben ästhetische oder geometrische Gestaltungsprinzipien bei den Baumaßnahmen des 16. Jahrhunderts zumeist oberflächlich. Grundrissdisposition und Baudetails lassen sich vor allem aus den Ansprüchen, die die Bauherren an die Anlagen stellten, erklären. Vieles gewinnt an Bedeutung, wenn man sich den Stellenwert klar macht, den die einzelnen Räume für die ursprünglichen Nutzer besaßen.

Die zwischen 1540 und 1560 geschaffene politische Situation der Reichsritter, deren neu gewonnenen Rechte, die durch den Kaiser verliehenen Privilegien und die Gründung einer organisierten Reichsritterschaft gehen offenbar einher mit einer verstärkten Bautätigkeit, genauer gesagt mit dem Ausbau und der baulichen Verbesserung und Erneuerung der alten Adelssitze. Man kann von einer bewussten und feinsinnigen Visualisierung von Herrschaft<sup>25</sup> sprechen. Die gedankliche Durchdringung der Grundrisse, die funktionalen und ikonographischen Vorgaben, die hierarchische Anordnung sowie die Ausformung und Interpretation alter Traditionslinien wie moderner Einflüsse führten zu reichen, komplexen Bauwerken von hervorragender Qualität. Von den vielschichtigen Nutzungsbezügen über die individuellen Bauideen bis zum oft ausgesuchten Bauhandwerk, vom aufwendigen Baudetail bis zu unscheinbaren Baubefunden enthalten die fränkischen Burgen und Schlösser eine Vielzahl von substanziellen Zeugnissen für die allgemeinen Veränderungen der Adelssitze am Beginn der Neuzeit. Diese Qualitäten, die nur am Bauwerk selbst wahrgenommen werden können, verdeutlichen die enorme kulturhistorische Bedeutung, die dieser Denkmälergruppe und ihrem Baubestand zukommt.

<sup>25</sup> Formen der Visualisierung von Herrschaft. Studien zu Adel, Fürst und Schlossbau vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, hg. von Peter Michael Hahn und Helmut Lorenz Potsdam 1998.

## Überlegungen zu Nutzung und Baugestalt fränkischer Schlösser

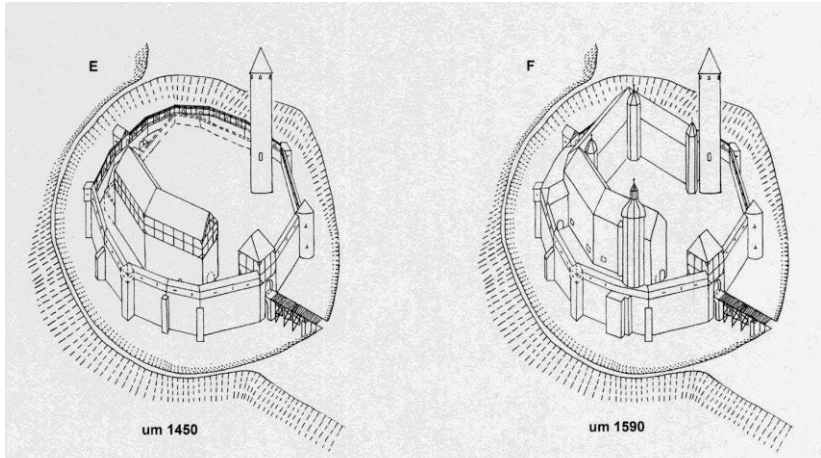


Abb. 1: Büchold, Bauliche Entwicklung der Kernburg um 1450 und 1590. Rekonstruktionsvorschlag: Jan Fuhrmann 2009



Abb. 2: Frankenberg, Schloss Vorder-Frankenberg. Ansicht von Norden



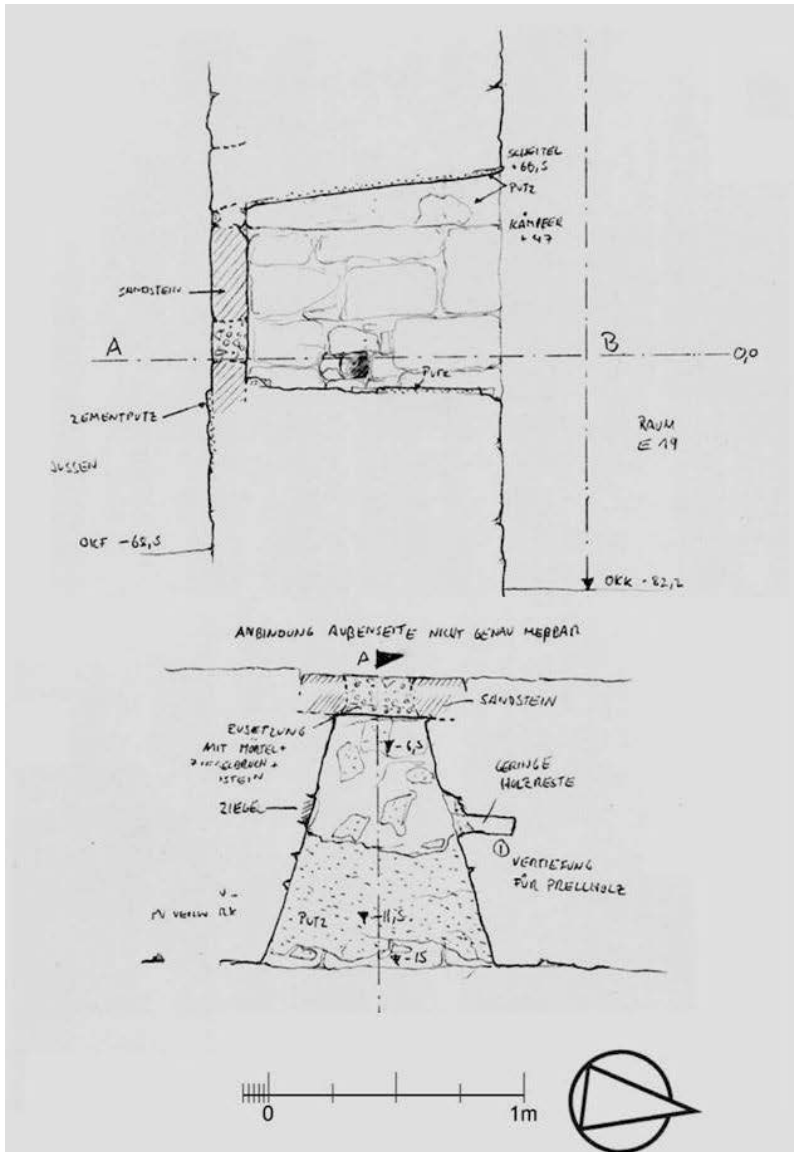


Abb. 3: Kannawurf, Schießscharten in Raum 19. Bauaufnahme: Andreas Priesters 2010

## Überlegungen zu Nutzung und Baugestalt fränkischer Schlösser



Abb. 4: Heldburg, Kreis Hildburghausen, Thüringen, Ansicht von Südosten





Abb. 6: Heldburg, Französischer Bau, 1. OG. Kamin in Raum 14. 102 (ehemalige Herrenstube)



Abb. 7: Kannawurf, Ansicht von Norden

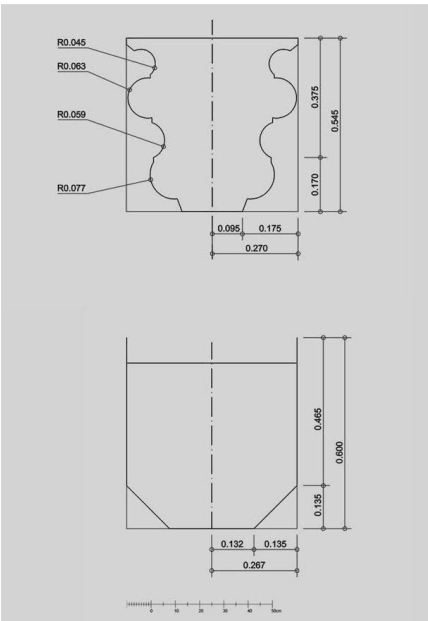


Abb. 8: Kannawurf, profilierte und gefaste Unterzüge. Ideal-Rekonstruktion der Profile: Andreas Priesters 2010

## Überlegungen zu Nutzung und Baugestalt fränkischer Schlösser



Abb. 9: Kannawurf, Erschließung durch hölzerne Außentreppe und Galerie im ersten Obergeschoss



Abb. 10: Ebelsbach, Ansicht von Westen mit Treppenturm

G. ULRICH GROßMANN

## **Mythos Burg – Neue Forschungen zu Burgen – besonders in Franken**

„Die Burg ist der befestigte Wohnsitz des Adels und tritt, nach einigen Vorläufern des 10. Jahrhunderts, ab der Mitte des 11. Jahrhunderts verstärkt auf, um ihre Blütezeit in der Staufischen Epoche zwischen 1150 und 1250 zu erleben. Das Aufkommen der Feuerwaffen beendet die Verteidigungsfähigkeit der Burgen, so dass sie ab dem frühen 16. Jahrhundert zwar nicht plötzlich, aber doch konsequent verschwinden und durch nicht wehrhafte Schlösser und kasernenartige Festungen abgelöst werden.“ Dies ist, stark vereinfacht, die bisherige Sichtweise der Burgenforschung zur Entwicklung der Burgen in Mitteleuropa, aber ähnlich auch in Großbritannien und anderen europäischen Ländern. So viel über einzelne Burgen noch unklar ist, ja sogar über die große Masse der Burgen, so gesichert schienen wenigstens diese Eckdaten, die deshalb allen neueren Publikationen gleichermaßen zugrunde lagen. Vor diesem Hintergrund bemühte sich die im März 2009 auf der Wartburg durchgeführte Tagung unter dem Titel „Die Burg“, eine Revision der Burgenforschung unter dem Gesichtspunkt des interdisziplinären Austauschs vorzunehmen. Die Tagung diente der wissenschaftlichen Vorbereitung der Doppelausstellung „Mythos Burg“ und „Burg und Herrschaft“, die im Sommer 2010 zeitgleich in Nürnberg und Berlin stattfand. Das Ergebnis dieser Tagung beeinflusst die Burgenforschung grundsätzlich, schon was die Definition der Burg betrifft. Dies ist aber nur ein kleiner Ausschnitt der Palette von neuen Forschungsergebnissen, die im Zusammenhang mit unserer Ausstellung erarbeitet werden konnten.

Die Burg ist ein verteidigungsfähiger Wohnbau, der mehrheitlich der Herrschaft oder von der Herrschaft beauftragten Personen dient. Bereits



im 8./9. Jahrhundert gibt es eine Vielzahl von Burgen, damals in der Regel Holz- oder Fachwerkbauten, bis ins 11. Jahrhundert oft mehrfach erneuert (Farbabb. 13). Nicht die Zahl der Burgen, wohl aber die der Steinbauten unter ihnen steigt Mitte des 11. Jahrhunderts deutlich an, auch die Bedeutung der Adelsburg nimmt ab dieser Zeit gegenüber der Ministerialenburg deutlich zu. Eine Vielzahl der heute noch erhaltenen Burgenbauten entstand zwischen dem mittleren 12. und späten 15. Jahrhundert. Wehrtechnisch nahmen die Burgen auf die Einführung neuer Waffensysteme Rücksicht, sei es auf bessere Wurfgeschosse um 1200 oder Feuerwaffen ab dem 15. Jahrhundert. Burgen wurden in aller Regel aber nicht im 16. Jahrhundert aufgegeben, sondern als verteidigungsfähige Sitze häufig bis zum späten 17. Jahrhundert genutzt und bei Beschädigung auch erneuert. In ungünstiger Lage gab man sie danach häufig auf, an günstigen Standorten blieben sie bis zum Ende der Feudalherrschaft 1806 bzw. 1918 kontinuierlich genutzt und als privates Wohnhaus anschließend oft bis in die Gegenwart. Die mit einer Burg verbundenen Rechte wurden häufig im 19. und 20. Jahrhundert dem modernen Eigentumsrecht angepasst, wobei die Kontinuität der Besitzrechte eine große Rolle spielt.

Das klassische Bild der Burg wird von einer Forschung bestimmt, die in der Regel – und im besten Falle – das einzelne Bauwerk baugeschichtlich betrachtet und archäologische sowie historische Aspekte heranzieht, um die geschichtlichen Hintergründe kennenzulernen und die Datierung zu konkretisieren. Gegen diese Methode ist nichts einzuwenden, der einzelne Forscher kann kaum anders an ein Bauwerk herangehen. Doch Interdisziplinarität ist das nicht, dazu ist vielmehr ein intensiver Austausch verschiedener Fachrichtungen nötig, wie er sich erstmals auf der genannten Tagung ergab und damit tatsächlich zu einem neuen Forschungsstand führte, vor allem für den Burgenbau generell. Es hat sich gezeigt, dass die fächerübergreifende Zusammenarbeit, etwa von Bau- und Kunsthistorikern, Historikern, Literaturwissenschaftlern und Archäologen, den Blick auf das Thema stark verändert. Zu einer erfolgreichen interdisziplinären Forschung genügt es aber auch nicht, Ergebnisse eines zusätzlichen Faches darzustellen, ohne einen Bezug zur Kernfrage herzustellen. Ein medizinischer Beitrag über Skelette eines

## Mythos Burg – Neue Forschungen zu Burgen – besonders in Franken

archäologisch ergrabenen Friedhofs könnte noch keine interdisziplinäre Burgenforschung bewirken, wenn nicht weitere Ergebnisse eingebunden und auch eine fächerübergreifende Verständlichkeit hergestellt wird. Grundsätzlich ist es notwendig, Fragestellungen gemeinsam zu entwickeln und Befunde sowie Ergebnisse gemeinsam zu werten. Mit dieser Messlatte entpuppt sich manche angeblich interdisziplinäre Tagung doch nur als zaghafter Versuch, ganz vorsichtig einmal über den Tellerrand hinauszuspitzen.

Die Doppelausstellung „Die Burg“ hatte sich nicht zum Ziel gesetzt, die Geschichte einzelner Burgen zu bearbeiten oder neu zu präsentieren. Die Forschungsergebnisse sind grundsätzlicher Natur und beziehen sich daher auf alle Burganlagen, natürlich mit unterschiedlicher Gewichtung. Einzelne Burgen und ihre konkrete Geschichte sind dagegen nur ausnahmsweise Thema der Ausstellung und dann immer nur im Sinne eines Beispiels.

Die Nürnberger Ausstellung „Mythos Burg“ hat sich darüber hinaus zur Aufgabe gesetzt, in den wichtigsten Grundzügen die Entwicklung, Funktion und Bedeutung der Burgen in Mitteleuropa darzustellen und dabei interdisziplinäre Sichtweisen zugrunde zu legen. Die Burg wurde in sinnstiftenden Darstellungen und -überhöhungen bereits im 12. Jahrhundert in den Blickpunkt gerückt. Als Wohnort, als Schutzort, als Herrschaftsort und nicht zuletzt als historisch-dynastischer Identifikationsort wird sie zum Inbegriff der Herrschaft und der Sicherheit. Eng verflochten sind die sagenhaften Rittergestalten des Mittelalters, die über Romane Verbreitung finden; beide – Ritter sowie Burgen – begegnen uns vielfältig in der Kunst des Mittelalters, beispielhaft in der Artustafel in Winchester Hall aus dem 14. Jahrhundert.

Seit wann gibt es eigentlich **Burgenforschung**? Selbstverständlich sind wichtige Autorennamen des 19. Jahrhunderts geläufig, etwa Georg Heinrich Krieg von Hochfelden, Johann Nepomuk Cori, Karl August von Cohausen, August O. Essenwein und schließlich Otto Piper und Bodo Ebhardt. Doch gelegentlich gewinnt man den Eindruck, einige heutige Forscher datieren den Beginn der Burgenforschung erst ab etwa

1970. Alles Frühere habe vornehmlich nur der Verbreitung eines vermeintlichen festen Burgenbildes gedient und lasse sich unter dem Begriff „Burgenkunde“ zusammenfassen. Bei dieser Auffassung liegt allerdings eine Verwechslung vor, indem Burgenforschung mit Bauforschung an Burgen gleichgesetzt wird. Sicher hat es eine systematische Bauforschung zu Burgen vor 1970 bestenfalls ansatzweise gegeben. Dies mag auch daran liegen, dass die moderne Bauforschung insgesamt erst ab 1975 entwickelt worden ist.<sup>1</sup> Dabei wird übersehen, dass die ältere Forschung teilweise andere Fragestellungen hatte, zu deren Beantwortung ihr Rüstzeug durchaus befriedigend war. Ihr deswegen die Seriosität abzuspochen, ist wissenschaftsgeschichtlich zumindest fragwürdig, selbst wenn die Anfänge der Burgenforschung, die ich im 17. Jahrhundert sehe, einen heutigen Leser manchmal zum Schmunzeln bringen werden.

Tatsächlich gibt es schon im frühen 18. Jahrhundert umfangreiche Werke, die sich mit den damals besonders interessierenden Aspekten der Burgen auseinandersetzen und ihrerseits auf eine größere Zahl älterer Publikationen zurückgreifen. Beispielhaft ist ein Buch von Johann Georgi, gen. Melissantes, aus dem Jahre 1713 zu erwähnen (Farbabb. 14). Noch im 18. Jahrhundert wurde ihm das Abschreiben älterer Publikationen vorgeworfen – was aber deren Vorhandensein voraussetzt!

Nur als *ein* Beispiel sei noch auf August Essenwein hingewiesen. Er schrieb kurz vor seinem Tode zwei Bücher, die als Teilbände des Handbuchs der Architektur 1889 sowie posthum 1892 erschienen. Die Buchtitel lauten „Der Wehrbau“ und „Der Wohnbau“. Es ist charakteristisch für die jüngere Burgenforschung, dass sie unter diesen beiden Titeln nur denjenigen über den Wehrbau zitiert, und zwar mit dem kritischen Hinweis, dass Essenwein Burgen immer überhöht, viel zu groß und aufwendig rekonstruiert habe und zudem den Aspekt des Wohnens

<sup>1</sup> Vgl. G. Ulrich Großmann, *Historische und Kunsthistorische Bauforschung*, Darmstadt 2010.

## Mythos Burg – Neue Forschungen zu Burgen – besonders in Franken

völlig ausblende, sondern nur militärisch interessiert sei. Deutlich wird an diesem Beispiel der Tunnelblick der jüngeren Forschung, die bereits so vorurteilsbeladen an die Publikationen des 19. Jahrhunderts herangegangen ist, dass sie in diesen nur das sah, was sie von ihnen auch tatsächlich erwartete.

Zudem wird gerne übersehen, dass der Forschung des 19. Jahrhunderts natürlich viele Mittel nicht zur Verfügung standen, die uns heute selbstverständlich sind. Eine umfassende Methode der Bauforschung war nicht entwickelt, Archäologie vermochte seinerzeit kaum zu datieren, eine Zusammenführung unterschiedlicher wissenschaftlicher Ergebnisse aus Geschichte und Baubeobachtung steckte in den Anfängen. Verkehrsmittel zur Erschließung der Burgen waren spärlich und, wenn es sie gab, relativ langsam – die ersten touristisch erschlossenen Burgen lagen an den Dampfschiffsfahrtsrouten am Rhein, die erste durch die Eisenbahn leichter zugängliche Burg war die Alte Schanze in Fürth.<sup>2</sup> Darüber hinaus gab es kaum Fotografien, das gesamte technische Equipment, das die Forschung so erleichtert, fehlte und Literaturkopien besorgte man sich nicht über das Internet in Sekunden, sondern durch Abschreiben von in den Bibliotheken vorgefundenen Büchern mit entsprechendem Zeitaufwand. Allerdings mag bei dieser Methode des Selber-Zeichnens und des Abschreibens auch manches besser „hängengeblieben“ sein, aber dieser kleine Vorteil wiegt kaum die erheblichen Nachteile gegenüber unseren heutigen Möglichkeiten auf. Unter diesen Gesichtspunkten sehe ich die Ergebnisse der Forschung im 19. Jahrhundert eher als bewundernswürdig an, auch wenn tatsächlich Vieles heute überholt ist.

### **Burgen und Burgenforschung in Franken**

Ein wichtiger Name im Rahmen der frühen Burgenforschung ist Joseph Heller in Bamberg. Bereits 1827 verfasste er ein Manuskript über „die

<sup>2</sup> Reise-Tagebuch des Theologen und Philologen F. Nagel aus Augsburg. Nagel unternahm 1838 eine Reise an den Rhein und abschließend an seinen Studienort Erlangen, von wo aus er die neue Eisenbahn Nürnberg-Fürth besichtigte und von Fürth aus eine Wanderung zur „Alten Veste“ unternahm.

Bauart der Burgen, besonders in Franken“. Es hat sich im Germanischen Nationalmuseum erhalten<sup>3</sup>, eine etwas jüngere Druckfassung ist insbesondere der Altenburg oberhalb Bambergs gewidmet (Abb. 1). Heller fordert ausdrücklich dazu auf, das Bauwerk selbst als Quelle zu nutzen: „Eine irrige Meinung ist es, ..., dass zur Geschichte einer Ritterburg nur bloß Urkunden, Wappen und Jahreszahlen diejenigen Quellen sind, welchen man trauen dürfe. Nur allein auf diese gestützt, setzen sie daher öfter bei Angabe der Baulichkeiten der Burgen dieselben in ein höheres oder späteres Alter als der entscheidende Baustyl es beurkundet. Dieser allein kann hier zur sicheren Beurteilung dienen.“<sup>4</sup>

Historische Abhandlungen über Burgen gibt es bereits im 18. Jahrhundert – und das Bemerkenswerte daran ist die mitunter wissenschaftskritische Auffassung der damaligen Zeit. „Diejenigen, welche Geschichte zu beschreiben, sich vornehmen, sollten zwar alles mit völliger Wahrheit und gründlicher Gewissheit verzeichnen: Dann das ist der eigentliche und vornehmste Entzweck, warum wir die bereits geschehene(n) Dinge schriftlich verfassen. Wann wir aber gleichwohl bedenken, daß Menschen solche Verfassungen machen; so ist dergleichen wohl ehender zu wünschen, als zu hoffen. Die Menschen, welche Historische Bücher ediren, können nicht anders schreiben, als nach ihrer Einsicht, und nach denen vorhandenen Uhrkunden oder Nachrichten. Die Einsicht aber stammt insgemein von denen menschlichen Absichten ab: Da nun diese ohnehin von Natur mangelhaft und verdorben sind, ja durch die verschiedentliche(n) Empfindungen von allerhand zeitlichen Gütern noch mehr und mehr verderbet werden; so trägt sichs dann auch gar oftmahls zu, daß manches Unrichtiges mit einfließet. Die Documenta und Nachrichten kommen gleichfalls von Menschen her: wessentwegen sie manchemahl mit ziemlichen Unwahrheiten beflecket sind, welche zwar von einem, der Sachen Verständigen und Unpaßionirten sogleich eingesehen, von einem anderen aber, nach seiner Ab- und Einsicht, vor

<sup>3</sup> Bibliothek des GNM, Hs 2314.

<sup>4</sup> Heller, wie Anm. 3, S. 1.

## Mythos Burg – Neue Forschungen zu Burgen – besonders in Franken

die grössesten und glaubenswürdigsten Wahrheiten ausgegeben werden: und dergleichen Dinge gehen fast täglich für!“

Dies ist die einleitende Aussage von Johann Ludwig Heim Mitte des 18. Jahrhunderts in einem Buch über zwei unterfränkische Burgen.<sup>5</sup> Vergleichbar Wissenschaftskritisches liest man heute selbst in universitären Veröffentlichungen leider kaum noch. Heim (1704-1785), der als Chronist von Henneberg gilt und Pfarrer in Solz bei Meiningen war, blieb übrigens in der Burgenforschung bis heute völlig unbekannt.

Das Germanische Nationalmuseum (GNM), heute ein Bund-Länder-finanziertes Forschungsinstitut und Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft (WGL), spielte im 19. Jahrhundert eine besondere Rolle als kulturgeschichtliche „Sammelstelle“. 1882 verstarb Botho Graf zu Stolberg-Wernigerode und hinterließ testamentarisch seine Sammlung dem GNM. Von der Gründung an hatte er das Museum unterstützt; er tat dies als Statthalter seines minderjährigen Neffen und Erbprinzen Otto, des späteren Vizekanzlers des Deutschen Reichs. Nach dessen Volljährigkeit dankte er ab und bereiste als Privatier gemeinsam mit seiner Gemahlin Adelheid die durch Burgen besonders geprägten Landschaften Mitteleuropas, insbesondere Sachsen, Franken, das mittlere Rheinland und die Pfalz, die Schweiz und Tirol. Darüber hinaus sammelte er zu den Themen Burgen, Kleidung und Turnier alles Bildmaterial, dessen er habhaft werden konnte, wobei er leider auch ziemlich hemmungslos zur Schere griff und Bücher zerschnitt. Das GNM erbt rund 12.000 Drucke und schätzungsweise 1.200 Zeichnungen. Letztere stammen mehrheitlich von Graf Stolberg selbst und präsentieren die Burgen vielfach in einem Zustand vor den ersten Fotos. Auch fränkische Anlagen sind darunter, etliche davon wurden um 1879 von einem Friedrich Heise gezeichnet, beispielsweise Lichtenstein (Abb. 2). Die Grafiken, ergänzt um rund 400 Bücher, wurden einer neu geschaffenen

<sup>5</sup> Johann Ludwig Heim, Beschreibung derer zwey uhralten Fränkischen Bergschlösser Dißburg und Hutsberg, jetzt in der Fürstl. Graffschaft Henneberg gelegen, samt einiger Nachricht von der Hennebergischen Burggraffschaft zu Würzburg, Frankfurt/ Leipzig 1761.

„Burgensammlung“ des GNM zugeordnet, die inzwischen, ohne dass der Begriff noch verwendet wird, vermutlich die größte einschlägige Sammlung zu diesem Thema in Deutschland sein dürfte und bis zum Jahre 2010 völlig unbekannt war.<sup>6</sup> Wir können Stolbergs Kontakte zu vielen Burgenforschern nachweisen, in den Wissenschaftsgremien des GNM war er sogar Mitglied. Sein Material ist nicht zuletzt deswegen so bedeutend, weil historische Darstellungen von der Forschung bisher nur ansatzweise in ihre Überlegungen einbezogen wurden.

Neue Forschungsergebnisse zu einzelnen Burgen ergeben sich besonders durch die Bau- und Kunstgeschichte sowie die Archäologie, denn diese beiden Forschungsrichtungen können das Bauwerk in einer früher kaum bekannten Gründlichkeit und mit einer relativ modernen und umfassenden Methodik analysieren. Allerdings hat es im Rahmen der Untersuchung fränkischer Burgen bisher kaum eine echte Interdisziplinarität gegeben. Eine solch eingeschränkte Vorgehensweise ist der Regelfall, kaum jemand kann bei der Untersuchung der einzelnen Burg gleich fünf Kollegen anderer Fächer um Mitwirkung bitten, aber man muss sich der daraus resultierenden Einschränkungen bewusst sein.

Mehrere grundlegende Befunde zum frühen Burgenbau sind in den letzten Jahren bekannt geworden. Beispielhaft ist Burg Dollnstein (Abb. 3) zu erwähnen, wo gegenwärtig (2011) ein kleines lokales Museum konzipiert wird, um die als solche kaum zu erkennende Burg zu präsentieren.

Die baulichen Überreste weisen auf das 11. Jahrhundert hin, das Fachwerk des erhaltenen Bauwerks gehört zu einer Bauphase im 15. Jahrhundert. Berühmt geworden ist ein Münzschatz-Fund aus dem Jahre

<sup>6</sup> Das GNM verfügt heute über mehr als 30.000 Grafiken zum Thema Burgenbau, in der Bibliothek – mit rund 650.000 Titel die größte kulturgeschichtliche Bibliothek in Deutschland – befinden sich rund 50.000 für die Burgenforschung relevante Titel.

## Mythos Burg – Neue Forschungen zu Burgen – besonders in Franken

2007, der in der Ausstellung „Mythos Burg“ erstmals präsentiert werden konnte.<sup>7</sup>

Als ausgesprochenes Zentrum für Burgenforschung hat sich in den letzten Jahren die Universität Bamberg herausgestellt, viele der im Folgenden zu erwähnenden Forschungen fußen in der einen oder anderen Weise hier, insbesondere in der Mittelalterarchäologie und der Kunstgeschichte.<sup>8</sup>

Zu selten werden leider entsprechende Grabungen ausgewertet und publiziert, wenn doch, dann oft mit dem Wahn, dass jede Scherbe einzeln gezeichnet und präsentiert werden muss. Eine Ausnahme ist die Burg Neideck in der fränkischen Schweiz (Abb. 4 und 5). Hier hat es in jüngerer Zeit Grabungen gegeben, über die ein umfangreicher schriftlicher Bericht vorliegt und eine Publikation vorbereitet wird. Der erhaltene Hauptturm in Spornlage könnte als Wohnturm gedient haben, er geht im Kern auf das 13. Jahrhundert zurück, wie das erhaltene Buckelquadermauerwerk in den unteren Bauteilen erkennen lässt. Bemerkenswert ist die Entdeckung des Fundaments eines hochmittelalterlichen Rundturms mitten in der Vorburg. Der örtliche Heimatverein hat ihn begeistert zum salischen Wohnturm erklärt, obwohl er dem Verhältnis von Mauerstärke zum Innenraum nach eher ein Bergfried zu sein scheint. Hinsichtlich des Turms ist die von Kai Thomas Platz verfasste Dokumentation deutlich zurückhaltender formuliert, als es die örtlichen Informationstafeln sind. Platz schreibt, dass der vermutliche

<sup>7</sup> Vgl. M. Hensch und M. Hirsch, Der Silberschatz von Burg Dollnstein, in: Mythos Burg. Ausstellungskatalog, hg. von G. Ulrich Großman, Dresden 2010, S. 210 f.

<sup>8</sup> Wichtigste Arbeit ist die Dissertation von Matthias Hensch zur Burg Sulzbach-Rosenberg. In den 1990er Jahren war Joachim Zeune Assistent am Lehrstuhl unter Prof. Walter Sage. Dessen Nachfolger, Ingolf Ericsson, ist Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des Deutschen Burgenmuseums. Zu den unter seiner Regie verfassten Arbeiten gehört u.a. die Magisterarbeit von Nina Günster zur Wasserversorgung auf Burgen in der Fränkischen Schweiz. Der Verfasser führt am Lehrstuhl für Kunstgeschichte des Mittelalters seit 1999 Veranstaltungen zum Burgenbau durch, wichtigste Abschlussarbeiten sind bisher die Magisterarbeiten von Claudia Hagenguth zur Heldburg und Christian Apel zu Schloss Offenbar, derzeit (2011) sind mehrere Magisterarbeiten und Promotionen zur Feudalarchitektur in Arbeit.



Turm, dessen erhaltene Höhe bei wenigen Dutzend Zentimetern liegt, nicht durch anschließende Schichten zeitlich exakt datiert werden kann, sondern nur durch Vergleich, insbesondere durch die Ähnlichkeit zu dem Rundturm inmitten der Burg Burglengenfeld (Farbabb. 15). Diesen datiert Platz der bisherigen Literatur folgend in das 11. Jahrhundert. Der Burglengenfelder Turm wurde von Georg Brütting nach einem Bamberger Kunstgeschichtsseminar zum Burgenbau dendrodatiert<sup>9</sup> – leider erwiesen sich die Probenhölzer als zweitverwendet und geben daher nur einen Terminus post, den wir auch vorher schon kannten.<sup>10</sup> Die Proben weisen tatsächlich in das 11. Jahrhundert, doch in zwei unterschiedliche Zeiten, ohne dass dazwischen eine erkennbare Baufuge liegt – dies ist ein Hinweis auf eine Zweitverwendung der Hölzer. Meines Erachtens gehört der Turm nicht in das 11., sondern vielmehr erst in das späte 12. Jahrhundert. Entscheidend ist dabei, dass es sich gar nicht um einen freistehenden Rundturm handelt, sondern um einen Turm, der in eine Ringmauer eingebunden war. Der Stumpf eines zweiten Rundturms ist in einem Keller erhalten.<sup>11</sup> Bei Neideck ist hingegen davon auszugehen, dass man im 12. Jahrhundert in der Vorburg einen Bergfried zur Sicherung der Angriffsseite errichtete, was einer ganz und gar üblichen Bauepiflogeneheit entspricht. Außergewöhnlich ist dennoch die Größe dieser hochmittelalterlichen Burg, wenn nicht im 11., so doch wenigstens im 12. Jahrhundert. Vergleichsbauten dazu werden wir in unserer Region weiter suchen müssen.

Zu den bemerkenswerten frühen Burgen, vielleicht den am meisten besuchten und doch am wenigsten bekannten, zählt die Königspfalz in **Rothenburg** ob der Tauber (Abb. 6). Thomas Steinmetz hat die historischen Daten im Zusammenhang mit dem Bau dieser Pfalz eingegrenzt

<sup>9</sup> Georg Brütting, Daniel Burger, G. Ulrich Großmann, Burglengenfeld (Oberpfalz) und Neideck (Franken). (Bemerkungen zu Burgen 2), in: Rundbrief der Wartburg-Gesellschaft 48, Eisenach/ Nürnberg 2010, S. 10-12.

<sup>10</sup> Joachim Zeune, Burglengenfeld, in: Klaus Leidorf, Peter Ettl, Burgen in Bayern, Stuttgart 1999, S. 136 f.

<sup>11</sup> Aufgrund eines Hinweises von Dr. Daniel Burger hat der Verfasser die Verwaltung der in der Burg angesiedelte Behindertenwerkstatt gebeten, ihm den Turmstumpf zugänglich zu machen.

und kommt auf eine wahrscheinliche Bauzeit von 1138/42. Wenn diese Datierung richtig ist, hätten wir in den unteren Teilen der Kapelle – sie ist der einzige vollständig erhaltene Bau der Pfalz –, im Mauerwerk der Toranlage und in der über weite Strecken erhaltenen südlichen Ringmauer aus Buckelquadern mit sauberer Eckausbildung das früheste greifbare Buckelquadermauerwerk des Hohen Mittelalters. Bemerkenswert ist, dass die Pfalz das gesamte heutige Parkareal von Rothenburg umfasste, das die Westspitze der Altstadt bildet. Zwischen der Kapelle, die die Teile der Schildmauer dieser Pfalz mitbenutzt, und der Stadt lag noch ein breiter und tiefer Halsgraben. Die Errichtung der Kapelle kann sowohl in einer zweiten Bauphase erfolgt sein als auch bereits in der ersten Phase, gegenwärtig ist dies nicht eindeutig zu entscheiden. In ihrem ursprünglich zweigeschossigen Westgiebel findet sich ein Madonnenrelief, bisher nur allgemein als „romanisch“ bezeichnet (Abb. 7).<sup>12</sup> Tatsächlich ist es relativ gut in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts einzuordnen. Maria sitzt frontal, zwischen den Knien legt sich ihr Gewand in tiefe V-förmige Falten. Christus thront seitlich auf ihrem Schoß, sie hält ihn mit ihrem linken Arm fest und Christus segnet den Betrachter. Die verwitterte rechte Hand Mariens ist erhoben, vielleicht hielt sie eine Blume. Zu ihren Füßen knien zwei Stifter, der links ist sicher ein Mann. Der rechteckige Reliefrand bildet eine rechteckige Nische, in ihr Gewände sind die bisher ungedeuteten Buchstaben „R“ (links) und „P“ (rechts) eingeritzt – wahrscheinlich keine Steinmetzzeichen, denn es handelt sich um ein monolithes Relief. Die Haltung Mariens ähnelt dem sehr viel feineren Marienretabel St. Nikolaus in Brauweiler (um 1170) und einigen Madonnenstatuen dieser Zeit, die R. Budde um 1170 datiert.<sup>13</sup> Damit scheint sich ein zeitlicher Ansatz in

<sup>12</sup> Im „Dehio“ (Bayern I, Franken, München/Berlin 1999) fehlt das Relief. Dagegen: Thomas Biller, Die Blasiuskapelle der staufischen Reichsburg Rothenburg ob der Tauber, in: Wider das „finstere Mittelalter“. Festschrift für Werner Meyer. Schweizer Beiträge zur Archäologie des Mittelalters 29, Basel 2002, S. 41-51, hier S. 45. Thomas Steinmetz, Die Königspfalz Rothenburg ob der Tauber, Brensbach 2002, hier S. 57, spricht von einer „stark verwitterte[n] (romanische[n]) Relieftafel“.

<sup>13</sup> Zum Vergleich: Rainer Budde, Deutsche romanische Skulptur 1050-1250, München 1979, hier etwa die Madonnenstatuen aus Aachen und Bonn (Abb. 122 und 123) sowie das Relief aus Brauweiler (Abb. 125).

der Mitte der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu belegen. Da das Relief vermutlich der zweiten Bauphase der Kapelle angehört, könnte dies eine Bestätigung für die frühe Datierung der Buckelquaderbauteile um 1140 durch Thomas Steinmetz sein.<sup>14</sup>

Auf die neuen Ergebnisse zur Nürnberger Kaiserburg kann an dieser Stelle nur stichwortartig verwiesen werden. Die Bearbeitung der Altgrabungen leistete Birgit Friedel in ihrer Dissertation<sup>15</sup>, neue Grabungen haben eine davon abweichende Bebauung der Kernburg zum Ergebnis gehabt, harren jedoch der Auswertung. Die älteren baugeschichtlichen Beobachtungen wurden vom Verfasser in einem Literaturbericht zusammengestellt und in einem Führer zur Burg infrage gestellt.<sup>16</sup> Die heute erhaltene Bausubstanz lässt sich nur hinsichtlich des Fünfeckturms in die Mitte des 12. Jahrhunderts datieren, während Kapelle und Palas (-Sockel) dem frühen 13. Jahrhundert angehören, die Aufstockung des Kapellenturms und der weitestgehende Umbau des Palas sind kurz vor 1300 zu datieren und der Sinwellturm in das letzte Drittel des 13. Jahrhunderts. Begründungen für diese Umdatierung sind dendrochronologische Ergebnisse (Kapellenturm, Palasdecken) sowie baugeschichtliche Beobachtungen (Säulen und ihre Basen in der Kapelle; Zanglöcher am Sinwellturm).

Zahlreiche weitere Objekte zum ausgehenden Hochmittelalter harren der intensiven Forschung und es ist besonders erfreulich, dass diese im Jahre 2010 bei der oberfränkischen Burg Thurnau begonnen hat, die durch den spätromanischen Wohnturm besonders interessant ist. Ganz anders ist leider die Situation in Leonrod nahe Fürth (Abb. 8). Die denkmalpflegerisch vernachlässigte, wenn nicht sogar verwahrloste

<sup>14</sup> Steinmetz 2002, wie Anm. 14.

<sup>15</sup> Birgit Friedel, Die Nürnberger Burg. Geschichte, Baugeschichte und Archäologie, Petersberg 2007.

<sup>16</sup> G. Ulrich Großmann, Die Kaiserburg zu Nürnberg. Literaturbericht und Forschungsstand, in: Burgenbau im 13. Jahrhundert. Forschungen zu Burgen und Schlössern 7, München 2002, S. 83-98. – Birgit Friedel und G. Ulrich Großmann, Die Kaiserpfalz Nürnberg. (Burgen, Schlösser und Wehrbauten in Mitteleuropa 1), Regensburg 1999.

## Mythos Burg – Neue Forschungen zu Burgen – besonders in Franken

Anlage wurde bislang weder untersucht, noch sind neuere Restaurierungsbemühungen erkennbar. Der Kernbau des 13. Jahrhunderts ist durch große Regelmäßigkeit gekennzeichnet und erfuhr in der Spätgotik eine Erweiterung. Buckelquader aus der Ringmauer der architekturgeschichtlich hochbedeutenden Anlage dienen heute als Grillplatz.

In einer weiteren Burganlage aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts hat sich die Forschungssituation jüngst verbessert. Angeregt durch den Vortrag und ein diesem vorausgegangenes Bamberger Seminar hat sich eine Studentin der Kunstgeschichte dazu entschlossen, in einer Magisterarbeit die Baugeschichte der Kernburg von Kronach aufzuarbeiten, soweit dies nach der völligen „Entkernung“, also der weitgehend undokumentierten Zerstörung des Hauptwohnbaues in den 1970er Jahren überhaupt noch möglich ist. An dieser Stelle soll nur auf die bereits im Seminar<sup>17</sup> gemachte Beobachtung verwiesen werden, dass die Buckelquader des Bergfrieds etwa ab der Turmmitte mit Zangenlöchern versehen sind, ohne dass eine deutliche Baufuge einen neuen Bauabschnitt erkennen lässt. Dies spricht für eine Datierung des gesamten Turmes in die Zeit um 1240/60 (Abb. 9).

Zwei weitgehend spätmittelalterlichen Burgen soll abschließend die Aufmerksamkeit gelten: Lichtenstein und Altenstein, die im Kreis Haßberge zwischen Bamberg und der Heldburg liegen.

Ausgrabungen haben vor einigen Jahren die Kenntnisse zu beiden Burgen deutlich erweitert.<sup>18</sup> In **Lichtenstein** ist die ruinöse Kernburg mit dem Bergfried, Resten der Wohnbebauung einschließlich einer Kapelle sowie Teilen der Ringmauer mit einer nachträglichen Toranlage und einem bemerkenswerten Schießschartenturm erhalten (Abb. 10). Joachim Zeune als die Untersuchungen leitender Archäologe konnte aufgrund der Form des „Schießschartenturmes“ – Prellhölzer für Ha-

<sup>17</sup> Beobachtung von Ruth Tenschert (Uni Bamberg). Das Seminar fand im WS 2009/10 statt, eine anschließende Exkursion im SS 2010.

<sup>18</sup> Joachim Zeune, Burgruine Lichtenstein (Schnell-Kunsthändler Nr. 2349), Regensburg 1998.

kenbüchsen im Inneren, Buckelquader mit Zangenlöchern außen – plausibel machen, dass dieser Turm mit einer archivalisch überlieferten Baumaßnahme von etwa 1420/30 identifiziert werden kann, die der Abwehr der gefürchteten Hussiten galt. Allerdings blieb die Frage offen, weshalb rund 3 m hohe Schießscharten nur zwei Hakenbüchsenvorrichtungen enthalten und auf ganzer Höhe den Schützen zur Zielscheibe von Angreifern machen. Die Rekonstruktionszeichnung von Joachim Zeune<sup>19</sup> zeigt dies deutlich – für einen geübten Bogenschützen wäre der Verteidiger ein leichtes Ziel. Die gefährlich langen Schießscharten machen nur Sinn, wenn sie außer von den Hakenbüchsenbüchsen zusätzlich auch von Bogenschützen genutzt werden konnten, gewissermaßen in schnellem Wechsel. Dies erklärt auch die ungewöhnliche, experimentell wirkende Form. Diese Beobachtung, die auf die Frage eines Bamberger Studenten während einer Exkursion zurückgeht, ist wesentlich, wenn wir anschließend die Burg Altenstein betrachten.

Erhalten haben sich in Lichtenstein weiterhin die Außenmauern des romanischen Palas sowie die Kapelle, deren Apsis allerdings schon im späten 19. Jahrhundert abgestürzt ist. Eine Informationstafel in der Burg selbst präsentiert eine Zeichnung aus dem 19. Jahrhundert, die diese Apsis noch zeigt. Den auf der Informationstafel fehlenden Bildnachweis können wir hier ergänzen. Die Zeichnung stammt von Friedrich Heise, wurde 1879 angefertigt und gelangte über den umfangreichen Nachlass von Botho Graf zu Stolberg-Wernigerode 1882 in das Germanische Nationalmuseum.<sup>20</sup>

Bereits im späten 13. oder frühen 14. Jahrhundert gab es in Lichtenstein auch in der Vorburg ein hohes steinernes Haus, das heute noch bewohnt ist. Bemerkenswert sind in diesem Teil der Burg die Verkleidung

<sup>19</sup> Zeune 1998, wie Anm. 18, S. 17.

<sup>20</sup> Nina Günster, Blicke auf die Burg: Zeichnungen und Aquarelle des 19. Jahrhunderts aus den Beständen Karl August von Cohausen und Botho Graf zu Stolberg-Wernigerode im Germanischen Nationalmuseum. Erschienen anlässlich der Ausstellung "Mythos Burg" im Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg, 8.7.-7.11.2010, hg. von G. Ulrich Großmann.

## Mythos Burg – Neue Forschungen zu Burgen – besonders in Franken

des westlichen Gebäudes mit einer Rustikafassade aus dem 3. Viertel des 16. Jahrhunderts (Abb. 11), die einem Florentiner Stadtpalast alle Ehre machen würde – Vergleichsbeispiele von solcher Qualität sind in Franken nur ein schmaler Bauteil westlich am Wohnbau der Burg Kronach. Bemerkenswert ist ferner die Sicherung der Vorburg durch vier aus dem 15. Jahrhundert stammende Torbauten.

Im benachbarten **Altenstein** liegt die Burg an einem Hang und ist heute auf drei Seiten vom gleichnamigen Dorf eingefasst. Es gibt einen schmalen Gebäudekomplex zwischen der Kernburg und der oberhalb gelegenen Dorfkirche, an dieser Stelle befand sich früher die Vorburg. Durchschreitet man das Torhaus, geht man auf die durch vier Rundtürme gesicherte Eingangsseite der Kernburg zu. Sie vermittelt den Eindruck einer regelmäßigen Burganlage, für die es zwar Beispiele in Frankreich schon um 1200 und in Wales um 1300, in Mitteleuropa jedoch erst ab der Mitte des 15. Jahrhunderts gibt; Altenstein müsste somit entweder ausgesprochen innovativ sein – oder aber zeitlich falsch eingeordnet (Abb. 12). Der linke Eckturm sowie die Tortürme weisen Schießscharten in Form eines auf dem Kopf stehenden „T“ auf, die Türme reagieren also bereits auf Feuerwaffen; der rechte (westliche) Turm wurde im 16. Jahrhundert erneuert. Im rückwärtigen Teil der Burg gibt es eine Mauerpartie mit einer ähnlichen Schießscharte, direkt unterhalb des Chores der Burgkapelle. Nach einer im 19. Jahrhundert überlieferten Nachricht erfolgte 1438 die Erhebung der Burgkapelle zur Pfarrkirche.<sup>21</sup> Daher wurde angenommen, die Burgkirche sei 1438 errichtet worden, das Mauerwerk unter ihr müsse folglich älter sein (Abb. 13). Wenn diese Beweisführung zuträfe, hätten wir einen guten Beleg für das frühe Entstehen dieser Schießschartenform und – wichtiger noch – dieser regelmäßigen, bereits auf die Renaissance weisenden Bauanlage. Die These steht jedoch auf äußerst tönernen Füßen – und es

<sup>21</sup> Franz Nikolaus Wolf, Beschreibung der Bergruinen [Burgruinen] und Schlösser im Bezirke des königl. Landgerichts Eltmann und dessen Umgebung. 3. Lieferung, in: Archiv des historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg, Band 3, Würzburg 1835, S. 30-55, hier S. 43.

ist erst recht riskant, diese nicht über jeden Zweifel erhabene Datierung zur Einordnung der Schießscharten anderer Burgen einzusetzen.

Die Erhebung einer Kapelle zur Pfarrkirche setzt das Vorhandensein einer Kapelle voraus, sie bedingt keineswegs einen Neubau, nicht einmal einen Ausbau. Zudem fragt sich: Handelt es sich um unsere Burgkapelle, um deren Vorgängerbau oder um eine ganz andere Kapelle im Ort? Bislang datierte man die benachbarte und unmittelbar vor dem Burgtor stehende Dorfkirche wegen eines Inschriftsteins in das Jahr 1561. Tatsächlich wurde sie aber schon im 15. Jahrhundert errichtet und 1561 lediglich erweitert. Als mögliche Pfarrkirche würde sie sich ebenso anbieten wie eine Kapelle mitten in der Burg.

Die Burgkapelle selbst hat im Chor ein Fischblasen-Maßwerkfenster, unstreitig aus dem 15. Jahrhundert, und im Westen ein Portal mit einem Stabwerk-Gewände. Dies ist typisch für das letzte Drittel des 15. Jahrhunderts. Einen sicheren Beleg für eine frühere Entstehung der heutigen Kapelle gibt es folglich nicht, die Datierung der Schießscharte unterhalb des Chormauerwerks auf „vor 1438“ ist nicht stichhaltig.

Schließlich erscheint mir die Argumentation, dass auch diese Türme mit T-förmigen Schießscharten der Hussiten-Gefahr geschuldet sind, zumindest diskussionswürdig. Für eine solche Aussage ist die Schießscharte unter der Kapelle nicht gut dokumentiert, ihr nachträglicher Einbau keineswegs ausgeschlossen. Sicherer datiert sind dagegen ähnliche Scharten in der Burg Neideck, um 1520/30, aber auch in Veldenstein, um 1480, nicht aber um 1430, schließlich in der Stadtmauer von Kronach unterhalb der Annakapelle, 1513.

Bei einer frühen Datierung hätten wir schließlich davon auszugehen, dass um 1430 angesichts einer Bedrohung ein Bauherr nahezu gleichzeitig in zwei nur wenige Kilometer voneinander entfernt liegenden Burgen zwei völlig unterschiedliche Systeme der Verteidigung einbauen lässt, von denen eines ausgesprochen experimentell und das andere bereits sehr entwickelt ist. Meines Erachtens ist daher eine Datierung der betreffenden Ausbauphase in Altenstein auf etwa 1470/80 zu korri-

gieren. Auch die Form der Gesamtanlage würde gut in diese Zeit passen.

Im Kern geht die Burg Altenstein auf die Zeit um 1200 zurück. Insbesondere gehört der Bergfried hinter dem spätgotischen Tor dieser Zeit an. Er hat auf der Außenseite eine Buckelquader-Verblendung. Die Steine weisen statt Zangenlöchern noch Wolfslöcher auf den oberen Flächen auf, es zeigt sich also eine Hebetchnik, die man in Franken bis um 1230/40 üblicherweise genutzt hat. War die Nordseite ursprünglich vollständig ohne Öffnungen?<sup>22</sup> Mittig unter dem Turm findet sich ein breiter Felsspalt, der gegen den Turm durch ein segmentbogiges Gewölbe abgeschlossen war. Nach neuerer Auffassung handelt es sich hier um einen Abortschacht. Wir kennen Aborte innerhalb einer Außenmauer etwa vom Plantatum des Klosters Müstair aus dem 9. Jahrhundert, aber auch von diversen Burgen, etwa in Marburg (um 1295). Doch der Schacht reicht mit mäßigem Gefälle ziemlich genau fünf Meter in den Turm hinein. Ein Abort kann sich also nicht in der Mauerstärke befunden haben, auch nicht in der Mauerstärke der Hofseite, er müsste stattdessen mitten im Turm seinen Platz gehabt haben. Dies wäre selbst für einen Dansker unüblich. Eine solche Anordnung ist folglich völlig ausgeschlossen. Dagegen müssen wir uns den zerklüfteten Felsen vor Augen führen. Unter dem Bergfried befindet sich ein Felsspalt, dieser wird durch einen schmalen Bogen überwölbt, um dem Aufbau des Turmes Stabilität zu gewähren – ein völlig normaler Vorgang im Burgenbau des Mittelalters. Es handelt sich um den Ausläufer eines Felsspaltes, der jenseits des Burggrabens, in der Vorburg, in voller Breite und Höhe erscheint. In einem Stahlstich von etwa 1840 ist der Turm um ein Stockwerk höher gezeigt, hier findet sich eine große rundbogige

<sup>22</sup> Diese Vermutung äußert Joachim Zeune, in: *Burgruine Altenstein*, Regensburg 2003, S. 8 f.



Öffnung, die bereits 1879 nicht mehr zu sehen war. Hier befand sich also der Abort – auf der Nordseite, wie es auch zu erwarten ist.<sup>23</sup>

Der zerklüftete Fels begegnet uns an der Südseite der Burg nochmals. Zwischen zwei Felsnasen ergibt sich ein Hohlraum von mehreren Metern Breite, ähnlich übrigens im nahen Rotenhan. Dieser Zwischenraum wurde mit einer Segmenttonne sorgfältig überwölbt, woraus in beiden Burgen auf ein breites befahrbares Tor geschlossen wurde. Unterhalb des vermeintlichen Tores befindet sich aber in beiden Burgen relativ steiles Gelände und der vermeintliche Torweg endet innerhalb der Burg nach wenigen Metern vor einer Felswand. Hier wie dort handelt es sich nicht um Tore, sondern ebenfalls um große segmentförmige Entlastungsbögen, die zur Ableitung des Gewichtes der oberen Mauer- teile dienen und sofort nach der Errichtung vermauert wurden. Es gibt weder einen Grund, diese beiden Burgen mit Wagen zu befahren, noch eine Möglichkeit.

Für Altenstein ist zusammenzufassen, dass trotz vergleichsweise umfangreicher Grabungen insbesondere die Bauforschung am erhaltenen Mauerwerk noch fehlt und daher viele Aussagen, die des Ausgräbers ebenso wie die des Verfassers, noch sehr spekulativ sind.

Es wäre zu wünschen, wenn mit der Planung des Burgenwinkels im Kreis Haßberge auch nochmals Grundlagen für eine intensivere Untersuchung durch Bauforscher gelegt würden, die Kooperationen mit der Universität Bamberg haben ja auch bereits für die nahe Heldburg sehr positive Ergebnisse erbracht. In jedem Fall bewährt es sich, auch auf den ersten Blick gesicherte und zuverlässige Ergebnisse nochmals zu überprüfen und zu hinterfragen. Burgenforschung ist nicht Verkündung von Ergebnissen, sondern fortwährende Diskussion.

<sup>23</sup> Stahlstich von Wittmann in der Graphischen Sammlung des GNM; Zeichnung von Heise 1879 aus der Sammlung Stolberg, ebenfalls in der Graphischen Sammlung des GNM.

## Mythos Burg – Neue Forschungen zu Burgen – besonders in Franken

Wie bei diesem Beispiel sind zahlreiche Fragen der Burgenforschung sowohl im Detail wie auch im Überblick noch ungeklärt und ungelöst. Für die Burgenforschung hilfreich wäre es, wenn eine Universität die Initiative zur Verbesserung der Forschungslage ergreifen würde und Fragen der Burgenforschung in eine interdisziplinäre Zusammenarbeit einbinden wollte. Die Chance, in der Geisteswissenschaft eine innovative Forschungsarbeit zu leisten, ist momentan groß, insbesondere weil sie von anderen nicht ergriffen wird. Bamberg hätte mit dem „ZEMAS“ ideale Voraussetzungen für diese Aufgabe, wenn man sich zu einem entsprechenden Konzept zusammenfände. Ich bin persönlich sehr gespannt, wie die Forschungssituation in fünf oder in zehn Jahren aussieht und auch welchen Einfluss darauf das Deutsche Burgenmuseum auf der Heldburg und die Universität Bamberg nehmen.



Abb. 1: Altenburg bei Bamberg: Ansicht des Torhauses



Abb. 2: Lichtenstein/Unterfranken: Romanischer Wohnbau mit Kapelle, Bergfried und „Hakenbüchsen-Turm“. Zeichnung von Friedrich Heise aus dem Bestand von Graf Stolberg, 1879



Abb. 3: Dollnstein: spätgotischer Fachwerkbau der Burg



Abb. 4: Neideck: Blick vom Wohnturm der Kernburg auf den ergrabenen Stumpf des Rundturms der Vorburg



Abb. 5: Neideck: Blick auf die Kernburg



Abb. 6: Rothenburg o.d.T.: Burgkapelle

Mythos Burg – Neue Forschungen zu Burgen – besonders in Franken



Abb. 7: Rothenburg o.d.T.:  
Relief am Westgiebel der Burg-  
kapelle



Abb. 8: Leonrod: Außenansicht der Burg



Abb. 9: Kronach: Bergfried



Abb. 10: „Hakenbüchsen-Turm“ der Burg Lichtenstein





Abb. 11: Lichtenstein: Renaissance-Wohnbau der Vorburg

Mythos Burg – Neue Forschungen zu Burgen – besonders in Franken



Abb. 12: Altenstein/Unterfranken: Gesamtansicht. Zeichnung von Friedrich Heise (1879) im Germanischen Nationalmuseum



Abb. 13: Altenstein: Burgkapelle aus dem (späten?) 15. Jahrhundert und Schießscharte darunter

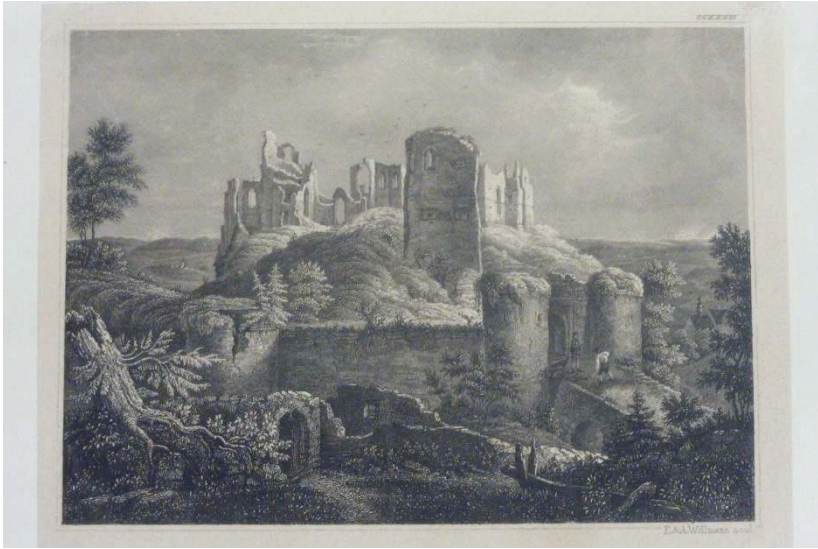


Abb. 14: Altenstein, Stahlstich von Wittmann, um 1840

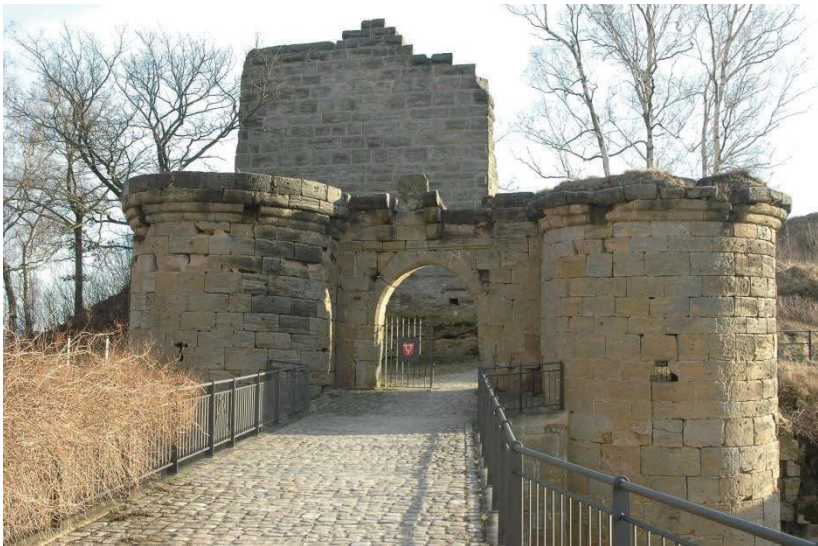


Abb. 15: Altenstein, Nordseite heute

MANFRED SCHULLER

## **Wetzhausen. Burg und Schloss einer fränkischen Reichsritterschaft**

„Ich habe einen Freund in Wetzhausen“ sagt der Held des Thrillers „Das Amulett des Todes“, dargestellt von Rutger Hauer, gedreht vom Kameramann Michael Ballhaus.<sup>1</sup> Kurz darauf erscheint das Schloss Wetzhausen in der welligen Landschaft des Haßbergevorlandes als schwer beschädigte Ruine mit teileingestürztem Dach (Abb. 1). Der Zustand war im Drehjahr 1974 derart gravierend, dass das zuständige Landratsamt wegen Personengefährdung die Sprengung und Niederlegung des gesamten Schlosses beantragte. Dem damals neuen Bayerischen Denkmalschutzgesetz<sup>2</sup> mit seinen Finanzierungshilfen durch den Entschädigungsfonds und dem persönlichen Einsatz des seit diesem Jahr gerade erst im Amt befindlichen Generalkonservators Michael Petzet war es zu verdanken, dass die Eigentümer aus dem Kreise der Familie der Truchsesse von und zu Wetzhausen sich zur Bewahrung und Sanierung ihrer Stammburg entschlossen<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> 1948-1955 war das Schloss Wetzhausen Standort des noch heute in Maßbach existierenden „Fränkischen Theaters“. Die Künstlergemeinschaft um Oskar Ballhaus und Lena Hutter wohnte auch dort, bis der schlechte Bauzustand zum Auszug zwang. Das Schloss hat den berühmt gewordenen Sohn Michael Ballhaus nicht losgelassen und zu seinem frühen, bereits die für ihn so charakteristische Kameraführung vorwegnehmenden Film animiert, in dem weitere Filmgrößen wie Horst Frank, Vera Tschschowa und Walter Sedlmayr mitspielten.

<sup>2</sup> In Kraft getreten am 1.10.1973.

<sup>3</sup> Mit großer Tatkraft nahm sich Crafft Freiherr Truchsess von und zu Wetzhausen der Sanierung des Schlosses an. Er bündelte und übernahm die Verantwortung über das sich in verstreutem Familienbesitz befindliche Gebäude. Sein viel zu früher Tod 1993 vereitelte einen vollständigen Abschluss des mit hohen staatlichen Subventionen begonnenen

Das heute etwa 200 Einwohner zählende Dorf Wetzhausen liegt am südlichen Rand der Haßberge, ca. 9 km nordwestlich von Hofheim und 20 km nordöstlich von Schweinfurt entfernt. Das Dorf ist über seine gesamte Geschichte durch die Herrschaft der Truchsesse geprägt. Noch heute gehört ein Großteil des Grundes innerhalb und außerhalb des Ortes zur Familie. Das Geschlecht der Truchsesse von und zu Wetzhausen zählt zu den ältesten und bedeutendsten Geschlechtern des niedrigen Adels in Unterfranken. Ihr Stammsitz mit Burg in Wetzhausen ist seit 1340 gesichert<sup>4</sup>. Mehrere Seitenlinien verstreuten sich von hier aus über die Haßberge: die Truchsesse von Wetzhausen zu Bundorf, zu Bettenburg, zu Brennhausen, zu Sternberg, zu Oberlauringen. Neben der Stammlinie existieren davon heute nur noch die Truchsesse von

Vorhabens. 1978 übernahm ich noch als Architekturstudent mittleren Semesters der TU München zusammen mit der Geschichtsstudentin Brigitte Loher die Bauaufnahme des gesamten Schlosses im Maßstab 1:50, die als Grundlage zur Sanierung unabdingbar war. Es war mein erstes größeres Projekt und damit auch prägend für meinen weiteren Weg als Bauforscher. Betreut wurde die Arbeit von Gert Th. Mader vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, der damals gerade die verformungsgerechte Bauaufnahme im Bereich Denkmalpflege zur Vorbereitung von Maßnahmen an Baudenkmalern einführte und entwickelte. Nach meiner Berufung auf die Professur für „Bauforschung und Baugeschichte“ an der Universität Bamberg 1986 wurde das mittlerweile notgesicherte Schloss 20 Jahre lang Stützpunkt für die Bauaufnahmeübungen des Aufbaustudiums, später Masterstudiums Denkmalpflege. Generationen von angehenden Denkmalpflegern und Bauforschern lernten hier – stets im kalten Dezember – die ersten Schritte. Auch nach meinem Wechsel an die TU München 2006 bleibt das Schloss Ausbildungsort für Architekturstudenten und Restauratoren aus München und von der ETH Zürich. Der Familie der Truchsesse in Wetzhausen danke ich für mittlerweile jahrzehntelange Freundschaft und Unterstützung, allen voran dem verstorbenen Crafft Truchsess von und zu Wetzhausen, Elisabeth, Johannes, Christine und Julia.

<sup>4</sup> Brigitte Loher, Beiträge zur Geschichte und Genealogie der Truchsesse von Wetzhausen im Mittelalter, masch. Zulassungsarbeit für das Lehramt an Gymnasien am Lehrstuhl für Bayerische Geschichte der LMU, München 1982. Die Familie geht mindestens bis auf das 13. Jahrhundert zurück, durch die Vernichtung des aus Sicherheitsgründen (!) nach Schloss Wässerndorf (Ufr.) ausgelagerten Familienarchivs durch Brandstiftung in den letzten Kriegstagen 1945 sind keine wirklich gesicherten Aussagen zur Frühgeschichte möglich. Zur Frühgeschichte vor Vernichtung des Archivs: Hanns von Hessberg, Wie Wetzhausen an die Truchsesse kam, in: Die Frankenwarte. Blätter für Heimatkunde. Beilage zum Würzburger General-Anzeiger Nr. 42 (1938), o.S..

## Wetzhausen. Burg und Schloss einer fränkischen Reichsritterschaft

Wetzhausen zu Bundorf im gleichnamigen Ort auf der anderen Seite der Haßberge. Seit 1400 bis 1998 hatten die Truchsesse von und zu Wetzhausen eine eigene Pfarrkirche mit dem Patronatsrecht, bis 1802 besaßen sie die Hochgerichtsbarkeit auf ihrem Gebiet und das Erbförsteramt über die Haßberge. Trotz ihres kleinen Herrschaftsgebiets erreichten sie 1442 die Reichsfreiheit und behielten diese bis ins 19. Jahrhundert. Die Erstgeborenen verwalteten über die Jahrhunderte üblicherweise ihr wirtschaftlich weitgehend autarkes Gebiet mit Schwerpunkten – bis heute – auf der Land- und Forstwirtschaft. Die Nachgeborenen hielten wichtige Stellungen in den Domkapiteln der nahe gelegenen Bistümer Bamberg und Würzburg inne. Einer, Martin, wurde 1477-89 Hochmeister des Deutschen Ordens, viele ergriffen bis ins 20. Jahrhundert militärische Laufbahnen. Seit 1546 ist die Hauptfamilie protestantisch, nachdem noch 1525 Heinrich Truchsess von und zu Wetzhausen als Marschall des Würzburger Bischofs wesentlichen Anteil an der Niederwerfung der Bauern in Unterfranken hatte. Die Bauern hatten seine Abwesenheit allerdings genutzt und sein Schloss in Wetzhausen in Brand gesteckt.<sup>5</sup> Als Familienwappen dient bis heute ein Schild mit rot-silbernem Schachbrettmuster.

Das Schloss liegt am westlichen Rand des Dorfes, etwa 100 m von der Kirche in Dorfmitte entfernt. Westlich des Schlosses erstreckt sich seit dem Mittelalter der Wirtschaftshof mit weitläufigen Stallungen, Scheunen, Remisen, heute meist aus dem 19. Jahrhundert, aber auch mit einer großen Zehntscheune von 1569. Nördlich des Schlosses befindet sich ein künstlich angestauter Weiher, dessen nach Westen abfließendes Wasser heute abgegangene Mühlen und Hammerwerke betrieb. Das Wasser flutete ursprünglich auch den Graben, der das Schloss umgab. Das Schloss selbst steht als stattliche viergeschossige Vierflügelanlage auf einem Sockel (Abb. 2), der durch bis heute immer noch ruinöse Mauerzüge gebildet wird und das Kerngebäude vom ehemaligen Graben trennt.

<sup>5</sup> Alle diese kurzen Hinweise nach: Fritz Mahnke, *Schlösser und Burgen im Umkreis der Fränkischen Krone*, Bd 2, Coburg 1978, S. 76-79 und Loher 1982, wie Anm. 4.

Der Graben ist heute nur mehr im Osten nachvollziehbar<sup>6</sup>. Die vier Flügel des Kerngebäudes mit Kantenlängen von 28 (S) x 23 (W) x 30 (N) x 26 (O) m umschließen einen annähernd quadratischen Innenhof von knapp 12 x 12 m (Abb. 3 und 4). Durch die Traufhöhe von immerhin 15 m wirkt der Hof schachtartig eng. Nur im Hochsommer dringt die Sonne mittags bis zum Bodenpflaster. Die Hauptfassade des Schlosses richtet sich zu Dorf und Kirche nach Osten aus (Abb. 2 und Abb. 5 oben). Hier befindet sich der Hauptzugang mit einer steinernen Brücke über den Burggraben. Die Fassade wird an den Seiten durch zwei sechskantige, über die volle Höhe reichende Ecktürmchen mit welschen Hauben gefasst. Die Mitte ist durch einen schlanken Erker betont, der vom ersten Obergeschoss bis zur Traufe reicht. Links des Erkers liegt das rundbogige Haupttor, so groß dimensioniert, dass Kutschen bequem in den Hof einfahren können. Die Durchgangsmöglichkeit wird in gleicher Achse, aber enger, für Fahrzeuge ungeeignet nach Westen durch den Baukörper hindurch bis in den Wirtschaftshof weitergeführt (Abb. 4). Vom Hof erschließen mehrere Öffnungen die meist gewölbten Erdgeschossräume. Ein großer Treppenturm in der Nordostecke mit einer Hohlspindelwendeltreppe führt über alle Geschosse bis ins Dach. In der gegenüberliegenden Südwestecke liegt ein kleiner Türvorbau mit Vorhangbogengewände, durch den man das erste Geschoss des westlichen Bautrakts erreichen kann (Abb. 6). Aus dem zweiten Obergeschoss der Hofseite ragt ein Erker mit markanten Vorhangbogenfenstern und Blendmaßwerk in der Brüstung (Abb. 6). In der Nordwestecke des Hofes liegt ein bis auf das Grundwasser reichender Brunnen, über dem sich auf Steinsäulen ursprünglich ein Fachwerkaufsatz in Höhe des ersten Geschosses erhob. Im Außenbereich ist der Südfassade über die westliche Hälfte ein eingeschossiger massiver Altan vorgestellt, der durch eine steinerne Maßwerkbrüstung abgeschlossen wird (Abb. 3 und 4).

<sup>6</sup> Im Süden wurde der gut erhaltene Graben in den 1980er Jahren für eine Baustellenzufahrt zugeschüttet und bis heute nicht mehr geöffnet. Im Westen zum Gutshof hin ist der Graben seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch ein Tonnengewölbe zu einem Keller umfunktioniert worden.

## Wetzhausen. Burg und Schloss einer fränkischen Reichsritterschaft

Im Norden, dem Teich zu, ragt aus dem Kernbau des Schlosses ein zweigeschossiger Anbau, der in einem halbrunden Turm endet, an den die ruinöse Grabenummauerung anschließt (Abb. 2 und 5).

Das Schloss ist seit Jahrzehnten unbenutzt, sämtlicher mobiler Ausstattung beraubt und deutlich durch die Spuren der Verwahrlosung und der Bauarbeiten der 1980er und 90er Jahre geprägt<sup>7</sup>. Im Südtrakt führte das über lange Jahre offene Dach (Abb. 1) zu einem Durchbruch aller drei Geschossdecken, die Nordwestecke war von der Traufe bis zum Boden an zwei Seiten abgerissen (Abb. 5). Dieser Bauteil war nur durch aufwendige, in die Substanz tief eingreifende statische Maßnahmen zu stabilisieren<sup>8</sup>, in deren Folge großflächig historische Oberflächen verloren gingen. Die Dachwerke im Süden und Norden waren Totalschäden und sind heute durch moderne Konstruktionen ersetzt, die beiden anderen erfuhren erhebliche Verstärkungen durch Eisenkonstruktionen. Großflächig wurden über 70 Prozent der Schlossböden aus Steinplatten, Mörtelstrichen und Holz ersetzt, nicht immer dringend notwendig. Immerhin gelangen mit einem Einsatz von etwa 6 Millionen DM verteilt auf mehrere Bauetappen die Sicherung des statisch extrem gefährdeten Gesamtbaukörpers, die komplette Überdachung, die Einziehung aller fehlenden Decken und das Einsetzen von insgesamt 124 neuen Fenstern. Leider unterblieb der vorgesehene letzte Bauabschnitt mit der Sicherung der Grabenmauern (Abb. 2) und dem Öffnen der alten Grabensituation. Eine Nutzung konnte im schwierigen Umfeld des

<sup>7</sup> Ein Zweig der Familie bewohnte das „alte“ Schloss bis zum 2. Weltkrieg, während sich die zweite Hauptlinie 1908-10 ein neubarockes Schloss auf einem landschaftsbeherrschenden Hügel etwa einen Kilometer außerhalb des Ortes errichtete.

<sup>8</sup> Die Mauern mussten über die gesamte Höhe von 15 m außen und innen mit harten Zementschlämmen flächendeckend abgedichtet werden, die als dichte Schalen für das Ausspritzen des desolaten Bruchsteinmauerwerks mit einem Spezialzement (sogenanntes Torkretverfahren) dienen. Zudem wurde das Mauerwerk in diesem Bereich horizontal mit Eisenankern in der Mauerachse verschludert und quer zur Wandrichtung mit dichtliegenden Eisen vernadelt. Als Fehler erwies sich die Entscheidung, aus Kostengründen sämtliche, das heißt auch statisch ungefährdete Mauerpartien des Schlosses, mit dem Torkretzement zu schlämmen.



ehemaligen Zonenrandgebiets und auch nach der Grenzöffnung bis heute nicht gefunden werden<sup>9</sup>, so dass das Schloss wortwörtlich in einen Dornröschenschlaf verfallen ist, da ohne permanente Pflege starker Bewuchs zunehmend Hof und Außenbereich umfasst<sup>10</sup>.

Innen birgt das Schloss trotz seines Schicksals vielfältige Überraschungen in seinen insgesamt 71 Räumen. Hier können nur einige dieser bau- und kunstgeschichtlich bedeutsamen Ausstattungsdetails aufgezählt, noch weniger abgebildet werden. Die großzügige Treppenanlage mit ihrer markanten Hohlspindel wurde bereits erwähnt (Abb. 7). Vom Hof aus führt ein steinernes Renaissanceportal mit mächtigem Gebälk und Bossen- und Beschlagwerkornamentik in den Treppenturm (Abb. 8), die Zugänge zu den einzelnen Geschossen werden durch steinerne Türgewände in hoher Qualität gebildet. Die Treppe erreicht im obersten Geschoss einen im Grundriss unregelmäßigen Saal, der fast den gesamten Ostflügel einnimmt. Dieser „Rittersaal“ glänzt mit einer beschädigten, aber immer noch gut ablesbaren Ausmalung mit Arabesken in den Fenstergewänden, Beschlagwerk mit Tieren als Fensterrahmung, Draperien an den Wänden und Fruchtgehängen in den Deckenfeldern (Farbabb. 16). Datiert ist die Malerei unter einem Doppelwappen der Truchsesse und der Hennebergs mit 1604. Unter dem Rittersaal liegt ein mittelgroßer Raum mit einer Stuckkassettendecke aus Gips, die der gleichen Zeit angehört und damit zu den frühen Stuckdecken der Region zählt (Abb. 9). Bei Freilegungsübungen mit Studierenden des Restaurierungswesens der TUM unter Leitung von Professor Erwin Emmerling kamen 2008 an den Wänden des Raumes unter Putzschichten des 19. Jahrhunderts abgeschlagene Reste einer Pilaster- und

<sup>9</sup> Die ursprüngliche Planung sah eine Nutzung durch die evangelische Landeskirche als Depot für ausrangierte kirchliche Gegenstände und Archiv vor.

<sup>10</sup> Im Sommersemester 2004 startete das Masterstudium Denkmalpflege der Universität Bamberg unter der Leitung von Frau Prof. Sabine Bocks eine Seminarwoche zur Freilegung von Bewuchs und zur Notsicherung neuralgischer Bereiche. Die Zusammensetzung der Studierenden mit Architekten, Bauingenieuren, Restauratoren und Kunsthistorikern hat sich dabei bestens bewährt. Bei den Seminaren der TUM und der ETH Zürich werden alle zwei Jahre Entbuschungaktionen durchgeführt.

Arkadengliederung in Gipsstuck zu Vorschein. Der Raum war demnach äußerst aufwendig gestaltet und findet seine nächste Parallele im 1613 von Fürstbischof Julius Echter ausgestatteten Festsaalflügel des Schlosses Rimpar bei Würzburg<sup>11</sup>. Im zweiten Obergeschoss des Südflügels reicht ein großer Raum durch die gesamte Gebäudetiefe. Gegen den Hof wird er durch den benannten Erker (Abb. 6), nach Süden durch große Vorhangbogenfenster mit Sitznischen abgeschlossen. Der Erker datiert durch seine Inschrift „1528“ die Raumkonstellation. Ob sich dies auch auf dort nur in geringen Partien freigelegte Malereien bezieht, ist noch nicht geklärt. Wahrscheinlich datieren die qualitätvollen Szenen mit höfisch gekleideten Jägern, die mit Armbrust und Blasrohr Vögeln nachstellen, wenige Jahrzehnte später in die 1570er Jahre (Farbabb. 17). Gleich neben diesem repräsentativen Saal liegt in der Südwestecke ein Raum mit gut erhaltener Bohlenwand und Bohlendecke aus dem 16. Jahrhundert (Abb. 10). Hier kann die noch mittelalterliche Konstruktion von der Kombination Fachwerk/Bohlenwand bis hin zum Detail der Türdichtung aus Ledereinsätzen studiert werden (Abb. 11). Weitere alte Türzugänge in Holz und Stein, verschiedenste Holzeinbauten, farbige Fachwerkkonstruktionen, versteckte Treppen, Schießscharten, Abtrittreste, originale Oberflächenrelikte, plastische und malerische Ornamente und viele Details handwerklicher Art sind über das gesamte Schloss verstreut und machen es zu einer Fundgrube von Bauformen und Bautechniken aus verschiedenen Zeiten.

Macht das Schloss von außen insgesamt einen stilistisch einheitlichen Eindruck, den man prima vista in die Zeit der deutschen Renaissance setzen möchte, so deuten bereits die angesprochenen Details darauf hin, dass dies täuscht. Die sich über Jahre erstreckenden Untersuchungen

<sup>11</sup> Felix Mader, Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern, Band 3. Regierungsbezirk Unterfranken & Aschaffenburg, Heft III, Bezirksamt Würzburg, München 1911, S. 129-143; Franz Prinz zu Sayn-Wittgenstein, Schlösser in Franken. Residenzen, Burgen und Landsitze im Fränkischen, München 1984, S.264; Georg Dehio (bearbeitet von Tilmann Breuer, Friedrich Oswald, Friedrich Piel, Wilhelm Schlemmer u.a.), Franken. Die Regierungsbezirke Oberfranken, Mittelfranken und Unterfranken, München 1999, S. 885 f.

mit Methoden der Bauforschung zeigen, dass das heutige Bauwerk das Produkt einer äußerst komplizierten Baugeschichte ist.<sup>12</sup> Über Jahrhunderte wurde gebaut, zerstört, umgebaut, abgerissen und ergänzt. Mittlerweile lassen sich die Hauptgrundzüge der Entwicklung über 650 Jahre bis in das 14. Jahrhundert zurückverfolgen. Es ist ein Glücksfall, dass die erste nachweisbare archivalische Erwähnung, die 1346/48 einen Diez Truchsess mit einer Feste in „Wetzhusen“ erwähnt<sup>13</sup>, und die frühesten Dendrodaten (1336 +10 -7)<sup>14</sup> das gleiche Ergebnis anzeigen. Die erste Burg wurde auf einem von Ost nach West reichenden, sich nur leicht aus der Umgebung erhebenden Geländesporn errichtet. Hierzu wurde im Osten ein tiefer Graben ausgehoben, der durch das Aufstauen des nahen Bächleins zu einem Weiher geflutet werden konnte. Ähnlich wie noch heute umgab ein äußeres Mauergeviert zwingerartig einen Kernbereich mit der eigentlichen Wohnburg<sup>15</sup>. Diese bestand aus einer Hofmauer an Stelle der heutigen Außenfassaden und zwei Wohngebäuden, die sich diagonal in Nordwest- und Südostecke gegenüberstanden.

<sup>12</sup> Das Schloss kann bis zu unserer Bearbeitung als kaum erforscht gelten. Die meisten Erwähnungen gehen auf das Kunstdenkmälerinventar von 1912 zurück, das noch den Zustand um 1900 abbildet. Georg Lill und Felix Mader, Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern, Band 3. Regierungsbezirk Unterfranken & Aschaffenburg, Heft V, Bezirksamt Hofheim, München 1912, S. 113-116; Mahnke 1978, wie Anm. 5, S. 76-79; Sayn-Wittgenstein 1984, wie Anm. 11, S.234, Dehio 1999, wie Anm. 11, S. 1112.

<sup>13</sup> Loher1982, wie Anm. 4, S. 53 f.

<sup>14</sup> Probenentnahme und Bearbeitung im Rahmen einer studentischen Übung des Instituts für Archäologie, Bauforschung und Denkmalpflege der Universität Bamberg unter Leitung des Dendrochronologen Dr. Thomas Eißing. Alle weiteren, für die schwierige Entzifferung der komplizierten Baugeschichte extrem wichtigen Dendrodatierungen sind Thomas Eißing und seinem Studierendenteam zu verdanken.

<sup>15</sup> Archäologische Sondagen der Außenstelle des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in Würzburg unter Leitung von Dr. Michael Hoppe im November 1998 innerhalb und außerhalb des östlichen und nördlichen Zwingerbereichs ergaben erstens den Nachweis der Spornlage und zweitens, dass innerhalb der heutigen Außenmauer ein älterer Mauerzug existierte. Dieser dürfte die erste Außenmauer der Feste gewesen sein, die aber noch im Mittelalter durch die Lage der heutigen, immer wieder ausgebesserten Grabenmauer ersetzt wurde.

## Wetzhausen. Burg und Schloss einer fränkischen Reichsritterschaft

Die bewusst skizzenhaft gehaltenen Rekonstruktionen der mittelalterlichen Bauphasen (Abb. 12) müssen wegen der durch spätere Phasen reduzierten Befundlage schematisch bleiben. Unbekannt sind bei der ersten Phase die Erschließung, die Zahl der Geschosse, die Lage der Binnenräume, die Fensteranordnung und die Dachform. Der Hauptzugang zum Burghof lag bereits wie heute im Osten, wahrscheinlich existierte ein kleinerer im Westen zu dem bereits damals dort zu vermutenden Wirtschaftsbereich. Im Hof befand sich der wichtige Brunnen, der seine Lage nicht mehr verändern sollte. Beide Gebäude in den Hofecken sind in ihrer Mauersubstanz noch erhalten, allerdings komplett in die späteren Baukörper übernommen. Das Gebäude im Nordwesten diente zu Verteidigungszwecken, wie zwei schmale Pfeilschießscharten Richtung Hof belegen. Von einem ihrer Sturzbohlen stammt die dendrochronologische Datierung in die Mitte des 14. Jahrhunderts. Das 6,5 m schmale und etwa 20 m lange Gebäude muss mindestens zwei Geschosse gehabt haben. In der gegenüberliegenden Ecke stand über einem Keller ein ähnlich hoher Baukörper, der reinen Wohnzwecken diente. Klare Hinweise hierfür finden sich in der ehemals freistehenden Westwand des Gebäudes. Hier führte der Kellerzugang mit einem eigenen gewölbten Kellerhals in den freien Hof. Direkt darüber im Obergeschoss lag eine 5 m breite, über die gesamte Gebäudetiefe reichende Bogenöffnung in der mit 1,3 m sehr starken Wand (Abb. 12). Der Bogen liegt heute im Gebäudeinneren und ist vermauert, aber noch in voller Größe nachweisbar. Was soll eine solch große Bogenöffnung in einer Außenwand des ersten Geschosses? Es muss sich um eine nach Westen offene Loggia gehandelt haben, die im 13. und 14. Jahrhundert in Türmen und Wohngebäuden beliebt waren, nachweisbar etwa in vielen Regensburger Adelstürmen, aber auch an Wohntürmen Südtiroler Burgen. Die Loggia in Wetzhausen spricht für durchaus gehobene Wohnansprüche in diesen frühen Zeiten.

Die Anlage der Wetzhäuser Stammburg in der Mitte des 14. Jahrhunderts dürfte nicht isoliert dastehen, sondern die typische Situation einer Niederburg der Haßberge wiedergeben: In einem gefluteten Grabenbereich steht innerhalb eines zwingerartigen Sockels ein mauerumwehrter Hof mit wohnturmartigen Gebäuden. Noch gut nachzuvollziehen ist

dies an Schloss Brennhausen bei Sulzdorf an der Lederhecke, einer etwa 10 km entfernt einsam liegenden Wasserburg. Diese ehemals von einer Seitenlinie der Wetzhäuser gegründete Anlage liegt in einem aufgestauten Teich, wo auf einem Zwingersockel zwei hohe Wohntürme stehen, die um einen engen Hof zu einem Gebäudeensemble verschmolzen sind.<sup>16</sup> Die Brennhäuser Anlage wurde im Gegensatz zu Wetzhausen und anderen Niederburgen der Haßberge kaum verändert, nur einige Fenster wurden in späteren Zeiten aufgeweitet und Ende des 15. Jahrhunderts neue Satteldächer aufgesetzt. Sie hat so als seltener Fall noch heute ihren mittelalterlichen Charakter bewahrt, der so typisch für die Haßberge gewesen sein dürfte.<sup>17</sup>

In Wetzhausen wurde der Wohnraum anscheinend schnell zu klein. Wahrscheinlich noch im 14. Jahrhundert – ohne dass wir hierfür feste Daten in der Hand hätten – erweiterte man den Baukörper im Nordwesten (Abb. 12). Der Anschluss reichte über die Nordostecke bis zur Toreinfahrt. Nachweisbar ist dieser Bauabschnitt durch kleine mittelalterliche Fenstereinfassungen im ersten Obergeschoss der Außenfassaden, die später wieder zugesetzt wurden, und eine schmale, heute blind endende geradläufige Treppe in der Nordostecke. Zwischen Toreinfahrt und Ecke wurde zudem ein weiterer Keller eingefügt. Etwa um oder kurz nach 1400 schloss man das noch offenstehende Hofeck mit einem ebenfalls L-förmigen Bau. Davon zeugen zum heutigen Hof stehende, sehr starke Mauern, die erst- und einmalig in Wetzhausen aus großformatigem Quadermauerwerk anstatt aus dem sonst üblichen Bruchstein errichtet wurden (Abb. 6). Der neue Bau trakt mit einem weiteren Kellerraum, der eigenartigerweise einen direkten Zugang zum Brunnen schacht erhielt, hatte einschneidende Folgen. Zugesetzt wurden durch

<sup>16</sup> Hans Karlinger, Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern, Band 3. Regierungsbezirk Unterfranken & Aschaffenburg, hg. von Felix Mader, XIII Bezirksamt Königshofen, München 1915, S.26-29; Mahnke 1978, wie Anm. 5, S.50-52. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts ist die beeindruckende kleine Wasserburg in Händen des Hauses von Bibra.

<sup>17</sup> Das 2009 teilweise durch Brandstiftung zerstörte Schloss Ebelsbach bei Zeil (Ufr.) dürfte ganz ähnliche Züge gehabt haben, ist aber wie Wetzhausen in späteren Zeiten stark umgebaut worden.

## Wetzhausen. Burg und Schloss einer fränkischen Reichsritterschaft

ihn an dem Baukörper aus der ersten Phase die Schießscharten zum Hof und die offene Loggia. Den Zugang zum Wirtschaftsbereich im Westen erlaubte ein spitzbogiges Hofportal, das vage Anhaltspunkte zur Datierung liefert. Über dem Portal steigt das dicke Quadermauerwerk turmartig mit einer markanten Vertikalfuge bis zum zweiten Obergeschoss an, ohne dass im Gebäudeinneren zugehörige Mauerteile zu erkennen wären (Abb. 6). Eine gesicherte Rekonstruktion ist unmöglich, unsere Skizze zeigt nur die nachweisbare Mauersubstanz (Abb. 12). Zu dieser oder zu der nächsten Bauphase gehören zugesetzte Fenster und Zugänge im ersten Geschoss der Westfassade, deren Positionierung auch zeigt, dass hier später, nach Dendrodaten um 1500, Korrekturen in der Höhenlage der Geschossdecken vorgenommen wurden.

1525 setzten die Bauern in Abwesenheit des Truchsesses die mittelalterliche Burg in Brand, wovon wohl noch Rußspuren an den gerade genannten Holzdecken im Westen zeugen. Wie stark die Schäden waren, lässt sich nicht mehr feststellen. Doch die Datierung des Hoferkers 1528 belegt, dass sie Anlass waren, die alte Burg grundlegend zu überarbeiten. Im Süden wurden im ersten und zweiten Obergeschoss wohnliche Räume mit den durch die Albrechtsburg in Meißen in Mode gekommenen Vorhangbogenfenstern und der Erker mit der komplizierten, spätestgotischen Maßwerkbrüstung eingerichtet (Abb. 1 und 6). Die Burg beginnt sich zum Schloss zu wandeln. Die Höhenentwicklung erreicht im Süden mit einem Fachwerkaufbau, der einen größeren Saal birgt, die endgültige Höhe<sup>18</sup>. Erschlossen werden die neuen Räumlichkeiten durch einen mehrgeschossigen hölzernen Laubengang an der Westseite des Hofes. Der Zugang führte vom Hof zunächst durch ein steinernes Vorhangbogenportal zum ersten Obergeschoß (Abb. 6). Von dort war der Laubengang über offene Loggiabögen (Abb. 12) zugänglich, von dem Holztreppe weiter nach oben geführt haben müssen.

<sup>18</sup> Trotz der inschriftlichen Datierung einer der Hauptstützen der Holzkonstruktion auf 1577 deuten Dendrodaten darauf hin, dass der Fachwerkaufsatz bereits kurz nach 1525 entstanden ist.

Alte, später vermauerte Türöffnungen zeugen von den Zugängen in die oberen Geschosse. Nach dem aufgemalten Datum auf der älteren Stütze des Festsaales im Fachwerkobergeschoss scheint man bereits 1577 die 1528 geschaffenen Räumlichkeiten einer gründlichen Neuredaktion unterzogen zu haben. In allen Geschossen sind nunmehr renaissancebeeinflusste Fenstergewände, Türfassungen und Malereireste zu entdecken. Vielleicht gehören die Jagdszenen und der Einbau der erwähnten Bohlenstube ebenfalls zu dieser Phase (Abb. 10 und Farbabb. 17). Die Bohlenstube wurde jedenfalls aus einem anderen Zusammenhang in Zweitverwendung in die ältere Rahmenarchitektur von 1528 eingestellt. 1589 ist die Zeit des hölzernen Laubengangs zu Ende. Man stellt in die dicken Mauerzüge über dem spitzbogigen Portal einen steinernen Wendeltreppenturm ein (Abb. 6), der ab dem ersten Obergeschoss die oberen Stockwerke erschließt<sup>19</sup>. Der alte Zugang vom Hof ins erste Obergeschoss bleibt bestehen.

Wie die Bauentwicklung im Osten und Nordosten der Kernburg im 16. Jahrhundert aussah, entzieht sich unserer Kenntnis, da hier um 1600 eine groß angelegte Um- und Neubaumaßnahme einsetzte, die das gesamte Schloss bis heute entscheidend prägen sollte. Nach der Heirat von Hans Eitel Truchsess von und zu Wetzhausen mit Anna Maria Truchsessin von Henneberg 1594<sup>20</sup> scheint frisches Geld in die Familie gekommen zu sein. Eine Gouache aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Familienbesitz macht das Ergebnis der Baumaßnahmen am besten sichtbar (Abb. 13). Der östliche Baukörper wird komplett neu auf Mauerresten des Mittelalters in den beiden unteren Geschossen errichtet. Vor die rechtwinkligen Kanten der mittelalterlichen Bausubstanz werden die beiden markanten Ecktürmchen gestellt, die Mitte wird durch das Erkertürmchen aus Werkstein gebildet, die Tordurchfahrt neu gestaltet (Abb. 5). In der Nordostecke des Hofes steht der großzügige Treppenturm mit der markanten Hohlspindel.

<sup>19</sup> Datierung durch Inschrift im Türsturz 1.OG des Treppenturmes.

<sup>20</sup> Lill/Mader 1912, wie Anm. 12, S.116.

## Wetzhausen. Burg und Schloss einer fränkischen Reichsritterschaft

Das aufwendige Renaissanceportal (Abb. 8) kann über das Meisterzeichen Julius Emes zugewiesen werden, der 1611 in der Deutschordenskomturei in Münnerstadt ein ganz ähnliches Prunkportal errichtet<sup>21</sup>. Ob er auch der verantwortliche Baumeister war, muss fraglich bleiben. Die andere Hofecke füllt eine weitere, wesentlich engere Wendeltreppe für die Dienstboten aus, die nur bis ins zweite Obergeschoss reicht. Alle Wohnräume im Westen und Norden bekommen eine Neuredaktion, die durch die ungewöhnlichen Gipsoberflächen aller Wände charakterisiert ist. Die weißen, fein polierten Gipsflächen müssen eine sehr vornehme Wirkung gehabt haben<sup>22</sup>. Gesteigert wurde diese noch in ausgewählten Räumen, wie im Raum mit der Stuckdecke und der aufwendigen Wandgliederung (Abb. 9) und in einem weiteren Raum, in denen die Gipsbüsten eines Herrn und einer Dame – wohl die Bauherren – für immer symbolisch das Schloss tragen (Abb. 14). Nur der große „Rittersaal“ im obersten Geschoss besitzt Wände mit Kalkputz, da hier in alter Tradition, aber moderner Ornamentensprache eine prachtvolle Ausmalung Einzug hielt (Farbabb. 16). Die großen Abmessungen des Saales (Abb. 4) lassen auf anspruchsvolle Feste der damaligen Zeit rückschließen. Für die menschlichen Bedürfnisse sorgten etliche Abtritte in unmittelbarer Saalnähe. Beheizt wurde er durch zwei indirekt an Abdrücken nachweisbare große Kachelöfen an den Stirnseiten<sup>23</sup>. Der Saal konnte stützenfrei errichtet werden, da die mit farbenprächtigen Blütenbuketts in den Feldern ausgestattete Decke im Dachwerk aufgehängt war (Abb. 15). Zu der Bauphase um 1600 gehört ein großer Teil der in

<sup>21</sup> Dehio 1999, wie Anm. 11, S. 647; zu den Steinmetzzeichen: Hans Koppelt, Steinmetzzeichen in Ost-Unterfranken. Ein Beitrag zur Handwerks- und Baugeschichte, Gerolzhofen 1977.

<sup>22</sup> Die glatte Oberfläche bot einen idealen Untergrund für Kindergraffiti: Kirchen, Hirsche, Namen erscheinen darauf ab der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zur Überdeckung im 19. Jahrhundert.

<sup>23</sup> Figürliche und ornamentale Kachelreste von Renaissanceöfen konnten 1980 auf dem Dachboden geborgen werden. Die letzte Ausstattung des Schlosses mit Öfen bestand aus Kachelöfen des ausgehenden 19. Jahrhunderts mit Neurenaissanceornamentik. Diese 1978 noch weitgehend intakten Öfen wurden zu Beginn der Bauarbeiten aus Vandalismus verschlagen, nur wenige Reste konnten geborgen werden.



bester Steinmetzarbeit hergestellten Fenstergewände für die in moderner Form gekoppelten Fensteröffnungen (Abb. 5)<sup>24</sup>. Modernste Formen der Zeit – antikisierende Säulenordnungen, Beschlagwerk, Diamantblossen – verwendeten die Steinmetze auch bei den Portalen des Treppenturmes (Abb. 7 und 8) und des Wappenschildes über dem Hauptportal. Die Brüstungen des Fassadenerkers waren dagegen mit feinen Maßwerkgeräten überzogen (Abb. 16). Eine solche Kombination von nachgotischem mit renaissancehaftem Formengut gilt üblicherweise als bewusste Architektursprache der Gegenreformation, die insbesondere der Würzburger Fürstbischof Julius Echter seit 1573 vorantrieb und die er durch eine umfangreiche Baupolitik zu untermauern suchte. Den protestantischen Truchsess hinderte dies nicht, diese modischen Formen der „Echtergotik“ an seinem Schloss anzubringen. Am Sockel des Erkers haben sich alle am Bau beteiligten Steinmetze in alter Tradition durch die Bündelung ihrer Steinmetzzeichen verewigt (Abb. 16)<sup>25</sup>. Der bewusst gesetzte Anfangsstein des Erkers im Inneren des hier noch mittelalterlichen Mauerwerks ist durch einen Zwerg mit Narrenkappe und der Datierung der Baumaßnahme „1600“ geschmückt. 1604 waren die Fresken des Rittersaales fertig und 1605 wurde die große Maßnahme durch neue, vereinheitlichende Dachwerke auch über dem Süd- und Westflügel abgeschlossen. Gedeckt waren alle Dächer, in denen sich übrigens die Reste von frühen Dienstbotenwohnverschlügen fanden, mit teurem Schiefer. Einige wenige 1978 noch nachweisbare, heute durch die Torkretierung getilgte Spuren von Vorritzungen auf den Putzresten der Fassaden könnten Hinweis darauf sein, dass die Fenster mit Maleien umrahmt, die Fassaden also zusätzlich gestaltet waren. Zu der umfangreichen Maßnahme der Zeit um 1600 gehört eine Neuorganisation des äußeren Befestigungsgürtels. Die mittelalterliche Zwingermauer wurde durch Rundtürme mit Schießscharten für schwere Musketen

<sup>24</sup> Einige wurden bereits im 19. Jahrhundert in etwas vereinfachter Form ersetzt, etliche Austauschungen geschahen in den 1980er Jahren.

<sup>25</sup> Koppelt 1977, wie Anm. 21, S. 198 hat nur einen kleinen Teil der am Schloss erhaltenen Steinmetzzeichen dokumentiert. Die Vielfalt deutet auf einen hohen Einsatz geschulter Arbeitskräfte und einen zügigen Baufortschritt hin.

verstärkt (Abb. 13). Zwar konnte diese im Zeitalter der Bastionen eigentlich völlig veraltete Befestigung sicherlich keinem mit Artillerie versehenen Heerhaufen Widerstand leisten, war gegen marodierende Banden aber doch ein Schutz. Immerhin sind im 30jährigen Krieg, der die Haßberge durchaus streifte, keine Schäden bekannt. Wichtig war den Truchsessern aber wohl auch die „sprechende“ Betonung der Wehrhaftigkeit, die ihnen als altem Rittergeschlecht zustand. Vier Rondelle standen an den Ecken, ein zusätzliches neben der neu gestalteten Ostzufahrt mit Zugbrücke und eines im Norden als Abschluss eines Anbaues, das als einziges heute noch erhalten ist (Abb. 2 und 5). Die hier erhaltenen Maueranschlüsse sind besonders wertvoll, da sie die Lage und Beschaffenheit des ehemals umlaufenden Wehrgangs nachvollziehbar machen. Das Rondell und der mit ihm verbundene Anbau hatten eine zusätzliche Sonderfunktion. Hier befand sich die vom ersten Geschoss des Schlosses aus zugängliche Küche. Auf dem Kegeldach des Rondells saß ein je nach Wind drehbarer Schornstein, wohl aus metallbeschlagenem Holz. Diese eigenartige Konstruktion ist bereits auf der Gouache des 18. Jahrhunderts (Abb. 13) und auf einem Photo des Kunstdenkmälerinventars von 1912 zu erkennen<sup>26</sup>. Die Gouache zeigt, dass die rondellverstärkte Befestigung das gesamte Erdgeschoss verbarg. Folgerichtig waren die fast durchgehend gewölbten Erdgeschossräume nur für Lagerzwecke genutzt, die Wohnräume begannen im ersten Obergeschoss. Man erkennt zudem einen größeren Anbau an der Nordwestecke. Auf einem Aquarell wohl aus der Mitte des 19. Jahrhunderts mit umgedrehter Blickrichtung aus Südwesten (Abb. 17) ist dieser Anbau ebenfalls zu erkennen, außerdem erscheinen hier weitere Anbauten anstelle der heutigen Südterrasse. Die noch heute ablesbare Grundorganisation des Schlosses mit zwei Haupttreppenhäusern und zwei größeren Festräumen lässt vermuten, dass ein Hinweis aus dem 18. Jahrhundert, es handle sich um zwei Schlösser (Familiensitze), seine Berechtigung hat und zeitweise zwei Familienzweige dort Wohnrecht besaßen.<sup>27</sup> Das erreichte Erscheinungsbild des Schlosses ist für eine

<sup>26</sup> Lill/Mader 1912, wie Anm. 12, S.115.

<sup>27</sup> Lill/Mader 1912, wie Anm. 12, S.113.

mittelgroße Anlage im weiteren Franken nicht untypisch. So sei unter vielen anderen beispielhaft das Schloss Mitwitz im Kreis Kronach genannt. Auch dort wurde eine Wasserburg des 14. Jahrhunderts auf alten Resten nach Zerstörungen im Bauernkrieg um einen Innenhof wiedererrichtet und dann in der Zeit um 1600 in großem Stil als wehrhaftes Schloss ausgebaut.<sup>28</sup>

Der Zustand nach 1605 bedeutete den maximalen Ausbau des Schlosses, anschließend gab es nur mehr kleinere Umbauten im Inneren. Selbst das 18. Jahrhundert überformte nur einige Wohnräume, ließ den Gesamtcharakter unberührt. Gebaut wurde dafür außerhalb, insbesondere der Neubau der großen Patronatskirche 1707/8 war eine große Anstrengung. Die Kirche mit Herrschaftsstand im Westen wurde anstelle eines älteren Vorgängers errichtet und birgt eine selten vollständige Grabmalerreihe eines Adelsgeschlechts. Aus dem 15. und 16. Jahrhundert existieren 31 Steinepitaphien mit plastischen Abbildern der Verstorbenen, aus der Barockzeit bis heute hölzerne Totenschilde.<sup>29</sup> Erst im 19. Jahrhundert setzten am Schloss wieder Maßnahmen ein, die aber neben einer Neuorganisation der Räume im Ostflügel hauptsächlich im Rückbau der Zwingerbefestigung bestanden. Das Aquarell Abb. 17 zeigt, dass der Wehrgang im Süden bereits bis auf Höhe der Konsolsteine abgetragen war. Vor die Vorhangbogenfenster des zweiten Obergeschosses war ein Balkon gesetzt, der die beginnende Sehnsucht nach Sonne belegt. Bis um 1900 wurde die Entfestigung weiter vorangetrieben. Alle Rondelle bis auf das des Küchenbaus fielen, die Zwingermauern wurden bis auf das Erdniveau abgetragen und durch eine umlaufende Brüstung ersetzt<sup>30</sup>. Die Anbauten im Süden wurden abgetragen und auf ihren Mauerstümpfen eine großzügige Terrasse, zugänglich vom ersten Geschoss aus, eingerichtet (Abb. 3). Deren Abschluss bildete ein durchbrochenes Steingitter, dessen neugotische Formen sich am Vorbild des Erkers aus der Zeit um 1600 orientieren. Ende des 19.

<sup>28</sup> Sayn-Wittgenstein 1984, wie Anm. 11, S. 160; Dehio 1999, wie Anm. 11, S. 630, 631.

<sup>29</sup> Lill/Mader 1912, wie Anm. 12, S. 102-113.

<sup>30</sup> Lill/Mader 1912, wie Anm. 12, S. 114. Photo um 1900.

## Wetzhausen. Burg und Schloss einer fränkischen Reichsritterschaft

Jahrhunderts brannte es im Fachwerkaufsatz des 16. Jahrhunderts an der Südwestecke. Die Fachwerkaußenwände wurden daraufhin durch massives Sandsteinquaderwerk mit neugotischen Spitzbogenfenstern ersetzt (Abb. 1). Die belassene Innenstruktur aus Holz zeigt bis heute Spuren dieses noch glimpflich verlaufenen Brandes.

Das 20. Jahrhundert bringt den Niedergang. Ein Zweig der Familie errichtet zwischen 1908 und 1910 auf einem markanten Hügel knapp einen Kilometer östlich außerhalb der Ortschaft ein neues, sehr repräsentatives Schloss (Abb. 18) mit angeschlossenem neuem Gutsbetrieb.<sup>31</sup> Wieder war wohl eine Hochzeit Anlass. Die Frau des preußischen Rittmeisters Crafft Freiherr Truchsess von und zu Wetzhausen, Carla, geb. Erhart, war eine Bürgerliche aus Amerika mit hoher Mitgift. Ihr Wunschtraum war ein Barockschloss, möglichst eine Kopie von Schloss Solitude bei Stuttgart, was ihr vom Württembergischen Königshaus untersagt wurde. Nach Entwürfen des Nürnberger Architekten Jakober entstand dann in kürzester Zeit eine Vierflügelanlage mit aufwendigen Werksteinfassaden in neubarockem Stil, die nach dem Bauherren Schloss „Craheim“ genannt wurde. In einem halben Jahr stand der Rohbau, angeblich waren 500 Steinhauer dabei beschäftigt und 80 Pferdefuhrwerke im Einsatz.<sup>32</sup> 1910 konnte das Schloss nach aufwendigem Innenausbau bezogen werden. Das Schloss muss insbesondere nachts wie ein Traumwerk über dem Haßbergvorland gethront haben. Besaß es doch angetrieben durch eine Dampf-, später Dieselmachine eine eigene Stromversorgung in einer Gegend, die erst 1924 elektrifiziert wurde.<sup>33</sup> 1943 wurde das Schloss beschlagnahmt und Lazarett. Nach dem Krieg diente es kurz der amerikanischen Armee als Stabsquartier, bevor es nach vielfältigen Verwendungen, darunter Blindenheim und Schule mit Internat, seit 1968 durch das „Lebenszentrum für

<sup>31</sup> Mahnke 1978, wie Anm. 5, S. 80, 81.

<sup>32</sup> Mahnke 1978, wie Anm. 5, S. 80.

<sup>33</sup> Mündliche Hinweise von Crafft Truchsess von und zu Wetzhausen.

die Einheit der Christen“ als Begegnungsstätte und Schulungszentrum genutzt wird<sup>34</sup>.

Die Familie der Truchsesse zog in den Gutshof vor dem alten Schloss und geht ihrer jahrhundertealten Arbeit in der Land- und Forstwirtschaft weiter nach. Die Zukunft des Stammschlusses aber bleibt ungewiss, immerhin ist weiterer Verfall gestoppt.<sup>35</sup>

<sup>34</sup> Seit 1987 werden hier auch die Studierenden für die Übungen im alten Schloss untergebracht und verköstigt.

<sup>35</sup> Eine voreilige, unpassende Nutzung würde sehr schnell zu großen Substanzverlusten und Folgeproblemen führen. Bei relativ geringem Pflegeaufwand kann das historisch und kunsthistorisch faszinierende Schloss einer dann vielleicht besonders dankbaren Folgegeneration mit einem hohen Anteil an Originalsubstanz übergeben werden.

Wetzhausen. Burg und Schloss einer fränkischen Reichsritterschaft



Abb. 1: Schloss Wetzhausen von Süden. Zustand 1978



Abb. 2: Schloss Wetzhausen von Nordosten. Zustand 2004

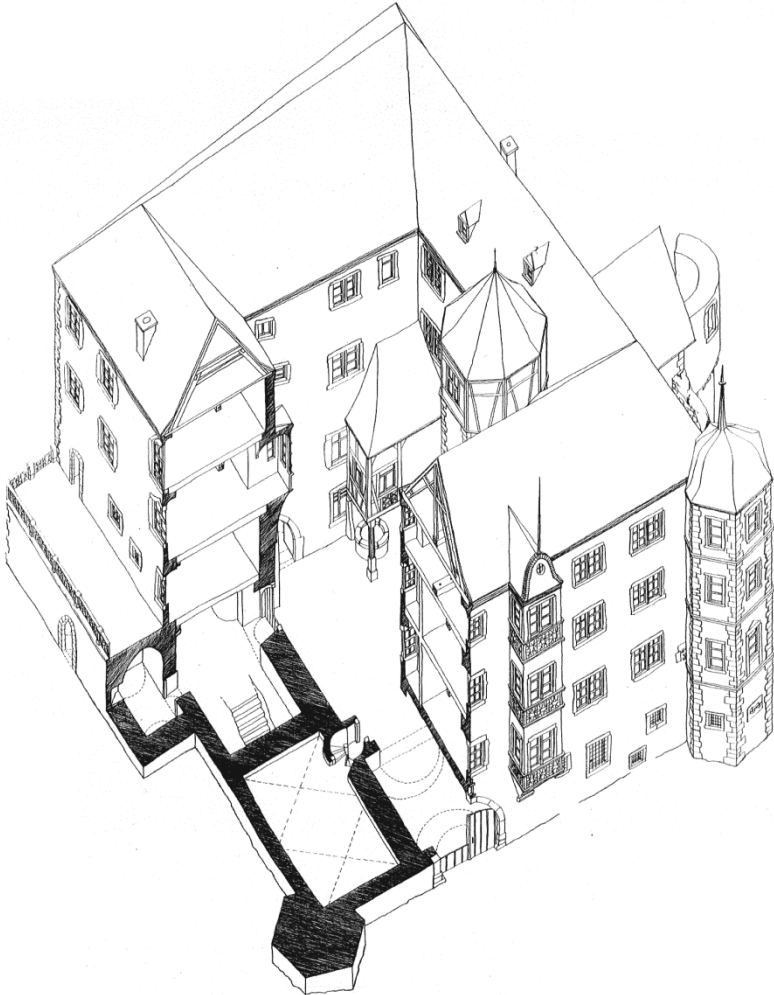


Abb. 3: Isometrie des Schlossbaukörpers mit Innenhof von Südosten

# Wetzhausen. Burg und Schloss einer fränkischen Reichsritterschaft

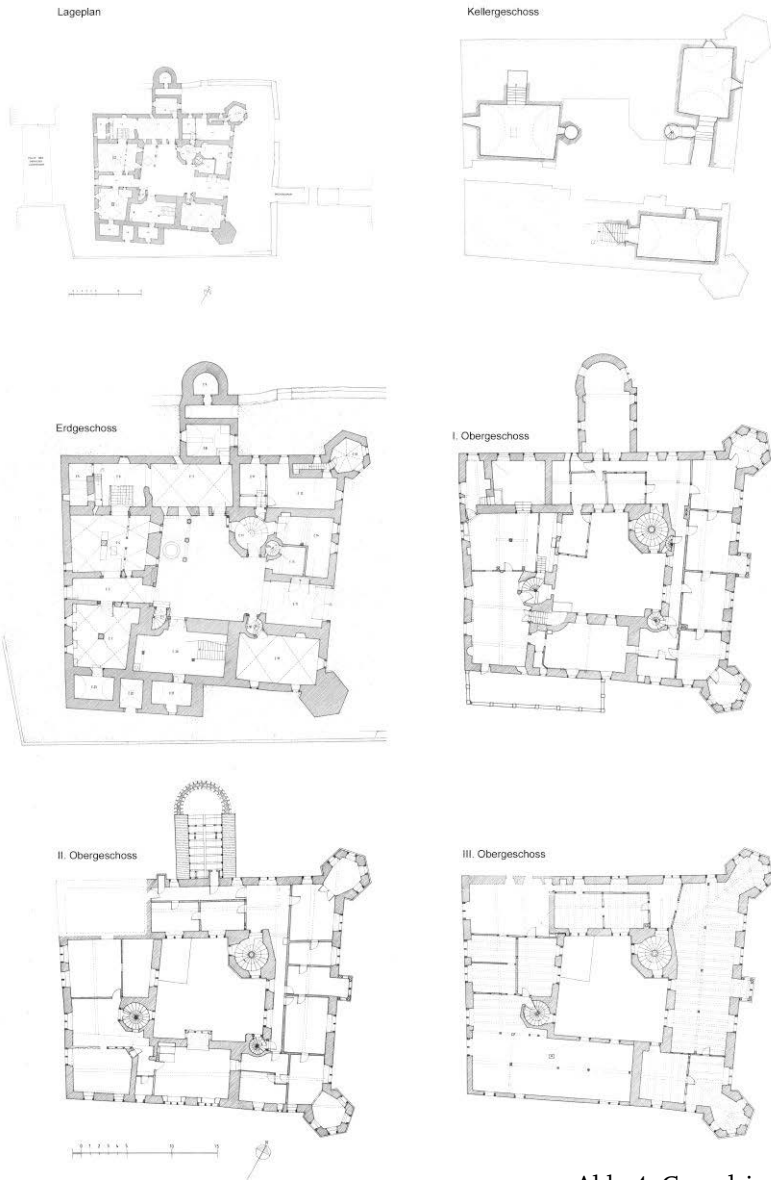


Abb. 4: Grundrisse





Abb. 5: Fassadenansichten. Oben von Osten, unten von Norden

Wetzhausen. Burg und Schloss einer fränkischen Reichsritterschaft

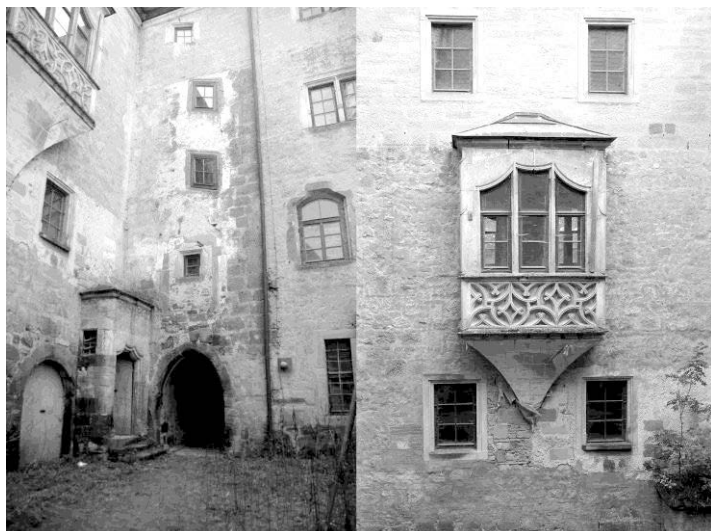


Abb. 6: Innenhof. Links Treppenaufgang und Durchgang nach Westen, rechts Erker 1528

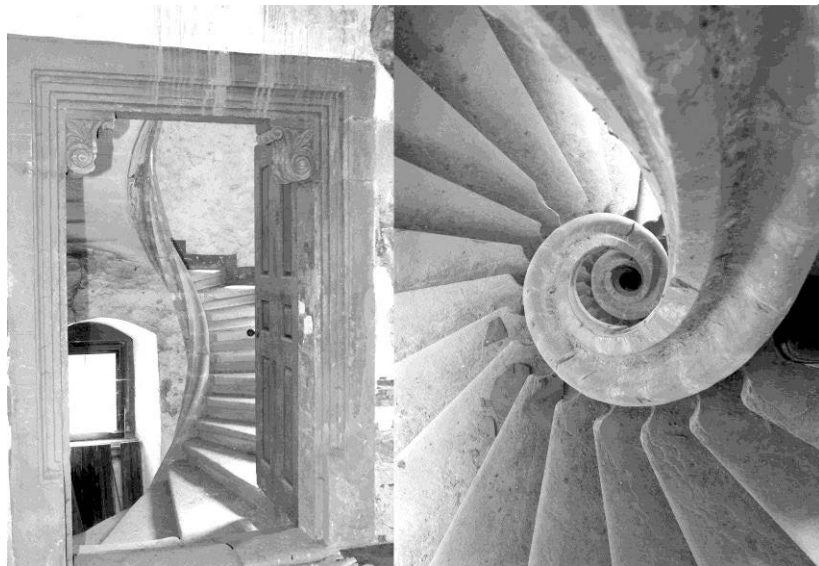


Abb. 7: Treppenturm von 1600. Einblick und Spindel



Abb. 8: Portal des Treppenturms von 1600

Wetzhausen. Burg und Schloss einer fränkischen Reichsritterschaft



Abb. 9: Gipsstuckdecke, 1600-1604



Abb. 10: Bohlenstube, 1. Hälfte 16. Jahrhundert

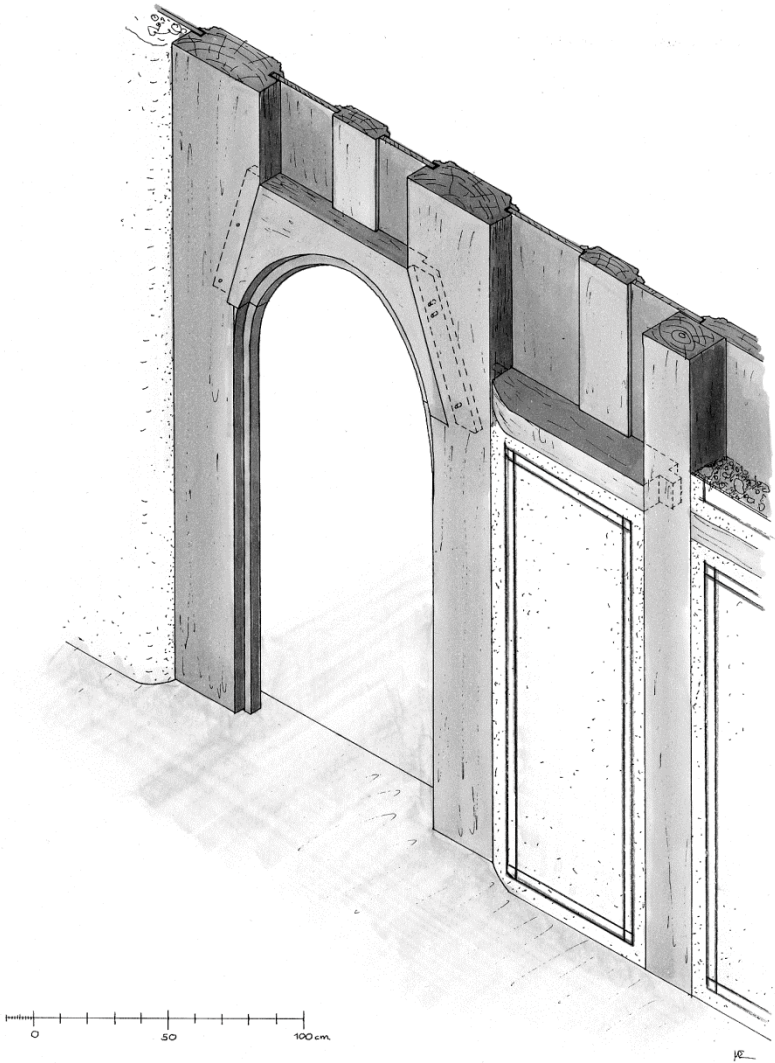


Abb. 11: Bohlenstube, Detailisometrie der Türkonstruktion

# Wetzhausen. Burg und Schloss einer fränkischen Reichsritterschaft

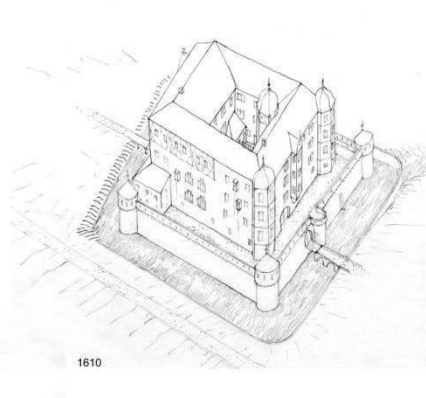
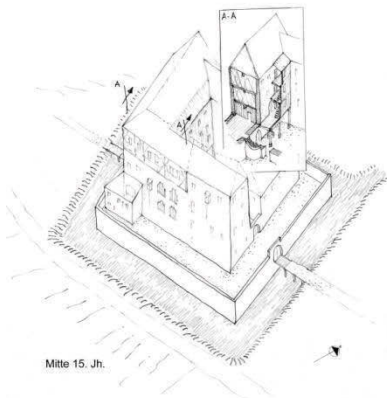
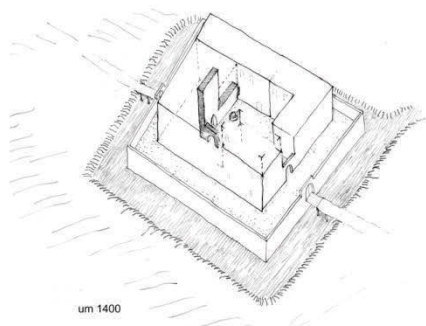
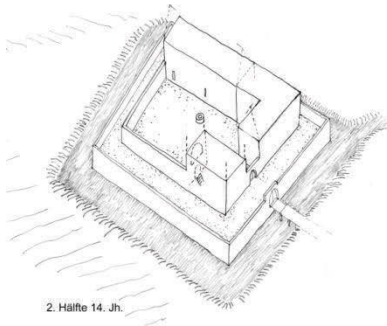
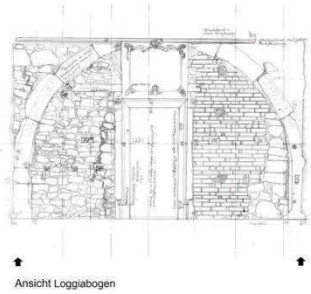
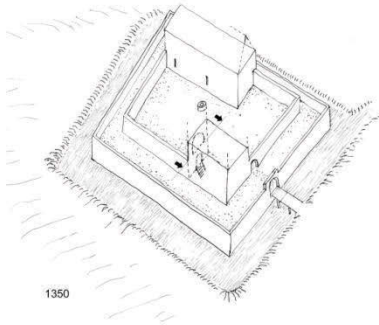


Abb. 12: Bauentwicklung zwischen 1340 und 1610



Abb. 13: Schloss Wetzhausen von Nordosten. Gouache in Familienbesitz, 18. Jahrhundert



Abb. 14: Gipsbüste des Bauherrn (?) als tragendes Element, 1600-1604

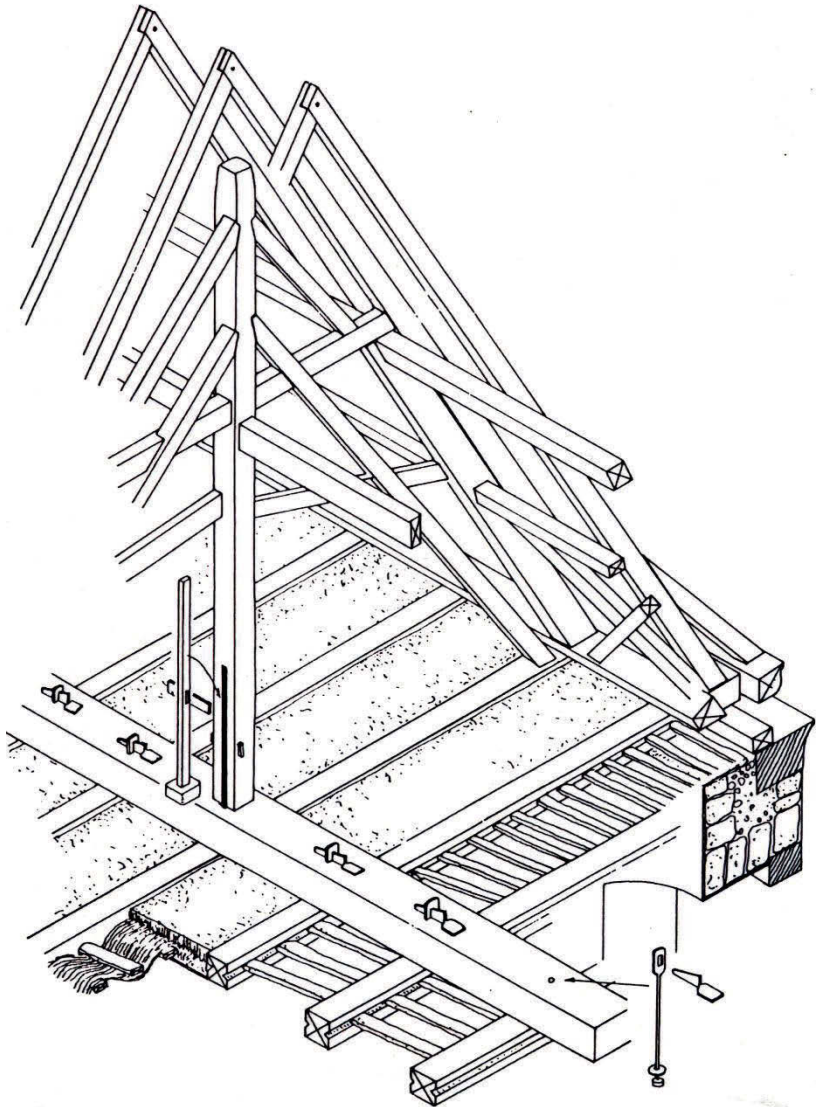


Abb. 15: Dachkonstruktion mit Hängewerk über dem Rittersaal, 1604





Abb. 16: Erker mit nachgotischem Maßwerk, um 1600

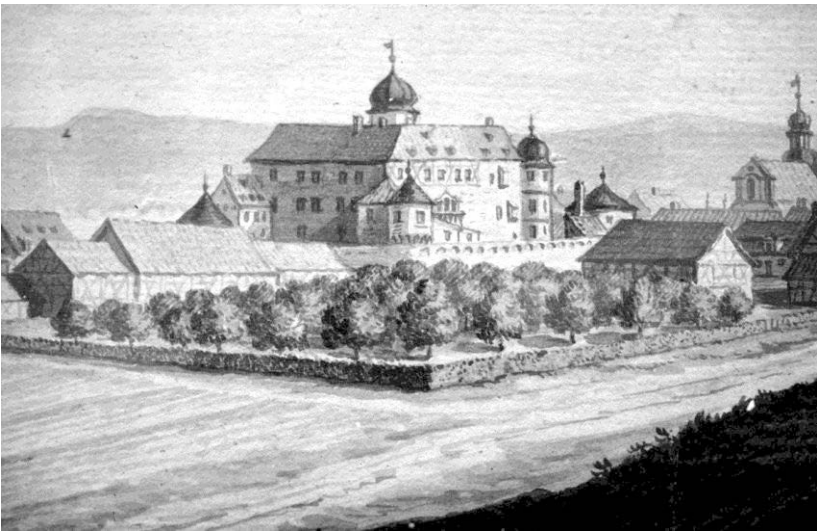


Abb. 17: Schloss Wetzhausen von Südwesten, Aquarell Mitte 19. Jahrhundert im Familienbesitz

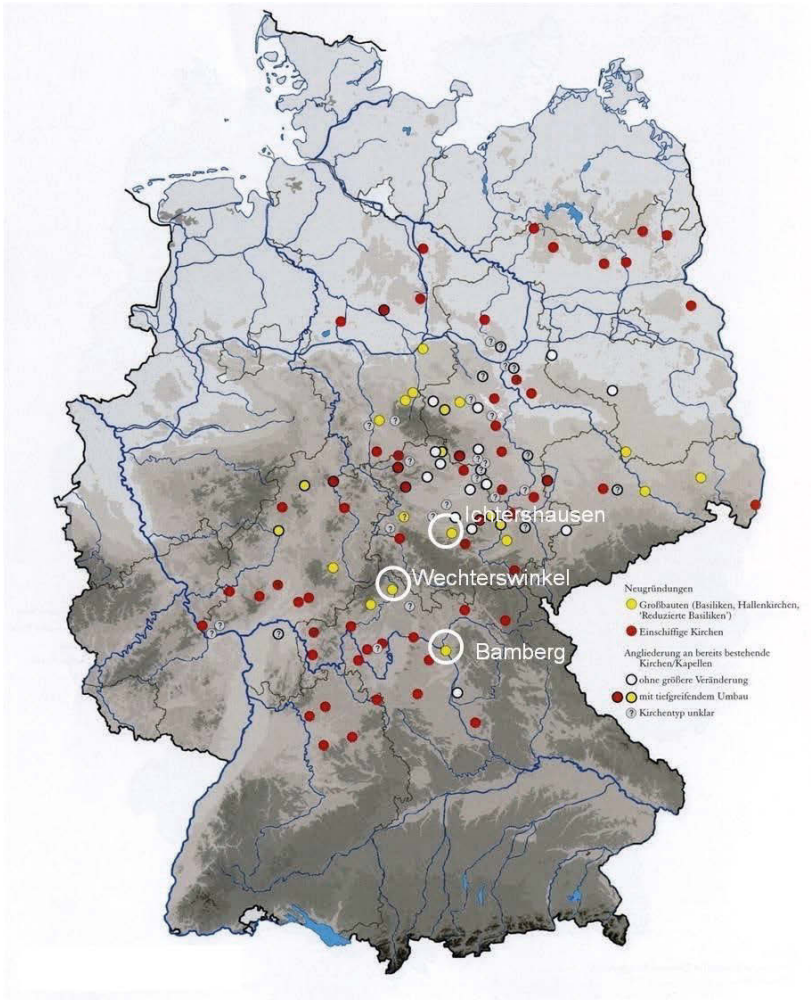
Wetzhausen. Burg und Schloss einer fränkischen Reichsritterschaft



Abb. 18: Schloss Craheim

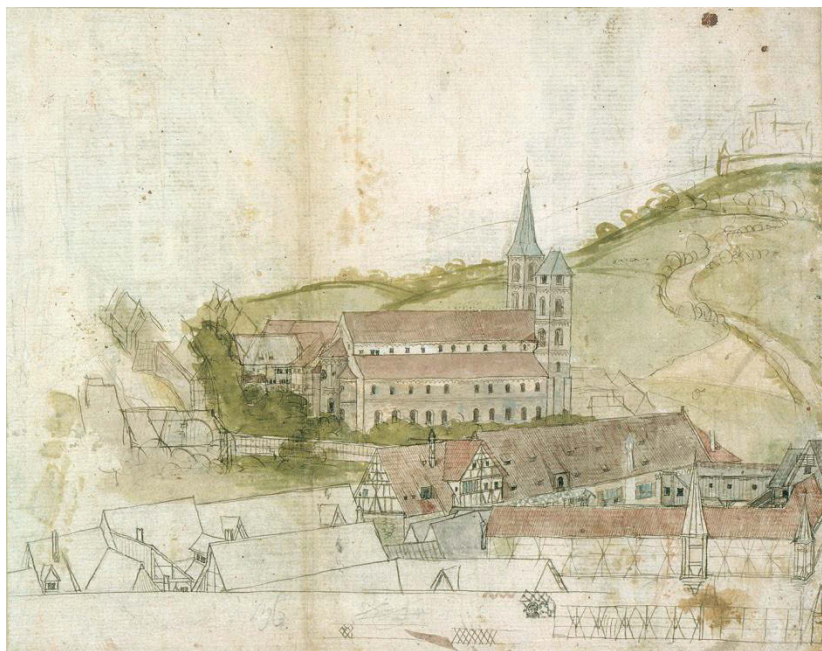


## FARBABBILDUNGEN

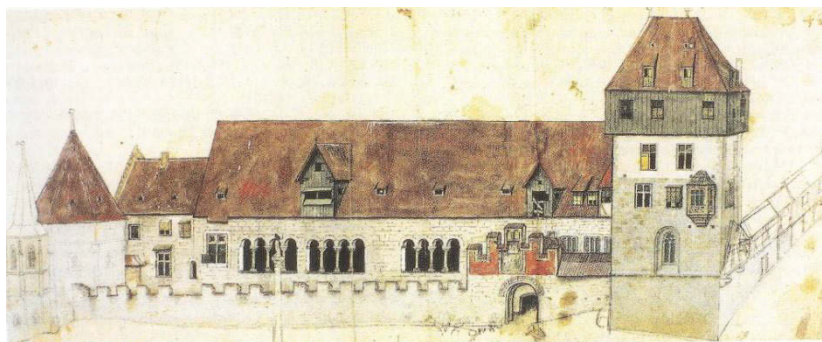


Farbabb. 1: Zisterzienserinnenklöster in Süddeutschland. Verbreitungskarte nach Mohn (Beitrag Albrecht)

## FARBABBILDUNGEN



Farbabb. 2: Bamberg, St. Theodor. Nach einer Aquarellzeichnung von 1470/80 (Beitrag Albrecht)



Farbabb. 3: Bamberg, Hofhaltung, ehemaliger Palas. Nach einer Aquarellzeichnung von 1470/80 (Beitrag Albrecht)

## FARBABBILDUNGEN

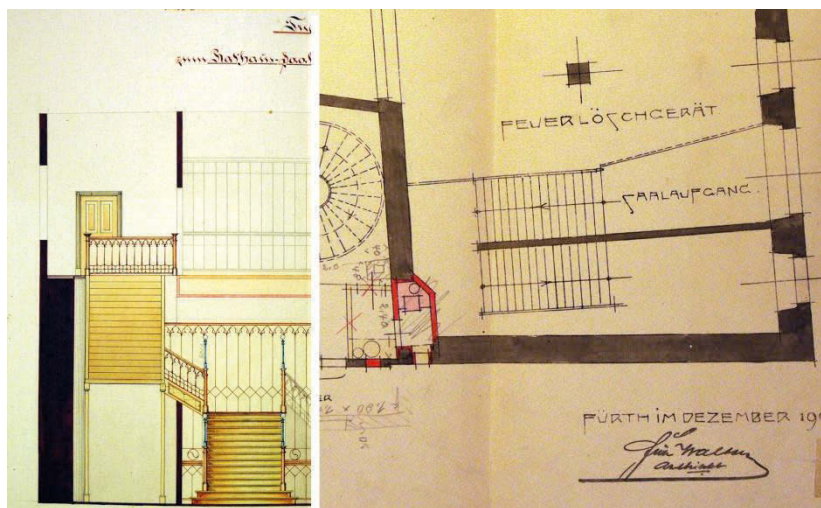


Farbabb. 4: Ebrach, ehem. Zisterzienserabteikirche, südöstlicher Winkel hinter dem Hochaltar, Deckplatten der Tumben der Königin Gertrud und ihres Sohnes Friedrich von Rothenburg (Beitrag Hörsch)



Farbabb. 5: Ebrach, ehem. Zisterzienserabteikirche, nordöstlicher Winkel hinter dem Hochaltar, Grabplatten von Herzgrab-Tumben zweier Bischöfe von Würzburg, dazwischen Nischen für weitere Herzbehräbnisse (Beitrag Hörsch)

## FARBABBILDUNGEN

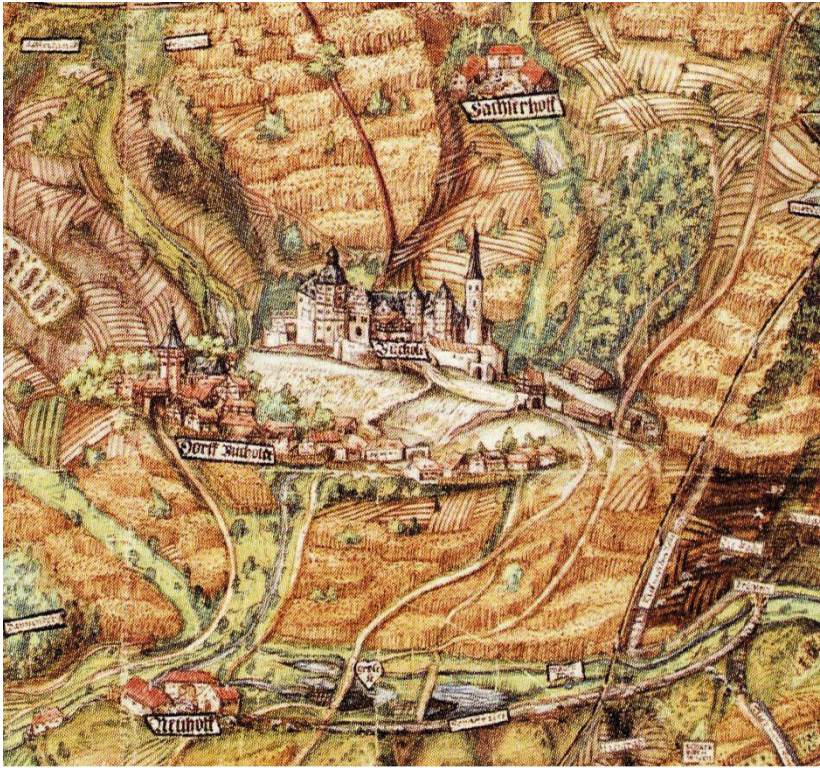


Farbabb. 6: Links: Entwurf Treppe 1882, Ingenieur-Architektur-Bureau A. Paul, Nürnberg. Rechts: Einbau der Aborte 1904 durch das Civil-Baubüro Fritz Walter, Fürth. Hier ist der Hinweis auf ein „Feuerlöschgerät“ abzulesen (Beitrag Eißing)



Farbabb. 7: Farbfassungen an den Gefachen der Trennwand der Kleinen Ratsstube zum Treppenhaus (Beitrag Eißing)

## FARBABBILDUNGEN



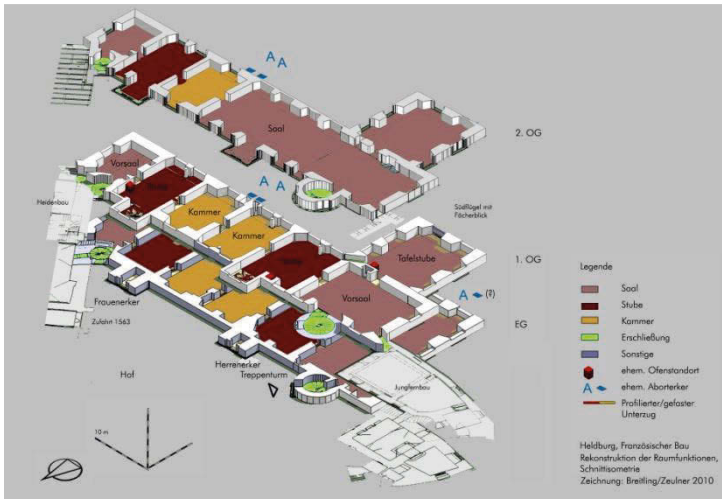
Farbabb. 8: Schloss Büchold und Umgebung, sog. Bücholder Rundkarte. Vogelschaukarte der Besitzungen, Jakob Cay 1588, Ausschnitt (Beitrag Breitling)



## FARBABBILDUNGEN

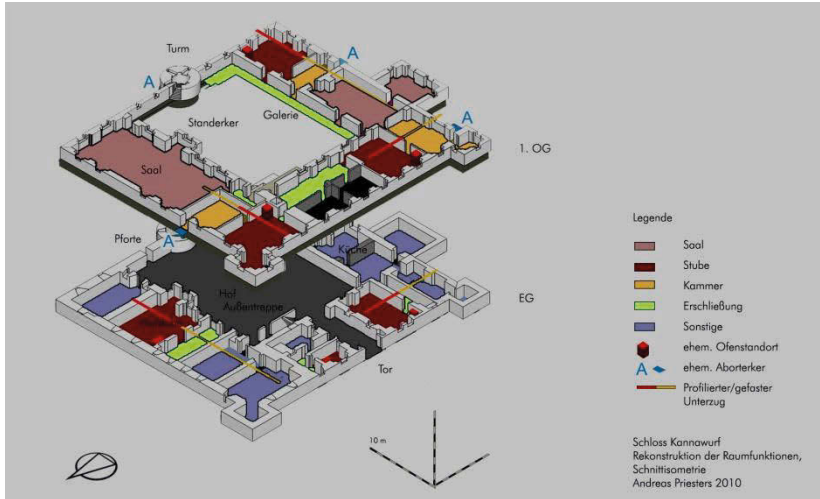


Farbabb. 9: Frankenberg, Grundriss EG mit Bauphasen und Raumnutzungen. Bernd Marr, Volker Rößner 2009 (Beitrag Breitling)



Farbabb. 10: Heldburg, Französischer Bau, Grundrisse mit ursprünglichen Raumnutzungen um 1563. Rekonstruktionsvorschlag: Stefan Breitling/ Martina Zeulner 2010 (Beitrag Breitling)

## FARBABBILDUNGEN

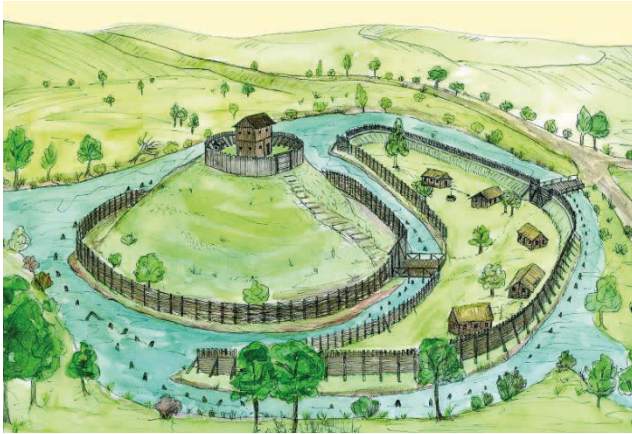


Farbabb. 11: Kannawurf, Grundrisse mit ursprünglichen Raumnutzungen um 1565 Rekonstruktionsvorschlag; Andreas Priesters 2010 (Beitrag Breitling)



Farbabb. 12: Ebelsbach, Grundrisse mit ursprünglichen Raumnutzungen im ersten und zweiten Obergeschoss um 1600. Rekonstruktionsvorschlag; Eva Maria Micksch 2010 (Beitrag Breitling)

FARBABBILDUNGEN



Farbabb. 13: Husterknupp. Aquarellierte Rekonstruktionszeichnung des Zustands mit Wohnturm und Motte, 11. Jahrhundert (HBR/Großmann nach Herrnbrot) (Beitrag Großmann)



Farbabb. 14: Melissantes: Berg-Schlösser in Teutschland, 1713, Titelseite (Beitrag Großmann)

## FARBABBILDUNGEN



Farbabb. 15: Burglengenfeld: Gesamtansicht (Beitrag Großmann)



Farbabb. 16: Ausmalung des Rittersaales 1604 (Beitrag Schuller)

## FARBABBILDUNGEN



Farbabb. 17: Jagdszene im „Erkerraum“, wohl 2. Hälfte 16. Jahrhundert (Beitrag Schuller)

ABBILDUNGSNACHWEIS

**Achim Hubel, Überlegungen zum Grabmal des Papstes Clemens II. im Bamberger Dom:** Abb. 1, 2, 3, 4, 17. 18. 21: Achim Hubel; Abb. 5 und 6 aus: Erwin Panofsky, Grabplastik. Vier Vorlesungen über ihren Bedeutungswandel von Alt-Ägypten bis Bernini, Köln 1964, 2. Aufl. 1993, Abb. 57 d und 120 a; Abb. 7 aus: Willibald Sauerländer und Max Hirmer, Gotische Skulptur in Frankreich 1140-1270, München 1970, Tafel 238; Abb. 8 und 19 aus: Wilhelm Boeck, Der Bamberger Meister, Tübingen 1960, Tafeln 20, 21 und 34; Abb. 9 aus: Maren Zerbes, Bauforschung zum Grabmal Papst Clemens II., in: Ausstellungskatalog „Clemens II. – Der Papst aus Bamberg. 24. Dezember 1046 – 9. Oktober 1047“ (= Veröffentlichungen des Erzbischöflichen Ordinariats, Hauptabteilung Kunst und Kultur, Band 2), Bamberg 1997, S. 76; Abb. 10 aus: Detlef Zinke, Liebighaus – Museum alter Plastik, Nachantike großplastische Bildwerke, Band I. Italien, Frankreich, Spanien und Deutschland 800-1380 (= Liebighaus – Museum alter Bildwerke Frankfurt am Main – Wissenschaftliche Kataloge, hg. von Herbert Beck, Band I), Melsungen 1981, S. 151 Nr. 78; Abb. 11 aus: Tilmann Breuer, Überlegungen zu Papstgrab und Adamspforte, in: Jochen Zink, Der Bamberger Dom und seine plastische Ausstattung bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Bericht über das Kolloquium in Bamberg vom 8. und 9. April 1975, in: Kunstchronik 28 (1975), S. 447; Abb. 12 aus: Justus Bier, Nürnbergisch/Fränkische Bildnerkunst, Bonn 1922, Abb. 2; Abb. 13 aus: Hans Körner, Grabmonumente des Mittelalters, Darmstadt 1997, Abb. 34; Abb. 14: Fotograf Mossot. Internet-Adresse: [http://commons.wikimedia.org/wiki/File%3AAubazine\\_-\\_Abbatiale\\_-\\_Tombeau.JPG](http://commons.wikimedia.org/wiki/File%3AAubazine_-_Abbatiale_-_Tombeau.JPG); Abb. 15 aus: Clemens Kosch, Kölns Romanische Kirchen. Architektur und Liturgie im Hochmittelalter, Regensburg 2000, S. 80; Abb. 16: Achim Hubel, auf der Basis der Rekonstruktionszeichnung von Tilmann Breuer (siehe Abb. 11); Abb. 20 aus: Walter Sage, Die Ausgrabung im Bamberger Dom, in: Ausstellungskatalog „Kaiser Heinrich II. 1002-1024“ (= Bayerische Landesausstellung 2002 in Bamberg), Stuttgart 2002, S. 100, Abb. 82; Abb. 22 aus: Walter Burandt, Die

Baugeschichte der Alten Hofhaltung in Bamberg, Bamberg 1998, Abb. 143 und 155. **Stephan Albrecht, Der Kreuzgang von St. Theodor in Bamberg:** Abb. 1: Stadtarchiv Bamberg BS 334-19 d – H027; Abb. 2, 5, 9, 13, 14: Stephan Albrecht; Abb. 3 aus: Die Kunstdenkmäler von Oberfranken, Stadt Bamberg, Bd. 3: Immunitäten der Bergstadt, Bd. 2: Kaulberg, Matern und Sutte, hg. von Tilmann Breuer, München 2003; Abb. 4: Stadtarchiv Bamberg; Abb. 6: Foto von Eduard Hoeffle, SBB V BG 446, aus: Die Kunstdenkmäler von Oberfranken, Stadt Bamberg, Bd. 3: Immunitäten der Bergstadt, Bd. 2: Kaulberg, Matern und Sutte, hg. von Tilmann Breuer, München 2003, Abb. 16; Abb. 7 aus: ebda., Abb. 14; Abb. 8 aus: ebda., Abb. 315; Abb. 10: Erwin Purucker; Abb. 11: Tourist Information Feuchtwangen; Abb. 12: Verkehrsbüro Aura; Abb. 15: Markus Hörsch; Abb. 16 und 17 aus: Michael Schmitt, *reverentia und magnificentia. Historizität in der Architektur Süddeutschlands, Österreichs und Böhmens vom 14. bis 17. Jahrhundert*, Regensburg 1999; Abb. 18 und 19 aus: E. Bock, *Schwäbische Romanik. Baukunst und Plastik im württembergischen Raum*, Stuttgart 1973; Farbabb. 1 aus: Claudia Mohn, *Mittelalterliche Klosteranlagen der Zisterzienserinnen. Architektur der Frauenklöster im mitteldeutschen Raum*, Fulda 2006, S. 445; Farbabb. 2: Staatl. Museen Preuß. Kulturbesitz, Kupferstichkabinett, Inv. 15344, aus: Die Kunstdenkmäler von Oberfranken, Stadt Bamberg, Bd. 3: Immunitäten der Bergstadt, Bd. 2: Kaulberg, Matern und Sutte, hg. von Tilmann Breuer, München 2003, Abb. 72; Farbabb. 3: Berlin, Staatl. Museen, Kupferstichkabinett, Inv. 15346, ebda. **Markus Hörsch, Die mittelalterlichen Bildwerke in der Abtei Ebrach und ihre Bedeutungen. Interessen und Hierarchien in einer Grabeskirche:** Abb. 1, 2, 3, 4, 5, 9, 11, 12: Markus Hörsch; Abb. 6: Thomas Bachmann; Abb. 7 aus: Festschrift Ebrach 1985, Abb. 4.18; Abb. 8: Mainfränkisches Museum Würzburg; Abb. 10 aus: Chronik Agricola, Festschrift Ebrach 1985, Abb. 5.28; Farbabb. 4 und 5: Eberhard Lantz, LDA. **Thomas Eißing, Das Rathaus in Forchheim. Neue Erkenntnisse zur Baugeschichte und Bedeutung eines der ältesten erhaltenen fränkischen Rathäuser:** Abb. 1 aus: Denkmäler in Bayern, Bd. IV: Oberbayern, München 1986, S. 212; Abb. 2: Thomas Eißing/ Silvia Bitrian; Abb. 3 aus: Fränkisches Tagblatt, 9. Juli 1955; Abb. 4, 5, 6, 7, 9, 10, 11, 12, 15, 16, 18, 19, 22 sowie Farbabb. 7: Thomas Eißing; Abb. 8: Aquarell von Michael Kotz von 1890, Pfalzmuseum Forchheim, Foto: Thomas Eißing; Abb. 13: Zeichnung Aufmaßübung 2011, M. Nitzschke, H. Drabik, Foto: Thomas Eißing; Abb. 14 aus: Matthias Mende, *Das Alte Nürnberger*

Rathaus. Baugeschichte und Ausstattung des großen Saales und der Ratsstube, Nürnberg 1979, Bd. 1, S. 188; Abb. 17: Zeichnung studentische Übung 2009 von Franziska Röser; Abb. 20: Foto: Thomas Eißing, Zeichnung: Silvia Bitrian; Abb. 21: Zeichnung Silvia Bitrian; Farbabb. 6 aus: Fürth. Stadtarchiv Forchheim, Akten des Magistrats Nr. 42/62.

**Stefan Breitling, Überlegungen zu Nutzung und Baugestalt fränkischer Schlösser der frühen Neuzeit:** Abb. 1: Jan Fuhrmann; Abb. 2, 5, 6, 7, 9, 10: Stefan Breitling; Abb. 3: Zeichnung Andreas Priesters; Abb. 4: Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten; Abb. 8: Andreas Priesters; Farbabb. 8: Hauptstaatsarchiv München; Farbabb. 9: Bernd Marr/Volker Rößner in: Schloss Frankenberg. Baugeschichtliche Untersuchung, hg. von Volker Rößner und Irmgard Ochs, Forchheim 2009; Farbabb. 10: Breitling/Zeulner; Farbabb. 11: Andreas Priesters; Farbabb. 12: Eva Maria Micksch.

**G. Ulrich Großmann, Mythos Burg – Neue Forschungen zu Burgen – besonders in Franken:** Abb. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15: G. Ulrich Großmann; Farbabb. 13: Historische Bauforschung Restaurierung, Fürth (Großmann); Farbabb. 14: G. Ulrich Großmann; Farbabb. 15: unbekannter Fotograf.

**Manfred Schuller, Wetzhausen. Burg und Schloss einer fränkischen Reichsritterschaft:** Abb. 1: Hartmut Olbrich (studentische Übung 1989); Abb. 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 8, 10, 11, 14, 15, 16, 18 sowie Farbabb. 16 und 17: Manfred Schuller; Abb. 12: TUM Baugeschichte, Historische Bauforschung und Denkmalpflege (studentische Übung 2010); Abb. 13 und 17: aus dem Familienbesitz der Truchsesse von und zu Wetzhausen.





Der Band „Neue Forschungen zur mittelalterlichen Bau- und Kunstgeschichte in Franken“ enthält die – um die wissenschaftlichen Anmerkungen ergänzten – Vorträge, die im Rahmen der Ringvorlesung des Zentrums für Mittelalterstudien (ZEMAS) der Otto-Friedrich-Universität Bamberg im Sommersemester 2010 gehalten worden sind. Die hier nun publizierten Beiträge stellen neue Forschungsergebnisse der jeweiligen Referenten vor. Sie gelten mittelalterlichen Themen und wenden sich sakralen wie profanen Bauwerken zu.

Das Spektrum beginnt mit bedeutenden Sakralbauten Frankens; behandelt werden das Grab des Papstes Clemens II. im Bamberger Dom, der Kreuzgang des Bamberger Karmeliterklosters St. Theodor und die mittelalterlichen Bildwerke der ehemaligen Zisterzienserabteikirche Ebrach. Ein Aufsatz widmet sich dem Rathaus von Forchheim, das im Kern noch aus dem 14. Jahrhundert stammt und damit zu den ältesten Rathäusern in Franken gehört. Zwei weitere Beiträge stellen fränkische Burgen unter ausgewählten Gesichtspunkten vor, und der Band schließt mit einer bauforscherischen Untersuchung des Schlosses der Truchsesse von Wetzhausen.

ISBN: 978-3-86309-060-9

ISSN: 1865-4630

20,00 €